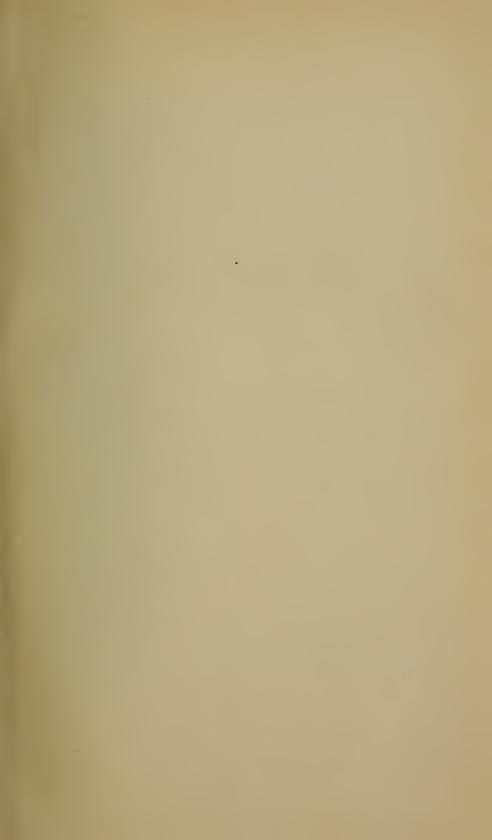
940,343 W649s

Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm

Uns den Aufzeichnungen, Dokumenten, Tagebüchern und Gesprächen herausgegeben von Karl Rosner







Milfund



6 .- 200. Taufend

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht, vorbehalten. Für die Bereinigten Staaten von Amerika: Coppright, 1922, by N. B. Uitgevers: Maatschappij » Mundus, Amsterdam Druck der Union Deutsche Berlagsgesellschaft in Stuttgart

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

hefol Weingen un Y. Nov. 19h! dialer Jum Horner! his fulue must oft med vingapour in Juffrirfun und in hrinfan um Mi Freyn larrays ob at most rifting fre, up ref in Mulyefun ubw minin mulfalliger folubru in den somfinken Juliun now New Joinge, wirfund And injufaciabliface Minjaco mic unger in it firfunkait wewens Willow Suful Micingen vin youfunnifung sinor Singer sinor wlayan falla. Hial fifices sufing in Mufau-munger sugagne zu retue. fine auring lay fire minfine stere garrenkun, dif folef wie hill mir

Di Miylifkiel urffliaffen minn,

vin lugh Mappel iler unuface untler publiabacion Maryery Nor unriforalluce Stripujufa Juil sto Sufficient liquerte, ilet munifer nort implesienta Problem infant Brigh fifny und millif ile du biffurer Mufinish import Hunderbrufat unspilprufau. Vun ull Nufur multjuffifseife Juffafur ift wer suin who when Munin, it seem steelffue Aniforform une winffrom Sound, une mittaller unf meribusynyoyun. Toffer wh Millionen wednes Naciffee Rineth if in Not hielmust its fifitful-Uparane futiniteling future ind mos mil mount Himm, mount Musta vry himuse so singlissor min soyauvieur. - pregingenfichful,

mm ut jurer suffynberena fogegollur Minflubru unific -To find-infruirfta forgan: myf of uf winffullfi yang bluv unsfisoffan fulla, ind juiceff unfoult since sol wer Muficipleth fir sing allacio - Silanfrairfungun versstunden, promylofa bliffer, Na you mener fudmittery pring Menen, disser primingan un propunera hoffen lich pursorryunden parfielesprietun profon sunt sin service Halling gri den propon jolitiffen trugue the Holingtywith swohin- hilfywirfungen fiftiaplist nollen Sugne Met November 1918 Hinksourts, Name fifer miniful most vis huggest fafet, vot ulv ninling

rry fifm iru friefrit sortnumen liph muf der ut singt. Til fala freitu, mu Suga stor stellan Mindstyle det imfolyan J. November surfuel mindet in den pryionen ynbluttud, mungled Norm bri Kniha pulayl, undered dryanosind, und bru Retie um fruite zu dem zuführen fut-Sflessa gubumum, de suir jugt uld the sufm diffrey woffered, mique suif - Nafface his infinis burniph munifu Vinfue servicion lefist fix grinesyuriofulif felfun, att sup fri ifu Her-Huitrict sulyayaubriggen Princetour. William foft Newwelft minim me des frient, souller bie dringuelle Julytuflu you orderen find for fall him

wiffiehen min Gran den grupen Purb um infriespenyon and history brigan. Jin who little if Napat Mentural, New Min ju grin zufun Snila su suound puffirm in Micingen fifm Bannan Montan, gin friedluge und hrift yn mufun. Kin follan frishis in fuguy det Stoffer willing fruin June felver. Wallow Pris ulfo minjaleur fortloffau, formige ut follen, mollen fia muiter hubufligur mjurgur - mid Nafa Hohnwidgthick sim fif for this windful sayalun - for felen tin sing Myn minn Jupining. Hunius if zurer Afun with

Munimum Munfife Brune. Vine Purene sing med if frame time fried luyen Jupan. This siffen men Minis reflight thatre weet were main Ufmirfun. Sin find lei ullun housine suid formind faftlique gnfring min inthiliffind for Noffen gå mir ymsøfun nuð fulun hui Spane hapirf four vinen plibin ministerna yntun. No marker Pris wing Nisraella Halling jumain Milinga linggingmyan finden. Nys find fin min Winf irufu luy frint Vinguerku fr fprish sin Ansyfuer som Oerdren und mu in Aisue, in thankville, in it therepape and in Morne min frings irefir, sup all its, sowif

Who surin Halling prin Brings und zin infune politib minformed the hingest fin wintwynlagt fula, wieh trypunsily sind billigs Muis frit wind Munich Il, sho some Kulfaifa Kunul, fudun suf if Annuli fifue for pureif, folifor yofinful- hud sup inf secunti fifte. some winformyablis, ynyme vin fingtbut infant Gufuf wil ullan briffen zu meirhen unrfligt fulu. Will buffin frifmidie der Juffring, suf fir minim Muly nofillen munten If Juhuins Mülgun



Vorwort des Herausgebers

Als ich vor über einem Jahre an meinem Buche "Der König" ichrieb, mit bem ich angesichts einer Flut von Entstellungen ben Versuch machte, ben Kaiser und sein Wesen so zu zeichnen, wie sie mir erschienen maren, und seine Umwelt so zu ffigzieren, wie ich sie geseben habe, da ist in mir vorübergehend auch der Wunsch lebendig gewesen, gleichzeitig und in gleicher Weise bas Bild des Kronprinzen richtigzustellen. Richtigzustellen - benn ich kenne ihn feit langer Zeit, und ich weiß, daß die Buge feiner Urt nichts mit den Berrbildern gu fun haben, die man in weiten Rreisen ber beutschen Heimat wie des Auslandes weitergibt. Ich habe den Gebanken damals wieder fallen laffen, er fügte fich nicht in die Kunstform meines Buches, er hatte ihren knappen Rahmen gesprengt. Ich habe mich auf die Umreißung ber einen fragischen Figur beschränkt, und ber Kronprinz ging nur in einer Szene als ihr Gegenspieler durch meine Urbeit.

Auch die Versuchung, jene andere Tragik, die in dem ersten Werke nicht zu Worte kommen konnte — das Schicksal des in einer neuen, eigenen Gedankenwelt wurzelnden und nun doch vom Zusammenbruche mitgefällten Sohnes und Erben — in einem zweiten selb:

ständigen Buche zu gestalten, ist damals im Zuge prüsender Erwägunzen an mich herangetreten. Ich habe ihr nicht nachgegeben: Non bis in idem —

Ein Jahr nach Abschluß jenes ersten Buches traf mich dann der vorstehende Brief aus Wieringen, dem bald darauf die angekündigten Schriftstücke folgten. Der Brief und die den Aufzeichnungen und Dokumenten innewohenende Bedeutung für die geschichtliche Erkenntnis haben den seiner Zeit zurückgedrängten Wunsch wieder lebenz dig werden lassen. Zugleich hat das reiche Material aus persönlichen Erinnerungen auch die Form gegeben, die allein dem Stoffe gerecht zu werden vermochte.

So bin ich an diese Herausgeberarbeit gerne und dankbar für das mir erwiesene Vertrauen herangetreten. Ich habe sie umso lieber übernommen, als mir die Erlaubnis gegeben war, zu sichten und an einzelnen Stellen, wo mir das notwendig erschien, aus eigenem Miterleben zu ergänzen, was etwa an dem von dem Kronprinzen zum Leile nur aus der Erinnerung und ohne viel Behelfe in der Einsamkeit der Insel sestige legten Materiale sehlen mochte. Eine strenge Trennung des ursprünglichen Manuskriptes und dieser gelegentslichen Zusätze, die etwa durch Anmerkungen möglich gewesen wäre, ist mit Hinblick auf die Flüssigkeit des Ganzen vermieden worden.

Berlin, 15. Januar 1922.

Karl Rosner.

März 1919.

Se ist Albend, und ich bin noch einmal die stillen, menschenleeren Wege draußen zwischen den windgesegten, aufgeweichten Weidestücken hingeschritten. Durch Grau und Dunkel.

Rein Mensch — kein Menschenlaut. Allein dieses Wehen von der See herüber, das gegen mich andrängt, mir durch die Kleider greift. Märzwind. Nächstens soll Frühling werden. Vier Monate bin ich nun hier.

Rings über mir in weiter Runde die ewig funkelnden Sterne, die gleichen, die auch über Deutschland stehen. Und tiefer an dem Horizont der einsinkenden Nacht gießen die Leuchtfeuer von Den Dever und von Texel ihre Strahlenbündel über die Zuidersee.

Unruhig wartend steht mein Kamerad an der kleinen Gatterture des Gärtchens, da ich wiederkomme. War

ich so lange fort?

Jest sitze ich in diesem kleinen Zimmer meiner Pastorie, die Petroleumlampe brennt — qualmt rußend, stinkt ein wenig — und im eisernen Ofen glimmt das kümmerliche Feuer.

Rein Lauf stört die Stille. Nur dieses ewige Weben über der großen Einsamkeit der schlafenden Insel.

Vier Monate -

Und immer wieder in dieser unendlich langen Zeit, die ich, wie in einem einzigen auf etwas Warten und nach Kronprinz Wilhelm, Erinnerungen. 1

etwas Fernem Hinhorchen verbracht habe, hat mich der Gedanke gesucht: Vielleicht, wenn du es dir vom Herzen schreibst?!

Auch heute wieder. Den ganzen Tag schon — und vorhin auf dem stillen Wege.

Ich will's versuchen!

Blätter, die das Vergangene rufen und geordnet halten und die mich selbst aus dieser Aufgerührtheit zu Ruhe und Klarheit führen sollen. Erinnerungen an Verssunkenes, Rechenschaft über eigenes Tun, Wollen, Unterlassen und Festlegung der Wahrheit über manches wichtige Geschehen, dessen Bild heute noch, nur entstellt, verfälscht im Umlauf ist.

Ehrlich und ungeschminkt will ich die Vorgänge so aufzeichnen, wie ich sie sehe. Ich will eigenes Irren nicht verschweigen und fremde Fehler nicht verfolgen. Zu Sachlichkeit und zu Gefaßtheit will ich mich zwingen, auch dort, wo heute noch die rote Welle aus Schmerz und Zorn und Bitterkeit mich überfluten und mit sich reißen will, wenn mein Erinnern daran streift.

Bei Fernem, bei ber Jugendzeit will ich beginnen.

Wenn ich auf die Tage meiner Kindheit zurücklicke, so ist es mir, als täte sich eine versunkene Welt voll Glanz und Sonne wieder vor mir auf. Unser Elternshaus in Potsdam und Berlin — wir alle haben es nicht weniger geliebt als jedes andere von Liebe und von Fürssorge umhegte Kind das seinige. Und auch die Freuden unserer ersten Kindheit sind sicherlich die gleichen gewesen wie die Freuden jedes fröhlichen und aufgeweckten deutsschen Jungen. Denn ob der Kindersäbel des einen aus

Holz und der des anderen aus Blech ift, und ob das Schaukelpferd richtig mit Ralbsfell überzogen oder nur mit bescheidener Dlfarbe getigert ift, das ift im Grunde für Kinderherzen gleich - und die Symbole der kleinen Männlichkeit, der Gabel und das Pferd, geben das ftolze Blud. Auch dieselben bummen Streiche haben wir gemacht wie jeder brave deutsche Junge - nur daß wir dabei vielleicht bessere Teppiche und teurere Möbel verdarben als manche anderen. Und das habe ich auch immer wieder gefunden, wann immer und mit wem auch ich in fernen, lang versunkenen Plauderstunden die Beldentaten dieser Rindheitsjahre tauschte: es gibt Entwicklungsstufen unserer Phantasie, in denen jeder Junge, ob er nun Königskind ift, oder ob er aus dem Bauernhofe, aus einem Burgerhause oder einem Arbeiterquartiere kommt, etwa die gleichen fühnen Abenteuer sucht, die gleichen genialen Erfindungen macht: Vorstöße auf weitläufige geheimnisvolle Bodenraume und in muffige Reller, Erlebnisse mit flott aufgedrehten und dann, wenn sich die Wasserflut ergießt, nicht wieder zugehenden Spdranten, mit beimlichen Schneeballangriffen auf bochft ehrenwerte und peinlich forrette Staatsbeamte, die dann mit einem Male all ihre abgeklärte Würde laffen und puterrot: "Berfluchter Lausejunge!" ichreien.

Der Mittelpunkt für uns Kinder war, seit ich denken kann, unsere geliebte Mutter. Von ihr ist Liebe und ist Wärme ausgegangen und zu uns gekommen. Was auch jemals unsere jungen Herzen an Frende oder Leid bewegen mochte, sie hat Verstehen und ein Mitschwingen und Mitempsinden dafür gehabt. Alles Beste unserer Kindheit, nein mehr: alles Beste an dem, was Eltern-

haus und Familie nur geben können, danken wir ihr. Denn was sie uns in jener frühen Jugend gewesen ist, das ist sie uns geblieben, auch als wir zu Jünglingen und Männern reiften — das ist uns diese gütigste und beste Frau, für die leben nur helfen, spenden und sich zum Wohle anderer hingeben und verschwenden heißt, auch heute noch.

Alls ältester Gobn stand ich unserer geliebten Mutter stets besonders nahe. Mit allen meinen fleinen oder großen Unliegen, Wünschen oder Gorgen bin ich zu ihr gekommen, und auch sie hat redlich mit mir geteilt, was sie an hoffnungen oder Befürchtungen in sich trug, was sie an Erfüllungen ober Entfäuschungen erlebte. Gie hat in manchen Ochwierigkeiten, die sich zwischen meinem Vater und mir im Lauf der langen Jahre ergeben hatten, begütigend, glättend und ausgleichend vermittelt, es gab keinen Gedanken von einigem Gewicht in meinem Sergen, den ich nicht zu ihr bringen durfte und den ich ihr nicht brachte. Dieses Verhältnis tiefer Liebe und gläubigen Vertrauens blieb so bis in die schwere Zeit des Krieges hinein und ist auch heute nicht durch all die harten äußeren Umstände durchbrochen, die mich augenblichlich von ihr frennen.

Besonders glücklich und dieser Fügung dankbar aber bin ich, sie in dieser qualvollen Zeit an der Seite meines so schwer geprüften Vaters zu wissen, als seine treueste Gefährtin jetzt im Unglück, wie einst im Glück. Als seinen besten bis zur Aufopferung selbstlosen Freund, ernst und rein, groß in ihrer Güte, vollkommen in ihrer Treue. In tiesem Stolz als ihr Sohn spreche ich es hier aus: Das Vorbild einer deutschen Frau, deren bestes Wesen

in der Erfüllung ihrer schweren Pflichten als Sattin und Mutter nur reiner und klarer noch sich enthült nun, da der Prunk der kaiserlichen Umwelt gefallen ist und sie allein in ihrer schlichten Menschlichkeit erscheint.

Das Verhältnis von uns Rindern zum Vater war anders. Er war stets freundlich und in seiner 21rt liebevoll gegen une, aber er hatte ichon naturgemäß nicht allzuviel Zeit für uns übrig. Go kommt es, daß ich, wenn ich unsere fruhe Rindheit überdenke, kaum ein paar Bilder finde, in denen ich ihn in harmloser, ungezwungener Seiterkeit mit uns ober in frober Singegebenheit an unsere Rinderspiele sebe. Wenn ich es mir jest zu erklären suche, so ist es mir, als ob er die Würde und die Überlegenheit des Reifen und Erwachsenen nicht so völlig hatte von sich streifen können, um mit uns fleinen Jungen richtig jung zu fein. Go haben wir in seiner Rabe eine gewisse Befangenheit eigentlich nie gang verloren, und auch seine in Momenten guter Laune bisweilen betonte Derbheit in Ton und Ausdruck, die uns offenbar zufraulich machen follte, wirkte auf uns eber einschüchternd. Das mag weiter auch baber tommen, weil wir Rinder fühlten, bag er fo oft, wenn er noch bei uns zu fein ichien, mit feinen Bedanken ichon nicht mehr bei uns war. Das ließ ihn dann beinahe unpersönlich, zerstreut und unseren jungen Bergen manch: mal fremd erscheinen.

Nur meinem Schwesterchen ist es gelungen, von Kindheit auf sich einen warmen Plat in seinem Herzen zu gewinnen.

Auch allerlei uns sonst ganz ungewohnter Zwang ging für uns Jungen von ihm aus. Go mußten wir, wenn

wir sein Schreibzimmer betraten, was er aber nicht gerne sah, die Hände auf dem Rücken halten, damit wir nichts von den Tischen herunterstießen. Zu all dem kam, daß die Ehrerbietung und der soldatische Sehorsam, die uns Kindern dem Vater gegenüber von klein auf anerzogen wurden, mit dazu beitrugen, in uns eine gewisse Unssicherheit und Scheu vor ihm zu erzeugen. Diese Unstreiheit haben auch ich und mein Bruder Fritz empfunden, obwohl gerade wir beide niemals als schücktern gelten konnten. Ich selbst habe mich erst langsam und mit fortschreitender Entwicklung von diesem Gefühl von Beengung befreit.

Bei der Erinnerung an das Arbeitszimmer meines Vaters fällt mir ein kleines Erlebnis jener Kindertage ein, das darum für mich einprägsam gewesen und unverzgeßlich geworden ist, weil es meinen ersten und unfreiwilligen Antrittsbesuch beim Fürsten Bismark darstellt.

Un einem frühen Morgen war das. Ich war im Begriff, mit meinem Bruder Eitel Friedrich zum Unterricht nach Bellevue zu fahren, und trieb mich noch eine Zeitelang revierend und unbekümmert in den unteren Räumen des Schlosses herum. Bei dieser Inspektion geriet ich zufällig in ein kleines Zimmer, in dem der alte Fürst über Skripturen am Schreibtisch saß — und jeßt zu meinem Schreck die Augen nach mir hob. Die Ersfahrungen, die ich in ähnlichen Fällen gemacht hatte, ließen mich erwarten, daß ich prompt und ungnädig hinausgeschmissen würde. Ich hatte meinen eiligen Rückzug auch schon eingeleitet, als mich der alte Fürst zu sich heranries. Er legte die Feder hin, griff mich mit seiner riesigen Hand an der Schulter und sah mir mit

feinen großen, durchdringenden Augen gerade ins Geficht. Dann nichte er mir zu und fagte: "Rleiner Bring, Gie gefallen mir, bewahren Gie fich Ihre frische Naturlichkeit - -". Er gab mir einen Ruß, und ich fauste aus der Stube hinaus. Ich war dermaßen ftolz über den Vorfall, daß ich meine Bruder durch Tage wie Luft behandelte: Fabelhaft — ich war ohne Erlaubnis in ein Arbeitszimmer hineingestolpert - und weber angepfiffen noch hinausgeworfen worden! Und noch ba-

zu ins Urbeitszimmer des alten Fürsten.

Much die Art unserer weiteren Erziehung über die ersten Rinderjahre hinaus hat sicher dazu beigetragen, uns von dem Vater mehr und mehr zu diftangieren. Unsere Ausbildung wurde bald vollständig in die Sände von hauslehrern und Gouverneuren gelegt, und burch sie erfuhren wir dann auch, ob Geine Majestät mit uns zufrieden sei oder nicht. Sier icon, in der Familie und ber eigenen frühen Jugend alfo, spürten wir das "Softem des Dritten", das Bestreben, unter Ausschaltung direkter Aussprachen, durch Mittelsleute Vorträge zu hören und Entscheidungen weiterzugeben. Dieses für einen vielseitig und ftark in Unspruch genommenen Mann, wie es der Raiser zweisellos stets gewesen ist, so bestechende Prinzip hat sich mit den Jahren immer mehr verwurzelt und ausgebaut, und es hat in Fällen, in benen einflußbungrige und ebenso gefällige wie seghafte Hoflente oder Politiker sich der Mittlerposten bemächtigt hatten, die Ausschaltung unerwünscht klingender Berichte oder die (vielleicht oft gang unbewußt erfolgte) einseitige Farbung der Ginläufe verschuldet und damit manches Unbeil angerichtet.

Das Kabinett, namentlich das der Zivilverwaltung, war im Grunde nichts anderes als eine Personalbehörde, der Kabinettchef das Sprachrohr und der Vermittler jeder wie immer gearteten Stimme aus seinem Tätigteitsbereiche; dazu der Rückträger allerhöchster Entscheisdung. Der Gedanke dieser Stellung setzt unbedingte, beinahe übermenschliche Gerechtigkeit und Objektivität voraus. Doppelt dann, wenn der Regierende (was seiner engeren Umgebung nicht entgehen konnte) doch in mancherlei Hinsicht beeinslußbar und durch bittere Erlebnisse erschüttert ist. In solchem Falle wird die Verantwortzlichkeit dieser Stellen, wenn ihre Inhaber die oben klar gezogene Linie überschreiten, so groß wie ihre Macht.

Dann — und gar, wenn sie sich zur Stärkungihrer Stellung, ihres Einflusses stillschweigend zusammenschließen — werden sie und ihre hösischen Helser zu Verfälschern des Bildes, auf Grund dessen der Herrscher seine letzten folgenschweren Entschließungen treffen muß. Die wahrhaft Verantwortlichen für Fehlsprüche und Fehlent-

scheidungen.

Wer in aller Welt spricht aber heute von den Günden, die die langjährigen Chefs des Zivil- und des Marinekabinetts am deutschen Volke in der Zwiesprache
ihrer täglichen "Vorträge" begangen haben? Fest und
eng hielten sie den Kaiser in ihre Auffassung aller wichtigen Fragen eingesponnen. Riß dennoch einmal eine
Masche, weil ihm über eigenem Beobachten oder auf
den mutig vorbrechenden Vorstoß eines Dutsiders hin
die Augen aufgegangen waren — dann gab ihr täglicher
Dienst ihnen schon morgen Gelegenheit, den Schaden zu
stopfen und den Eindruck, den der Eindringling hinter-

laffen, aufzuheben. Ich weiß, daß keiner diefer Männer je im Bewußtsein ichablichen Ginflusses so gewirkt und gehandelt hat. Um Ende halt eben ein jeder fein Rezept zum politischen Beile für das allein Erfolg bringende und echte. Ich weiß auch (um von diesen Trägern des Prinzipes noch einmal zum Prinzipe felbst zu kommen), daß ein Rabinettchef, der die Entschlusse des Raisers noch gang anders beeinflußt und behämmert hatte, ein Gegen für das Vaterland und für uns alle hatte werden können - wenn dieser Rabinettchef ein harter, ftarter, zielsicherer Mann gewesen ware. Ginen solchen Mann hat das Schidfal dem Raifer leider nicht beschert. Die Tendenz der Kabinettspolitik und ihres Unhanges, dem Berricher die nachten Tatfachen, die immer drobender heraufsteigenden Gefahren in milberem Lichte ericheinen zu laffen, die sich barter und barter melbenden Bedenken und Gorgen immer wieder einzuschläfern, bis das Geschick sich endlich erfüllte, hat fürmahr Volk und Baferland nicht zum Gegen gereicht. Unsichtbar und unfaßbar blieb das Wirken dieser Ratgeber der Krone, und wohl manchmal wird dem Raiser die bittere Frage aufsteigen, ob bei ihrer Wahl - besonders bei der Wahl ber langjährigen letten Chefs des Zivil- und Marinefabinette eine gludliche Sand ihn führte. Für feine Mitarbeiter und seine Umgebung durften die besten Ropfe und die unverzagtesten Bergen aus allen Schichten Deutschlands gerade gut genug fein.

Ein Grundsehler war es, daß nur der Neichskanzler Vortrag unter vier Augen hatte und daß den Vorträgen der übrigen Minister u. s. w. der zuständige Kabinettches beiwohnte. Bei den Militär- und Marinevorträgen war außerdem noch der diensttuende Generaladjutant von Plessen zugegen. Die Kabinette kamen dadurch in ein gewisses Übergewicht zu dem Minister oder dem Manne, der verantwortlich war.

Aber ich bin weit abgeschweift und will zurück zu den

Erinnerungen aus meiner Jugend.

Bei dem "Spstem des Dritten" war ich geblieben. In bezug auf uns Söhne also kam es, als wir erst militärischen Rang bekleideten, dazu, daß der Kaiser mit uns im allgemeinen durch den Chef des Militärkabienetts oder durch den General von Plessen verkehrte, und wir erhielten sogar gelegentlich wegen recht harmsloser Dinge rein persönlicher Urt Kabinettsorders zugestellt.

Bu birekten freundlichen und freundschaftlichen Alus: sprachen zwischen Vater und Göhnen fam es faum. Es war beutlich, daß der Raifer auch uns gegenüber persönliche Auseinandersetzungen, in denen er etwa Entscheidungen treffen sollte, vermied - der Dritte wurde auch bier eingeschoben. Um Nichtigkeiten, deren Erledigung unter anderen Voraussetzungen mit wenigen väterlichen Worten hatte erfolgen können, wurden Vermittler und Mitwisser zu offiziellen Aussprachen bemubt - für mich aber, dem die Natur den Geschmad an solch peinlich-formeller Aufmachung versagt hat, ergaben sich hieraus nur allzu oft Berschärfungen der Spannung. Es mochte fein, daß ich die von der gang profunden Wichtigkeit ihrer Missionen überzeugten Berren nicht immer mit dem ihrer Gelbsteinschätzung entsprechenden Ernste empfing, und sie vergalten mir bas wieder, indem sie Geiner Majestät gelegentlich ihre Bedenken über meinen Mangel an Haltung, an Würde und Reise stecken. Sicherlich haben diese Mittelsleute nicht wenig Schuld daran, wenn Mißverständnisse oder kleine Konslikte sich gelegentlich verschärften oder wenn sie Unlaß zu allerlei Vorurteilen oder Unterstellungen wurden. Bisweilen hatte ich den Eindruck, als ob sich diese kleinen Intrigen bis zu einer Urt von Heßerei häuften. Ulles, was ich sprach oder tat, wurde ihm geschäftig zugekragen, und ich war damals jung und uns bekümmert und habe so sicher manches unbedachte Wort gesprochen und manchen unbedachten Schrift gefan.

In solchen Zeiten war es dann beinahe wie eine Befreiung, wenn ich gelegenklich, bei Manometer neunundneunzig oder zu besonders festlichen Unlässen, im Dienstanzuge zum Kaiser bestellt und von ihm unter vier Llugen gründlich, aber wenigstens direkt heruntergeputzt wurde. Dabei verstanden wir uns immer noch am besten. Und dabei konnte man bisweilen auch eine

Lippe wagen.

Gin völlig harmloses Beispiel, bas hierher gehören mag, zieht mir gerade burch ben Ginn:

Ich war von jeher ein begeisterter Unhänger des Sports in jeder Form: Jagdreiten, Rennen, Polo u. s.w. Aber auch da gab es wieder Einschränkungen, Bedensten und Verbote. Richtig wie ein Wilderer kam man sich manchmal vor. So sollte ich weder Rennen noch Schleppjagden reiten — wegen der Gefahr. Aber gerade darum liebte ich diesen Sport.

Nun hatte ich mein erstes öffentliches Rennen im Berlin-Potsdamer Reiterverein hinter mir. Hoffentlich gab es keinen Krach als Nachspiel. Alber der Kaiser bestellte mich am nächsten Morgen im Dienstanzug ins Neue Palais.

Gewifferige Stimmung: "Du hast Rennen geriften?"

"Zu Befehl."

"Du weißt, daß es verboten ist?"

"Zu Befehl."

"Warum hast du es nun tropdem getan?"

"Weil es meine größte Passion ist und weil ich es für gut halte, wenn der Kronprinz seinen Kameraden zeigt, daß er die Gesahr nicht scheut und ein gutes Beispiel gibt."

Einen Augenblick schweigt er und überlegt. Dann plötlich sieht er wieder auf: "Hast du wenigstens gewonnen?"

"Leider bin ich um einen Ropf durch Graf Königsmark geschlagen."

Da schlägt er ärgerlich auf seinen Tisch: "Das ist aber dumm — und nun mach, daß du 'rauskommst!"

Diesmal hatte mein Vater mich und den Sportsmann in mir verstanden. —

Je älter ich wurde, umso öfter kam es vor, daß ernste Männer aus verschiedenen Kreisen sich an mich wandten, damit ich Ungelegenheiten, für die sie sich besonders interessierten, beim Kaiser anrege oder durchsetze, oder damit ich Seine Majestät auf Mißstände hinweise. Ich habe derartige Übermittlungen grundsätlich nur dann übernommen, wenn ich mich selbst vorher über die Sachlage genau unterrichten konnte und wenn ich die Berechtigung des Wunsches anerkennen mußte. Es blieb dann immer noch genug übrig. In den meisten Fällen waren es unangenehme Dinge, die ich so meinem Vater vortragen

mußte, Dinge, die er sonst vielleicht nie erfahren hätte und die er meines Erachtens doch wissen mußte.

Der schwerste Bang, den ich in solchem Zusammenhange zu meinem Vafer getan habe, ift wohl jener, den ich zu Unfang des Jahres 1907 antrefen mußte, um ibm über den Fürsten Philipp Gulenburg die Augen gn öffnen. Es wäre damals zweifellos längst die Pflicht der amtlichen Stellen gewesen, den Raifer auf den niehr und mehr in das Wiffen aller dringenden Gkandal binzuweisen, ihm das Material zu unterbreiten - sie ließen ibn blind, unwissend verharren. Go mußte ich mich denn entschließen, den Schritt zu fun. - Niemals im Leben werde ich das verzweifelte, entfette Besicht meines Vaters vergessen, das mich fassungslos anstarrte, als ich ihm im Garten des Marmorpalais von den Verfehlungen feiner naben Freunde sprach. Dabei war die sittliche Reinheit des Raisers so groß, daß er sich die Möglichkeit solcher Berirrungen kaum vorstellen konnte. - In diesem Falle bat er mir für mein Gingreifen rudhaltlos gedankt.

Im Gegensatz zu dem Falle Eulenburg lagen die meisten Fragen, die ich vor Seiner Majestät, sei es aus eigenem Untrieb, sei es auf Unregung von anderen zur Sprache brachte, auf den Gebieten der äußeren oder inneren Politik, oder sie betrasen führende Persönlichteiten — nein, besser: Persönlichteiten, die unschlüssig und schlass waren, aber au Stellungen klebten, auf die klare, willensstarke Männer gehört hätten. In solchen Fällen hat der Raiser mich meist ruhig angehört, und er hat manchmal auch entsprechend eingegriffen; noch öfter aber wurde er, nachdem ich weggegangen war, von einem anderen, der nach mir kam, wieder umgestimmt. Es konnte

nicht ausbleiben und blieb auch nicht aus, daß dem Raiser meine Vorträge und Anregungen auf die Dauer peinlich wurden. Er war sehr viel auf Reisen, so daß ich ihn nur verhältnismäßig selten zu sehen bekam. Als Folge hiervon waren diese Zusammenkünste dann zumeist bezlastet mit einer ganzen Reihe von Mitseilungen und Anfragen, durch die er sich bedrängt sühlte. Ich habe selbst schwer unter diesen Verhältnissen gelitten, sah jezdoch keinen Weg, sie zu bessern. Ich hielt es jedenfalls für meine Pflicht, den Kaiser immer offen von allem zu unterrichten, was er nach meiner Meinung wissen mußte — und sonst nicht ersuhr.

Bei all dieser Spannung, und obwohl mein Vater sich eigentlich dauernd über Einzelzüge meines Wesens ärgerte — vor allem über meine Abneigung, mich einem gehobenen Stile anzupassen — hat er mich doch in seiner Art lieb gehabt, und er ist im Grunde seines Herzens auch stolz auf mich gewesen.

Natürlich ist über dieses mein persönliches Verhältenis zu meinem Raiserlichen Vater in der Öffentlichkeit reichlich viel gewispert, geklatscht und wohl auch geschrieben worden. Wenn ich das Talent gehabt hätte, derlei wichtig zu nehmen, hätte ich mir bald recht interessant vorkommen können. Da wurde immer wieder von glatten Zerwürfnissen berichtet, von scharfen Zurechtzweisungen von seiner Seite, von offenem oder verstecktem Frondieren von der meinen. Un all dem war, wie ich hier ausführte und was ich auch in keiner Weise verkleistern oder vertuschen will, bisweilen ein Korn Wahrheit. Ein Korn, um dessen Wichtigkeit dann ein gewaltiges Gegacker unter den alten Damen beiderlei

Geschlechtes anhub. Noch einmal also: es haben in der Taf früh schon und vielfach Meinungsverschiedenheiten bestanden, und es ist gelegentlich auch zu Aussprachen hierüber gekommen. Im Grunde waren diese Konslikte, soweit sie sich um persönliche, also nicht rein politische Fragen bewegten, aber kaum von größerer Nachhaltigkeit und Tiese als jene, die sich wohl in sehr vielen Familien hin und wieder zwischen Vater und Sohn. als zwischen den Vertretern zweier Generationen und damit zweier Weltanschauungen, auftun — nur daß die ungeheure Resonanz des hösischen Lebens jedem solchen einsachen Vorgang zu einem unverhältnismäßigen Echo verhalf. Den Kern der Wahrheit, wie ich zu meinem Vater gestanden habe, treffen all diese Gerüchte also nicht.

Der häufig vorkommende Fall, daß Vater und Sohn völlig verschieden an Charakter, Temperament und Westensart sind, scheint mir, soweit ich den Kaiser und soweit ich mich selbst kenne und zu beurteilen vermag, auch auf uns Geltung zu haben. Er prägt sich in der Familiens

geschichte unseres Hauses ganz regelmäßig aus.

Mag sein, daß auch die große Zeitwende zu einer freieren, vom Überkommenen gelösten Lebensauffassung, die sich zwischen die Menschen seiner Jahre und meine Altersgenossen zu schieben scheint, die mir also noch zus gute kam, die von ihm aber als gegnerisch empfunden wurde, uns vielsach schied. Jedenfalls erschienen mir bald, und je mehr ich mich im Leben umsah, desto unabweissbarer, manche seiner Anschauungen, Ansichtsäußerungen und Handlungen fremdartig und unverständlich. Der erste Kompler solcher Fragen, zu denen ich mich schon als Junge in einem gewissen inneren Gegensatz fand,

betraf die höfische Feierlichkeit, so wie sie damals gepflegt wurde. Es lag für mich eine Peinlichkeit barin, zu sehen, wie die Menschen unter den vorgeschriebenen, teils recht verstaubten Regeln ihre Freiheit verloren und, ich möchte fagen, zu Trägern von Rollen wurden. Mehr noch, wie selbst sonst zweifellos kluge Manner unter dem Einfluß dieser Umwelt ihre eigene Meinung einbußten und nicht mehr gaben als der Durchschnitt. Ich selbst habe mich daher auch später, wo irgend sich das machen ließ, von allem Söfischen, Prunkhaften und Dekorativen gedrudt und in meinem eigenen Rreise allen Formenkram soweit wie funlich abgestellt. Nicht end: lose Cercles und repräsentative Galavorstellungen, sondern zwanglosen Verkehr mit Menschen aller Urt, Geselligkeit in kleinem Rreise, Theater und Ronzerte, Jagd und Sport wünschte ich mir für meine Erholungs: stunden.

Der Umgang mit Altersgenossen zog mich stets mehr an als das Zusammensein mit sehr viel älteren Persönzlichkeiten, ohne daß ich diese etwa gestissentlich gemieden hätte. Da ich serner, meiner Naturanlage solgend, vielzleicht mehr in der Wirklichkeit stand und stehen konnte als mein Vater, und da ich mehr vorurteilslose Menzschen aller Berufskreise sprach und vor allem anhörte, kam es, daß ich mich auf Grund so gewonnener Überzeugungen manchmal verpslichtet sühlte, zu warnen und zu widersprechen. Stets aber habe ich in dem Raiser meinen Vater und Kaiserlichen Herren gesehen, dem Achtung und Ehrerbietung zu erweisen mir ebenzsowhl ein Drang des Herzens wie ein Gebot der Pflicht war.

Ich habe diese Seiten wieder durchblättert, die ich da unlängst an einer Reihe von Abenden als Ersinnerungen an meine Kindheit und an meine Stelslung zu den Eltern niedergeschrieben habe. Dabei will es mir scheinen, als würden sie dem Wesen meines Vaters doch nicht ganz gerecht, als sprächen sie allein von kleinen Schwächen, als müßte ich, wenn ich ein volles Bild von ihm entwerfen will, doch länger bei ihm weilen.

Wenn ich einen Begriff suche, der seinen tiefsten Wefenszug treffen foll, fo drängt fich mir immer ein Wort auf, das von einem Menschen unserer Tage auszusprechen ober hinzuschreiben ich mich beinahe icheue, bas leer und abgegriffen icheint, weil es fo oft und fo gedankenlos wie fleine Munge verschleudert wird: Edel. Der Raiser ift edel in dieses Wortes bester Bedeutung, er ift voll redlichsten, nach dem Guten und Gottgefälligen gerichteten Willens, und seine Bedankenwelt ift von einer vornehmen Reinheit. Rudhaltlose, vielleicht oft nur allzu hemmungslose Offenheit, entgegenkommendes Verfrauen und der Glaube in die gleiche volle Vertrauenswürdigkeit und Offenheit des anderen find Grundzüge seines Charakters. Tallegrand soll einmal irgendwo gesagt haben: »La parole a été donné à l'homme pour déguiser sa pensée« - bei meinem Vater aber ichien es mir oftmals, als ware die Gprache ibm gegeben, bamit jedes Faltchen feiner reichen und fprudelnden Bedankenwelt dem Partner offenbar wurde. Er hat sich immer gleich ganz gegeben - ohne Patronille und Vortrab unvorsichtig, ein nobler Berschwender seines stets neu quellenden, aus einem großen Wiffen und einer manch-Kronpring Wilhelm, Erinnerungen. 2

mal freilich überwuchernden Phantasie gespeisten Besitzes. Dazu ist er nach seiner ganzen Unlage und ethischereligiösen Ausrichtung völlig ohne Falsch, er würde Heinelichkeit, Verstellung, Unaufrichtigkeit für verächtlich und tief unter seiner Würde halten. Der Gedanke, der Kaiser hätte je ein Ziel durch wissentlich salsche Vorspiegelung oder auf krummen Wegen erreichen wollen, ist mir gar nicht vorstellbar.

Mag allerdings sein, daß bei all diesem sich rückhaltlos und ohne Vorbehalt Offenbaren der jedem reinlichen
Menschen innewohnende Drang nach Offenheit seine
stärkste Stüße sand in einer den Kaiser sichtlich beherrschenden Überschätzung der augenblicklichen persönlichen
Wirkung. Er glaubt, im persönlichen Gedankenaustausch
seiner Siege im Unlauf sicher zu sein und der kleinen
Mittel langer Vorbereitung und Belagerung ebensowenig zu bedürfen wie der Kniffe und Pfiffe diplomatischer Wortsechter. Ich habe tausendmal beobachtet,
daß die von seiner Person ausgehende Wirkung in der
Tat groß ist und daß auch Männer von sonst durchaus selbständiger Form dem bisweilen geradezu saszinierenden Einflusse meines Vaters leicht versielen. Vielleicht nur vorübergehend.

Immerhin haben aber solche von Jugend an erlebte Erfolge und mehr noch die daran anschließenden Bewunderungsbezeugungen und Schmeichelreden gefälliger Freunde oder Hosseuse seinen Blick für die Zweckmäßigkeit dieser Hingabe aller letzten inneren Reserven ebenso wie seine Einsicht darein getrübt, daß der einzelne — und wäre er ein Kaiser und eine noch so stürmisch wollende Persönlichkeit — am Ende leicht wiegt gegenüber großen weltbewegenden Strömungen ber Beit.

Daß ihm die ganze Größe der aufziehenden Gefahr so lange nicht zum Bewußtsein kam, mag mit an diesem Mangel an Augenmaß in der Beurteilung seines perstönlichen Einflusses liegen. Hier ist ihm manche Überschätzung unterlaufen — hier ist sein gutgläubiges Verstrauen zweifellos nicht selten von klugen Gegenspielern in Sicherheit gewiegt worden.

Go kam es, daß er noch in Zeiten, in denen das Weltsgeschick im ungeheuren Drucke sich auswirkender wirtsschaftlicher und politischer Kräfte schon unhemmbar zum Kriege trieb, meinte, durch seinen Einfluß in London und Petersburg das Rad zum Stillstand bringen zu können.

Die Fähigkeit, Menschen und Verhältnisse richtig — bas heißt objektiv und realpolitisch, ohne diese Fehlerquelle persönlicher Überschätzung — zu beurteilen, ist für den Herrscher und Staatsmann von höchster Wichtigkeit. Sie ist dem Kaiser nicht in vollem Maß gegeben, und ich habe den Eindruck, daß einzelne verantwortliche Stellen und Kabinettchess keineswegs immer mit dem nötigen Nachdruck für die Korrektur irriger Aufsassungen dieser Art eingetreten sind.

Im Grunde seines Gemüts ist mein Vater von einer reinen Herzensgüte, die danach drängt, Freude zu machen, Frohsinn um sich zu sehen, die aber nach außen manchemal und infolge des Wunsches, sich nicht weich, sich königslich und über kleine Regungen seines Gefühles erhaben zu zeigen, verdeckt erscheint.

Er ist gang Idealist in seinem Denken und Fühlen und voll Zuversicht zu jedem Menschen, der als Mit-

arbeiter neu in seine Umwelt tritt. Die Gegenwart und Zukunft sah und beurteilte er stets nur im Spiegel seiner ureigensten Gedankenwelt, die umso unwirklicher wurde, je härter und unerbittlicher der verborgene und offene Kampf um unser nationales Bestehen im Reiche und außen entbrannte, je rauher das Geschick ein Stück dieser Ideenwelt nach dem anderen zerschlug.

Einen hohen Plat in der von einer ritterlichen Besinnung getragenen Ethik des Raisers nimmt der Begriff der Trene ein. Er fordert sie restlos, und kaum irgend ein anderer Verstoß trifft ihn schwerer als Handlungen oder Unterlassungen, die er als Treubruch wertet. Ein Beispiel nur: Niemals hat er in seinem Bergen dem Fürsten Bulow jene Novembertage des Jahres 1908 verziehen, an denen der Reichskangler ihm nicht die Rudenbedung gewährte, die er gerade damals erwarten durfte. In der Sat bedeuteten jene schweren Novemberkonflikte mit ihren stürmisch aufbrausenden Reichstagssitzungen und ihrer Flut von Zeitungsangriffen für ihn, wenn ich die Dinge recht erkenne, weit mehr als einen Echec seiner kaiserlichen Stellung und Würde. Allein als solder stellte sich die Wirkung vielleicht den Außenstehenden dar. Ich habe damals wohl tiefer in das Berg meines Raiserlichen Vaters sehen können als irgend ein Mensch sonst, außer meiner lieben Mutter, und ich bin von der Überzeugung durchdrungen, daß fein Gelbftvertrauen unter jenen für ihn kaum faßbaren und kaum erfräglichen Gindruden einen Bruch bekam, von dem es sich nie wieder ganz erholte. Geine bis dahin unverzagte Entschlußfrendigkeit und Willenskraft find in jenen Tagen geknickt, und ich glaube, daß die Beburtsstunde des Reimes zu vielen von den Unsicherheiten und Ochwankungen, die das lette Jahrzehnt seiner Regierung und namentlich die Kriegszeit aufzuweisen hat, in jenen Sagen liegt. Denn von da ab hat der Raiser bald mehr und mehr die Geschäfte an die verantwortlichen Ratgeber aus den Rabinetten gleiten laffen, fich felbft und die eigene Stimme aber oft bis zur völligen Ausschaltung seiner Meinung zurudgehalten. Gine heimliche, unausgesprochene Gorge vor neuen Konflikten und Berantwortungen, die er etwa fragen folle, war über ihn gekommen. Und mehr gefällige und geschäftige als starte Sande haben sich vorgeschoben, haben die Zeit und Umftande genußt und in den Machtbereich ihrer engen bureaufratischen Ideenwelt gegerrt, was, solange die damals geltende Berfassungsidee stand, niemals dem Bereiche des freien kaiserlichen Willens entzogen werden durfte.

Aber ich will in meiner Beurteilung dieser Berafer nicht ungerecht und allzu hart werden: mag sein, daß Seine Majestät in der Qual dieser Zeiten ihnen bisweilen auch noch dankbar dafür war, daß sie sich so bestriebsam seinen Ropf zerbrachen — mag auch sein, daß sie wirklich das Gute zu tun glaubten, während sie das Böse schusen.

Der Raiser hat auch in diesen Jahren einer inneren Zurückhaltung und Schwäche, so wie nur je in seiner Zeit des ungebrochenen Selbstvertrauens das Beste geswollt — und er hat den Frieden des Reiches für das Beste gehalten. Nichts sollte den jemals zerbrechen, mit allen Mitteln wollte er ihn dem Reiche verbürgen. Die schwere Tragik seines Lebens und seiner Lebensarbeit aber

liegt darin, daß alles, was er zur Erreichung dieses Zieles unternahm, sich unglücklich in Gegenteil und Widerspiel verkehrte und so am Ende einen Zustand werden ließ, in dem wir Feinde über Feinde gegenüber hatten.

Upril 1919.

Sind Wochen vergangen, ohne daß ich zu diesen Blättern zurückgefunden hätte. Nachrichten aus der Heimaf, die einem beinahe das Herz zerbrechen mögen, die unser armes Vaterland im Innern zerrissen, nach außen hin in einem Verzweiflungskampf mit einer Meute mit-leidslos gieriger "Sieger" zeigen! Da ist es mir gewesen, als ob der einzelne angesichts der ungeheuerlichen Vorgänge und Probleme dieser Zeit garnicht ein Recht auf solches Suchen, Erinnern und Festlegen der kleinen Begebenheiten aus seinem Leben und Schicksal hätte.

Und es hat wirklich Frühling draußen werden müssen, bis ich zu meinem Vorsatz wieder zurückgefunden habe. Frühling mit leuchtend grünen Weidekoppeln, auf denen neben den schmutzigen, in ihrem Winterpelz beinahe erstickenden Mutterschafen kleine ulkige Lämmer springen und über denen die Seeluft klar und durchsichtig ist, trotz des Wehens, das nie recht zur Ruhe kommen will.

Alles sieht sich in diesem Lichte und in den überall erwachten Farben besser an, und auch die Menschen haben freundlichere, aufgeschlossene Gesichter.

Wenn ich an die ersten Monate hier auf der Insel benke — nein, da war auch mit allem Willen »to make the best of it« nicht viel zu wollen. Mißtrauen und Zurückhaltung bei allen — den Fischern, Bauern und

Beschäftsleuten in Dosterland, in Sippolytushoef und in Den Dever. Gin icheues Gichbeiseitedruden, wenn man vorüberkam: "De Kronprins -", und das war fo viel wie: dieser Boche - der Mörder von Berdun ber Frauenjäger -! Was die Entente mit Silfe ihrer Lugenpresse und durch ihre Algenten ben guten Leuten durch über vier Jahre eingehämmert hatte, faß. Dazu auch feine Möglichkeit, sich mit ihnen über all diesen Unfinn auszusprechen. Und ein Quartier, das faum gu beigen und kaum zu beleuchten ift, denn diese Gifenöfchen wollen nicht, und unsere berühmte eine Lampe rußt und kann auch nur brennen - wenn Betroleum vorhanden ift. Go friecht man denn, fanm daß es dunfel ift, ins Bett und liegt da Schlaflos, qualt fich immer wieder mit dem Gleichen - wird halb verrückt im Brubeln, über diesem Guchen: wie es nur kam? - und wo die Schuld liegt? - und wie man es vielleicht hatte besser machen können?!

Nein, alles das ist minder hart und ist erträglicher geworden.

Die Menschen auf der Jusel wissen heute, daß ich mit all diesen Verleumdungen, die man über mich auszehreitet hat, nichts zu tun habe, und ihr Mißtrauen ist gewichen, ihre schlichte, natürliche Wesensart tritt mir jetzt frei entgegen. Alles grüßt freundlich, und die meisten strecken mir die Hand entgegen. Auch eingesladen werde ich hier und dort und sie dann in den sauberen kleinen Stuben beim Täßchen Kakao und verssuche meine holländischen Sprachkunste.

Einer besonders hat viel getan, um aufzuklären und mir den Weg zu ebnen: Der Bürgermeister Peereboom.

Unfangs ist er der einzige gewesen, der über alle Vorurteile weg den Menschen sah — und ihm beisprang. Er und seine Familie. Und ihm und der warmherzigen,
tatkräftigen Frau verdanke ich manche kleine Verbesserung meines bescheidenen Haushaltes in der Pastorie
und manchen guten, aufklärenden Wink, der mich die
neue Umwelt und ihre Menschen verstehen lehrte. Uuch
ein paar deutsche Menschen sind mir gleich helsend beigesprungen: der samose, weltgewandte Graf Bassenheim aus Umsterdam, der Holland ebenso gut kannte
wie sein schönes Bayernland, der allzeit getreue, kluge,
in seiner Fürsorge rührende Baron Hüneseld, ehemals
Vizekonsul in Maastricht. Ferner mehrere deutsche Kausleute aus Umsterdam, treue, opserwillige Männer, denen
mein ausrichtiger Dank fürs Leben gebührt.

So bleibt unverändert nur die Sorge um die Heimat und die Sehnsucht nach ihr und den Menschen, zu denen ich gehöre.

Aber nicht davon — von dem anderen Leben, das mir in dieser Abgeschiedenheit der Insel manchmal so fern erscheint, als trennten mich von ihm schon lange Jahre, will ich sagen, was mir zutreibt.

Als dereinstiger Thronfolger geboren, bin ich in den besonderen Unschauungen erzogen worden, die nach dem Herkommen für einen preußischen Prinzen gelten sollen. Zweisel an der Eignung und Vortrefflichkeit dieser Grundsätze hat niemand in der Familie jemals gehegt, denn alle ihre männlichen Mitglieder waren in ihrer Jugend etwa den gleichen Weg gegangen.

So wenig ich nun den Wert gerade der altpreußischen

Tradition verkenne, so glaube ich doch, daß die übliche, in enge, icharf gezogene Grenzen eingefriedete Bringenerziehung, bei der sich die starre Etikette des Sofes mit der ängstlichen Fürsorge des Elternhauses zu bindenden Instruktionen für Erzieher, Lehrer und Berater vereinigte, eber geeignet erscheint, ein bestimmtes, nicht febr neuartiges, aber für repräsentative Aufgaben immer noch recht wirkungsvolles Produkt zu erzielen, als einen mobernen, unbeirrt im Leben feiner Sage ftebenden Menichen. Gie hatte auch mich, wenn ich mich ihr gefügt hatte, mit der Zeit in eine weltfremde, abgeschlossene und einsame Position geführt. In eine Position, an der mir als das Schlimmste nicht jene dinesische Mauer erscheint, die um sie errichtet ift, sondern die durch biese Methode anerzogene Unfähigkeit, die Mauer zu seben. Go halt er fich für frei und ist in seiner Bedanken: welt beschränkt.

Früh schon — und anfangs sicher allein im Triebe meiner Unlagen, später dann mit erwachendem Bewußtsein und mit reiser Erkenntnis — habe ich mich den Bestrebungen widersetzt, das, was an selbständigem Wesen in mir ist, im Sinne einer Erziehung zu einem preußisschen "Normalprinzen" zu nivellieren. Zwei grundversschiedene Auffassungen traten hier gegeneinander an. Die hergebrachte und während der Regierung Seiner Majestät besonders stark betonte Idee von der "Ershabenheit" der Herrscherstellung, die in dem Worte schon bildhaft ausgedrückte Auffassung, daß der Fürst, König, Kaiser hoch über der Schicht der Regierten stehen müsse — und die mir vorschwebende, daß er das Leben, wie es läuft und wie das Volk in allen seinen Schichten es

zu tragen hat, aus eigener Anschauung kennen solle.
— Es bleibt zu sagen, daß der Versuch, meinen Gestanken auch in der Tat getren zu sein, mir manche Kämpfe und Unannehmlichkeiten eingetragen hat.

Die Erziehung und der tägliche Lebenszuschnitt von uns Kindern im kaiserlichen Elternhause war einfach. Verwöhnt wurden wir nicht, am allerwenigsten durch

unsere Militärgouverneure.

Mein erster Militärgouverneur — ich war damals ein Junge von sieben Jahren - war der spätere General von Falkenhann. Geiner gedenke ich in besonderer Berehrung und Dankbarkeit. Er hat mich nicht verzärtelt, mir nichts geschenkt, und er hat mir ichon in diefen Rinberjahren den Bedanken eingeprägt, daß es für den Mann die Worte Gefahr und Furcht nicht geben durfe. Im besten Ginne hat er die unverzagte Frische seines glaubigen Goldatentumes dem Anaben weitergegeben. Von klein an war die Leidenschaft für Pferde und für das Reifen in mir. General von Falkenhann wußte es bei den Riften in die herrliche Umgebung Potsbams stets so einzurichten, daß wir Bindernisse im Belande zu überwinden hatten. Seden, Zänne, Mauern, Graben und steile Riesgruben mußten frisch genommen werden. Er pflegte bei folden Gelegenheiten zu sagen: "Schmeißen Gie Ihr Herz erst 'rüber - dann kommt das Undere auch hinterher!" Das Wort habe ich dann durchs Leben mifgenommen, und immer wieder, wenn mir Ochweres widerfährt, und auch jest oft, wenn mich die grauen Gtunden meines Schicksals und meiner Ginsamkeit bier auf der Infel würgen wollen, steht es vor mir und ruft mir seine tapfere Goldatenweisheit zu, hilft mir darüber weg. Auch als Patrouillen: und Meldereiter mußte ich mich als Junge schon erproben, und ebenso wurde ich damals auch im Kartenlesen unterwiesen. Unsere körpertliche Ausbildung wurde durch Turnen, Exerzieren und Schwimmen eifrig gepflegt.

In diese Zeit meiner Anabenjahre fällt ein Erlebnis von tiefer Eindringlichkeit für mein junges Gemüt: ich durfte mich nun richtig und offiziell — nicht nur so wenig formvoll wie damals, da ich ihm als kleiner Junge in die Bude platte — dem Fürsten Bismarck präsentieren.

Von meinem Vater hatte ich Befehl, Unisorm anzuziehen und ihn in Friedrichsruh zu treffen — es gehe zum achtzigsten Geburtstage des Alltreichskanzlers. Die Unisorm anziehen dürsen, das war für mein Knabensherz schon damals ein Hochpunkt von Glück, und unn noch dazu ein Besuch bei dem Manne, den ich aus einem gesunden Instinkte heraus nach wie vor wie einen Helsben aus der alten Göttersage verehrte. Ich habe in der Nacht vor dieser Fahrt kein Auge zugetan!

Bismark litt damals schwer unter Gicht und begrüßte uns auf den Stock gestüßt im Schloß.

Bei der Frühstückstafel war er von einer erstannlichen Frische und Lebhaftigkeit, doch habe ich bei der Erregung, die mich bei diesem ersten "offiziellen" Austreten naturgemäß erfüllte, nur diesen allgemeinen Eindruck aus jener Stunde in mein Erinnern gerettet. Überdies machte mir während der Tafel (es muß gestanden werden!) die große Dogge des Fürsten, die mir plöglich unter dem Tisch ihre kalte, nasse Nase auf die Knie legte und die, wenn ich mich unbemerkt von ihr befreien wollte, immer ganz unmisverständlich knurrte, einigermaßen Sorgen.

Nach Tisch setzte sich Seine Majestät zu Pferde und erwartete den alten Fürsten an der Spitze des unweit vom Hause auf einem Ackergelände aufgestellten Halbersstädter Kürassierregiments, zu dessen Chef er ernannt worden war.

Mir wurde die Ehre zuteil, mit dem alten Herrn im Wagen fahren zu dürfen. Er machte mich dabei in wahrhaft väterlich gütiger Weise auf alle Schönheiten des Parkes von Friedrichsruh ausmerksam.

Mein Vater hielt eine sehr schöne Unsprache und überreichte dem Fürsten einen reich gearbeiteten Chrenspallasch. Der Fürst erwiderte mit einigen kurzen marstigen Worten.

Dann suhren wir nach Hause. — Ich bemerkte, daß der alte Herr sehr müde und abgespannt war, das lange Stehen hatte ihn wohl über seine Kräfte angestrengt. Er atmete schwer und eilig und versuchte endlich, sich den viel zu engen Uniformkragen zu öffnen. Das geslang nicht gleich. Und ich, selbst beinahe erschrocken über meinen Mut, beugte mich rasch zu ihm und half. Da drückte er mir, als das Werk gelungen war, freundslich und dankbar nickend die Hand.

Wir suhren an demselben Nachmittage wieder fort. Un diesem schönen Tage, den ich in den Erinnerungen aus meiner Jugend um alles nicht missen möchte, habe ich den größten Deutschen seines Jahrhunderts zum letzten Male gesehen.

Den wissenschaftlichen Unterricht erhielten wir zunächst durch Hauslehrer. Ich halte das für grundsätzlich nicht gut, denn es bleibt dadurch der aneifernde Mitbewerb

von Rameraden ausgeschlossen. Alls ich nachher vierzehns
jährig im April 1896 auf das Radettenkorps in Plön
in die Untersekunda kam, stellte es sich denn auch heraus,
daß meine Renntnisse große Lücken hatten, und so mußte
das Fehlende durch Überstunden nachgeholt werden.

In diefer Ploner Zeit ift der spatere General von Londer mein und meines Bruders Gitel Friedrich Bonverneur gewesen. Er war der Top des vornehmen pren-Bifchen Offiziers der alten Schule. Geiner unbeirrbar ernsten Natur wurde es nicht immer leicht, sich in die Ideenwelt von uns unfertigen Menschlein hinein zu versetzen und damit die natürliche Sandhabe zu unserer Leitung zu finden. Und richtige Kinder find wir damals boch noch gewesen! Für ibn gab es nur Dienst und Pflicht, Schule und Alrbeit - und wieder Dienst und Arbeit. Als ich erst etwas reifer war, gerieten wir öfter aneinander. Ich war als junger Mensch sicher kein Musterjungling für das Schaufenster eines Knabenpensionates - aber daß so viel an mir auszusegen gewesen ware, wie General von Lynder täglich festzustellen wußte, kann ich wirklich nicht glauben. Dazu kam, daß seine etwas sprobe und harte 2lrt, ohne daß er das wollte, auf mich oft verlegend wirkte.

Gerade des Generals von Lynder aber bediente sich der Raiser später noch durch viele Jahre vorzugsweise, wenn es Verstimmungen oder Rouslikte mit mir gab, als Vermittler. Dbwohl ich gerne und mit Dank hierfür anerkenne, daß General von Lynder in dieser ihm besohlenen Rolle niemals zum dienstfertigen Zwischenträger oder zum bewußten Verschärfer der Reibungen geworden ist — was auch ganz unvereinbar mit seiner geraden,

vornehmen Gesinnung gewesen wäre — so mag ich doch auch nicht verschweigen, daß die Einschiebung seiner manchmal ohne Grund schroffen Urt in einzelnen Fällen die Unstimmigkeit eher vertiefte als milderte.

Frau von Lyncker haben wir als Plöner Kadetten

sehr lieb gehabt.

Damals in Plon wurde für meinen Bruder Frit und mich eine besondere Pringenschule eingerichtet. Jeder von uns erhielt drei Mitschüler. Es wurde — auch aus dem schon gekennzeichneten Erziehungsprinzip heraus — nicht gerne gesehen, daß wir uns unter die anderen Kadetten mischten: über diese Absperrung haben wir uns allerdings immer wieder hinweggesetst und vom ersten Tage an jede Belegenheit benutt, um in engste kameradschaftliche und freundschaftliche Beziehung auch zu allen anberen Jungen vom Korps zu treten. Die Fußballkämpfe, Ruderwettslieite und Rompanie Schneeballschlachten sind mir noch jett liebe Rindheitserinnerungen. Diele meiner damaligen Korpskameraden, die aus den verschiedensten Kreisen stammten, sind mir gute Freunde geworden, mit benen mich treue Beziehungen auch durch das weitere Leben verknüpften und verknüpfen. Und im Kriege traf ich häusig gang überraschend irgendwo im weiten Frankreich einen meiner alten Radettenkameraden wieder, und dann stand für uns beide zwischen all dem harten Ernst der Zeit für kurze Augenblide wie ein Lächeln die Erinnerung auf an jene fernen, sorgenfreien Jugendjahre.

'Aluf meinen besonderen Wunsch durste ich in Plön bei einem Drechslermeister in die Lehre gehen. Im allgemeinen muß eine solche Prinzenlehrzeit — und bei den Hohenzollern ist es Brauch, daß jeder Prinz ein Handwerk kennen lerne — nicht allzu tragisch beurteilt werden, sie ist nach ihrem Herkommen vor allem eine schöne
Geste und ein Symbol. Wenn ich nun auch niemals behaupten möchte, daß ich mich eswa mit meinen Plöner
Drechslerkünsten, die ich anch später immer wieder gern
geübt habe, durchs Leben bringen könnte, so darf ich doch
sagen, daß Meister wie Lehrjunge ihre Sache damals
ganz redlich ernst genommen haben. Mein braver Lehrherr ließ mich seste arbeiten und holte mich füchtig heran,
ich aber war mit richtiger Freude dabei und habe mich
in dem schlichten, sauberen Haushalte und in der Umwelt des kleinen Handwerksbetriebes überaus wohl gefühlt.

Gerade hier auf meiner Insel und in diesen letzten Frühlingswochen, in denen mich der Drang nach körperlicher Urbeit in die Hufschmiede des Jan Luijt geführt hat, habe ich, wenn das Eisen unter meinen Hammersschlägen sprühte und während sein kleiner Bengel den Blasbalg zog und Vater Luijt mich unterwies, oft an die Plöner Lehrzeit an der Drechselbank gedacht.

Unser Verkehr in Plon führte uns in die Lehrersamilien, und auch zu Schülern des Ploner Gymnasiums hatten wir freundschaftliche Beziehungen. Überdies hatte ich auch unter den Zanern der Umgebung ein paar "Freunde", und manches Stückhen Uckerland habe ich damals selbst umgepflügt; ich weiß noch, wie stolz ich war, wenn mir die Pflugspur ordentlich und liniengerade gelang!

In das Jahr 1887, weit vor der Plöner Zeit, fällt auch ein Erlebnis, das ich hier nachholen muß, weil es

meine jugendliche Phantasie damals besonders lebhaft beschäftigt hat: meine erste Geereise.

Die Königin Viktoria seierte ihr Regierungsjubiläum, meine Elfern suhren zu den Festlichkeiten nach Eng-

land, und ich wurde mitgenommen.

Die alte Königin sah ich hierbei zum ersten Male bei einem großen Gartenfeste im St. James-Park, wo sie vor einem schönen, reich geschmückten Zelte im Rollsstuhl saß.

Sie war sehr freundlich zu mir, streichelte mich immer wieder mit ihren schönen, leise zitternden Altfrauenhänden und küßte mich. Leider kann ich mich ganz und gar nicht mehr auf die Worte besinnen, die sie dabei zu mir gesprochen hat; ich weiß nur, daß meine Knabenphantasie viel mehr von den beiden riesigen Indern in Anspruch genommen war, die vor dem Zelte Wache hielten, als von der kleinen, müden alten Fran.

Das ungeheure Menschengewoge im St. James: Park, das Ineinandersluten von Vertretern beinahe aller Volksstämme der Welt, hat damals tiefen Eindruck auf mich gemacht. Und wenn meine Jugend auch noch nicht fähig war, die große Symbolik der englischen Welt: macht in diesem Bilde zu erkennen, so hat sie doch die überwältigende Fülle des Geschauten ehrsuchtig aufgenommen, und ich wurde dadurch für alle Zeiten vor einer Unterschähung gerade Englands behütet.

Wenn ich die Zeit bis zur Jahrhundertwende als meine Kindheit und frühe Jugend sehe, so möchte ich die Jahre, die dann kamen, meine Lehrzeit nennen.

Nachdem ich das Abiturientenegamen abgelegt hatte

und nachdem darauf meine Großjährigkeitserklärung am 6. Mai 1900 ausgesprochen worden war, stellte mein Vater mich in die Leibkompanie des 1. Garde-Regiments zu Fuß ein, in dem jeder preußische Prinz traditionsgemäß zunächst Dienst tun mußte. Dieser Brauch war auch gut, denn das Regiment war dienstlich stets hervorragend, und die jungen Prinzen wurden füchtig hergenommen. Ich wurde später als Leufnant und Zugführer der zweiten Kompanie zugeteilt, die mein Vater als junger Prinz besehligt hatte, und sühlte so: Du tust hier deine ersten Schritte auf einem Wege, der dich durch Lehrjahre hinz durch zu großen Ausgaben des Lebens sühren soll.

Voll jungen, stärksten Glaubens an mein Leben und an meine Zukunft war ich, voll heiligen Willens, ehrelich und pflichtgetren zu bestehen. Der Augenblick, da ich auf die Fahne der Leibkompanie in der ehrwürdigen alten Schloßkapelle in Berlin meinem Kaiserlichen Vater und Obersten Kriegsherrn den Fahneneid schwur, steht in weihevoller Erinnerung und unvergeslich noch vor mir.

Die Raserne des 1. Garde-Regiments zu Juß und das Regimentshaus, das Rasino des Offizierkorps, waren jetzt meine neue Heimat, der streng geübte, ausgiebige Dienst meine neue Schule. Mein damaliger Rompanieschef, Graf Ranhau, war der Typ eines alten, ersahrenen, pflichttreuen preußischen Frontoffiziers. Er war selbst jederzeit auf die Sekunde pünktlich, schonte sich nicht und gab sich ganz dem Dienste — aber er stellte dabei auch jede höchste Unforderung an Offiziere und Mannschaften. Genauigkeit bis in die kleinsten Einzelheiten und Strenge gegen jede Lässigkeit verband er mit uns beirrbarem Gerechtigkeitsssinn und einem warmen Herzskronprinz Wilhelm, Erinnerungen. 3

zen, das die Entwicklung jedes seiner Untergebenen mit menschlichem Unteil verfolgte. Seine Kompanie verehrte ihn. Jest ruht der treffliche Mann vor Reims in französischer Erde. Unnachsichtig, aber gerecht und ein Mann und Vorgesester, wie er sein soll, verehrt und geachtet von mir wie von jedermann, war auch mein erster Kommandeur Oberst von Plettenberg. Wie seiner so gedenke ich auch gern meines alten Bataillonskommandeurs, Major von Plüskow. Er war der Riese unter den durchweg großen Offizieren des Regiments, war berühmt als Exerziermeister und froß seiner Strenge beliebt als ein allzeit gütiger Vorgesetzer.

Was ich damals beim 1. Garde-Regiment zu Juß lernte, bildet die Grundlage meines ganzen militärischen Lebens. Der Wert der Treue im kleinen, des viel verschrieenen Kommisses, der eisernen Disziplin, des verslästerten, weil mißverstandenen preußischen Drills ist mir damals in seiner ganzen Bedeutung als Mittel, die Vielheit der Köpfe und Kräste zu einer einzigen Einheit von höchster Krast zu verbinden, verständlich geworden. Die nach diesen Grundsäßen ausgebildete Urmee hat die großen unvergänglichen Siege des Jahres 14 ersstriften. Leider mußte im langen Verlause des Krieges diese gute altpreußische Ausbildungsmethode immer mehr in den Hintergrund freten, sehr zum Schaden der Urmee und ihres Wertes.

Im ganzen war jene Leutnantszeit unvergleichlich schön. Ich war jung und gesund, tat meinen Dienst mit Passion und hatte das Leben im Sonnenschein vor mir liegen. Dazu ließ mich ein Freundeskreis lieber Altersgenossen die Segnungen der Kameradschaft, dieser wichtigsten

Rraftwurzel des preußischen Offizierkorps, froh genießen. Heute freilich deckt der grüne Rasen in Frankreich oder Rußland die meisten von den tapferen, treuen Männern zu, die damals jung und froh und gläubig wie ich gewesen sind; es ist einsam um mich geworden.

Drei liebe Freunde haben mir in jener fernen Leutnantszeit und später dann durch lange Jahre besonders nah gestanden: es sind dies die damaligen Leutnants Graf Findenstein, von Wedel und von Miglaff. Freud und Leid haben die brei Getreuen mit mir getragen, bis das Schicksal uns nun für immer ichied. Findenstein und Wedel fielen in den Reihen unseres alten iconen Regiments, mein lieber Wedel bei Colonfen, ber brave Findenstein an der Spige seiner Rompanie bei Bapaume. Miglaff war im Kriege eine Zeitlang Ordonnangoffizier in meinem Stabe, übernahm dann eine Schwadron im Often und fam als Bataillonsführer nach bem Westen gurud. Gin fruber Gdyleier liegt auf der Erinnerung an mein lettes Zusammensein mit diesem freuen Rameraden. Im Commer 18 war es, vor der letten großen Reimser Offensive. Beim Besuche des Stabes meiner tapferen siebenten Reserve-Division erfuhr ich zufällig, daß Freund Miglaff mit seinem Bataillon in der Nähe lag. Ich fuhr fogleich zu ihm und fand ihn in einem fleinen, halb zerschoffenen Bauernhause. Auf einem gerbrochenen Feldbett sigend, bei einer Flasche schlechten Rotweins, den er mir zu Ehren irgendwo auftrieb, und einer Zigarette plauderten wir lange über unsere Jugendzeit und mit manchem ernft sorgenden Wort auch über die Zukunft. Wir wußten beide, wie die Dinge lagen und wie überanstrengt die Truppen waren. Mißlaff selbst war aber guten Mutes. Dann noch ein langer Händedruck, und ich suhr in mein Stabsquartier zurück, während er mit seinen Leuten in die vorderste Stellung abrückte. — Drei Wochen später stand ich vor seinem schlichten Soldatengrabe. Wenige Tage nach unserem Zusammensein war der Tapfere beim Sturm auf die seindliche Stellung vor seinen Leuten gesallen. Er war der letzte meiner drei Betreuen. —

Ein Jahr blieb ich beim 1. Barde-Regiment zu Buß, und der Dienstzettel, der abends neben meinem Bette lag, regelte den nächsten Tag. Diel Ochlaf gab es in jenem Winter nicht für mich, denn die Soffestlichkeiten und eine Menge von Privatgesellschaften mußte ich meiner Stellung wegen mitmachen. Um zwei Uhr nachts kam ich oft erst zu Bett, und um sieben Uhr morgens stand ich wieder in der Raserne, wo mich der Dienst bis zwölf Uhr mittags und dann wieder nachmittags von zwei bis fünf festhielt. Manchmal mußte ich außerdem auch noch abends nach Tisch beim Gewehr: und Lederzeug. puten oder beim Sacheninftandfeten zugegen fein. Berade diesen Dienst hatte ich gang besonders gern. Dann saßen meine Grenadiere beim Schein der Lampe und reinigten und putten ihren Kram, und dabei bot sich wie von selber die Gelegenheit, ihnen rein menschlich nah zu fein, mit ihnen über ihre kleinen perfonlichen Freuben, Gorgen und Wünsche zu sprechen. Dann erzählten sie von zu Sause oder von ihrem Zivilberufe, dann glänzten ihre Mugen, und zwischendurch erklangen die schönen deutschen Volks- und Golbatenlieder. - Das Miterleben solcher Albende hätte vielleicht den flugen Herren, die jest immer so viel von der Tyrannei und

Menschenschinderei des alten Militarismus zu erzählen wissen — ein wenig Sachkenntnis verliehen.

So oft ich konnte, habe ich während meiner Leutnantszeit und auch später meine freien Stunden dem
Sport gewidmet. Nicht nur, weil ich die innere Neigung
zu ihm in mir trage, sondern auch, weil ich seine Pflege
für ein künftiges Staatsoberhaupt — und das war ich
doch — für besonders bedeutungsvoll halte.

Die sportliche Gemeinschaft ift wie kaum eine andere Grundlage geeignet, innere und außere Ochranten gwiichen ben gleichstrebenden Menschen aufzuheben, benn gerade beim Gport entscheidet ja nur die tatsächliche und jederzeit offenkundige Sochstleistung. Wer sie vollbringt - ob Junker, Raufmann oder Fabrikarbeiter, ob Chrift, ob Jude oder Muselmann — das ift gleich. gültig. Ich habe daber häufig Radrennen, Fußballwettfämpfe, Bepädmarichveranstaltungen und andere Gportfeste besucht und sie, wenn die Belegenheit sich bot, durch Preise gefördert. Huch das ist mir übrigens gelegentlich verübelt worden - ein vorgeprägter Ipp von Kronpring follte fich fold geräuschvollen Veranstaltungen in überlegener Stellung fernhalten. Run gut: ich bin das Idealbild dieses vorgeprägten Enpus mit Willen nicht gewesen und habe dafür bei solchen sportlichen Belegenbeiten Einblicke in das Leben und Treiben, in die Bedürfnisse und Wünsche mancher Volksschichten bekommen, mit benen ich sonft nach Erziehung und Umgang taum je in die gewünschte Sublung gekommen ware. Alber in erfter Linie bin ich in jener Zeit doch mit Leib und Seele Soldat gewesen, und es ift feine Übertreibung, wenn ich sage, daß ich mich am Albend schon auf den Dienst des nächsten Tages freute. Die Ausbildung und der Umgang mit den Mannschaften, der stramme altpreußische Zug, die gesunde körperliche Bewegung in Wind und Wetter, der Stolz auf die alte Regiments: uniform, das alles hat mir den Dienst lieb gemacht.

Wie alle Dinge im Leben, in denen man es zu etwas bringen will, muß auch das Soldafenhandwerk mit dem Einsatz der ganzen Persönlichkeit, mit wirklicher Liebe und Hingabe betrieben werden. Führer wie Truppe müssen von diesem Geist erfüllt sein.

Rurzer energischer Dienst unter äußerster Unspannung aller Kräfte, Strammheit und Manneszucht, Saubersteit und Pünktlichkeit, Bestrasung jeglicher Nachlässigsteit oder passiven Widerstandes. Dazu aber ein warmes Herz auch für den geringsten und wenigstbegabten Rekrusten, Fröhlichkeit in der Kaserne, soviel Urlaub wie mögzlich, außerordentliche Auszeichnungen für außerordentliche Leistungen, mit einem Satz den Leuten Sonnenschein in ihre militärische Dienstzeit bringen! Das sind die Grundsätze, die sür mich leitend gewesen sind.

Mai 1919.

Dwei Feste wehmütiger Urt habe ich in diesen Maistagen seiern können: am sechsten bin ich siebenunds dreißig Jahre alt geworden und habe hier in meiner Absgeschiedenheit aus lieben Briefen von den Meinen und aus zahllosen Zeichen des Gedenkens aus allen Teilen der deutschen Heimat erkennen dürsen, daß es noch Menschen gibt, die sich mir zugehörig sühlen und die keine noch so wild wütende Hețe mir entsremden konnte. Unch aus

Holland und von der Insel sind mir viele rührende Zeischen der Teilnahme und Liebe zugegangen: kleine, gut gemeinte Geschenke, die meinen bescheidenen Haushalt verbessern sollen — Blumen, so viele, daß die engen Zimmer der Pastorie sie kaum fassen konnten.

Und gegen Ende des Monats konnte ich im Einverständnis mit der hollandischen Regierung die Insel für einen Tag verlassen und auf dem Bute des Barons Wrangel bei Umerssoort nach all diesem unsagbar schweren, einsamen Erlebnis des letten halben Jahres ein Wiedersehen mit der Mutter feiern. - Reiern? 3ch weiß nicht, ob das Wort für diese Stunden paßt, in benen wir in dem von Rosen überfaten Garten Urm in Urm - niemand sonst in unserer Nabe - auf und ab gegangen sind und ich mir so wie früher oft in befferen Tagen alles, was mich bedrudte, rudhaltlos vom herzen reden konnte. Denn zu ihr, zu der stets verständnisvoll-gutigen und in ihrer ichlichten Beicheidenheit doch fo flugen und weitblickenden Frau, konnte ich auch in ben vergangenen Jahren immer kommen, wenn meine Bedanken, wenn mein Berg in Wirrungen die gute, ordnende und beruhigende Mutterhand gebrauchten. Das war fo in der Zeit, als ich noch Rind und Junge war, ist so gewesen, als ich den Leufnants: rod getragen und später in verantwortlichen Stellungen Dienst getan habe - und ift so geblieben, bat sich jest in diesen knappen Stunden wiederum bewährt, als wir nach der erften Erschütterung des Wiedersehens die innere Fassung wiedergefunden hatten. Raum je vorher habe ich es so tief gefühlt, wie ftart ihr Wesen und ihr Blut in meinem Wesen und in meinem Blute leben!

In die Zeit meines ersten Dienstes im 1. Garde: Regisment zu Fuß fällt zu Beginn des Jahres 1901 ein trübes Familienereignis, das mich wieder nach London führte: der Tod meiner Urgroßmutter, der greisen Königin Vikstoria von England.

Noch zweimal nach jenem Zusammentreffen im St. James-Park, bei dem meine Anabenphantasie zu sehr von den exotischen Gestalten ihrer Umwelt befangen war, als daß ich mehr als ein rein äußerliches Bild der "Queen" gewonnen hätte, habe ich sie später sehen dürsen. Und immer tiefer haben sich mir dabei die Züge ihres Wesens eingeprägt; ich war sehend geworden für das bis an ihr spätes Ende zielsichere und willensstarke Wirken dieser bedeutenden Frau.

Nun sollte ich ihr im Winter 1901 die lette Ehre erweisen.

Die Königin war auf ihrem schonen Schlosse Deborne auf der Isle of Wight verschieden. In einem kleinen Raume des Schlosses, der als Kapelle ausgestaltet worden war, hatte man den Sarg aufgebaut. Die englische Kriegsslagge war über ihn hingebreitet, und sechs der größten Offiziere der Grenadiergarde standen als Trauerswache zu seinen Seiten. In ihrer prunkenden Unisorm mit den hohen Bärensellmüßen, die Häupter in Schmerz um die Geschiedene gesenkt, die Hände über dem Degenzgriff gesaltet, behüteten sie unbeweglich, gleich erzenen Rittern, den letzten Schlaf ihrer toten Königin.

Die Überführung der Heimgegangenen nach London erfolgte an Bord der "Victoria and Albert". Während der ganzen Überfahrt, die reichlich drei Stunden dauerte, fuhren wir durch ein doppelgliedriges Spalier von Schiffen der gesamten englischen Kriegsflotte, und all ihre Geschütze grüßten noch einmal seuernd die Königin.

Der Trauerzug durch London war von gewaltiger Wirkung.

Bu einer ergreifenden Gzene kam es auch noch in Windsor auf der Fahrt nach dem Mausoleum von Frogmore Lodge. Es war ein bitter kalter Winfertag; der Bug mit den sterblichen Resten der Königin hatte mehrere Stunden Verspätung. Als die Fahrt nun ihren Fortgang nehmen follte, verweigerten die feche Urtillerie: pferde der Trauerprote die Alrbeit. Gin Stangenpferd ichlug über die Deichsel, der Garg geriet ins Schwan: fen und drohte von feinem Unterbau berabzusturgen. Da gab der damalige Pring Louis von Battenberg, der Dberkommandierende der an der fritischen Weg: stelle zur Spalierbildung aufgestellten Matrosendivision, einen kurzen Befehl. Im Nu waren die Pferde abgespannt, und dreihundert englische Matrofen hatten sich an Langtauen vor die Prote gespannt, die den Garg frug.

Ruhigen Schrittes, fast unhörbar wurde die tote Rönisgin durch ihre Matrosen zu ihrer letten Ruhestatt übergeführt.

Im Frühjahr 1901 war meine Front Leufnants. Dienstzeit beendigt. Ich sollte nun studieren und bezog — wie einstmals mein Vater — die Universität Bonn.

Die vier Gemester in ber alten Alma mater wurden für mich zwei schöne und reiche Jahre, ausgefüllt mit erustem Studium und fröhlichem Studententum, um-

kränzt von dem ganzen Zauber rheinischer Herrlickeit und Lebensluft.

Überlieserungsgemäß wurde ich Mitglied des Korps Borussia, doch bin ich nicht restlos und einseitig Bonner Preuße geworden, ich hatte vielmehr — was den
strengen Formen des Korps eigenklich nicht ganz entsprach — auch in den anderen Korps des Bonner S.C.
viele Freunde.

Mein sportliebendes Herz ließ mich mit großer Freude an den Übungen des Nechtbodens feilnehmen, den Vorbereitungen für die icharfen Mensuren. Berne mare ich bamals selbst auch mal auf scharfe Klingen angetreten, doch mußte ich darauf verzichten, da ich schon Offizier war und damit auch für mich der Grundsat galt, daß der Offizier nur im Ernstfalle von der Waffe Gebrauch machen dürfe. Go verständlich mir auch heute noch diese bamals in meinem jungen Satendrange lebendige Luft. zur scharfen Mensur ist und so wenig ich mich dem erzieherischen Werte der Mensur für Aluge, Sand und Rerven verschließe, so glaube ich doch, daß unser deutsches Berbindungsstudententum zu einer Überschätzung ber Mensur gelangt war. Wie in der Waffenfrage, so ist meiner Unsicht nach auch in dem Trinkkomment - für den ich selbst niemals viel Ginn besessen und dem ich mich als Student auch ungern unterworfen habe - eine Befreiung von manchen zu Auswüchsen entarteten Formen eine Forderung der neuen, harter gewordenen Beit. Gein deutsches Vaterland in all seiner Not und Erniedrigung werktätig lieben, heißt heute: arbeiten und wieder arbeiten. Auch für unsere Jugend, die mit der Urbeit an der eigenen werdenden Persönlichkeit dem

Sanzen Zukunftswerte zuführt, an denen vielleicht das Schickfal des kommenden Geschlechtes hängen wird. —

Die freien Stunden, die das Studium und das Rorps: leben mir in der ichonen Bonner Studentenzeit ließen, benutte ich, um mit Menschen aus allen Kreisen des Rheinlandes in Verkehr zu kommen. Dankbar habe ich so die Gastfreundschaft der Professoren-, Raufmanns- und Industriellen- Familien angenommen, in denen ich mit echt rheinischer Berglichkeit empfangen wurde. Für mich, der ich bis dahin vorwiegend doch nur mit Persönlich: feiten aus militärischen Rreisen in Fühlung gekommen war, ergab sich aus diesem neuen Umgange auch eine Mulle von neuen und farten Gindruden als weiterer Zuwachs und Gewinn zu den geistigen Unregungen, die das eigentliche Studium mir bot. Diesem Studium habe ich mich mit ehrlichem Gifer bingegeben, und noch jest gedenke ich oft und dankbar der hervorragenden Männer, die mir dabei Leiter und Berater maren: Bitelmann, Ligmann, Gothein, Bezold, Odumacher, Clemen und Unschütz. Mit besonderer Dankbarkeit erinnere ich mich auch der geiftvollen Vorlesungen des großen Staats: rechtslehrers Born, und noch heute verbindet mich mit diesem meinem alten Lehrer ein farkes Band des Bertrauens und der Freundschaft.

Aus dieser Berührung mit geistig hochstehenden und auf den Gebieten der Wissenschaften, der Technik, Industrie und Politik führenden Männern, wie sie mir durch die beiden Bouner Jahre gegeben wurde, erwuchs mir der Antrieb, mich von da ab mehr als bisher mit den Fragen unserer äußern und innern Politik, namentlich aber mit den Problemen der sozialen Frage zu bes schäftigen.

Im Fluge, wie die Leutnants-Dienstzeit, sind auch diese beiden sonnigen Jugendjahre in Bonn dahingezogen. Sie haben mir des Guten und Wertvollen eine Überfülle geschenkt: Naturgenuß in einer Welt voll Schönheit, junges Wissen, den Zusammenhang mit erzlesen klugen Menschen, rheinische Fröhlichkeit — und die Keime zu mancher Erkenntnis, die dann später im Leben zu geistigem Besitze reiften.

Auch ein paar Reisen, die ich während der Ferien (im Spätsommer von 1901 durch England und Holland) und im Unschluß an die Studienzeit zusammen mit meinem Bruder Eitel Fritz machte, haben zur Erweiterung meines Gesichtskreises beigetragen. Ich habe ihre Einsdrücke jetzt mit gewecktem Geiste und aufnahmefähiger als vorher empfangen.

Plastisch und unverwischt, als trennten mich nicht so viel Jahre, sondern nur Tage oder Wochen von jenen Zusammentressen, stehen, wenn ich dieser Reisen gedenke, vor allem zwei Gestalten vor meinen Augen: Abdul Hamid, der letzte der Gultane des alten Regimes, und Papst Leo XIII. Und seltsam ist es: so völlig bis zur Gegensählichkeit verschieden das äußre und innre Wesen und die Welt dieser beiden waren — sie sind für mich durch Umstände, von denen ich mich kaum zu lösen vermag, wie zu einer merkwürdigen Einheit verbunden. Vor beiden Männern, hier in all der seierlichen, von Hast und Zeit scheinbar ganz unberührten Geschlossenheit des Vatikans, und dort in einer allen Wertmaßen und Geschen des Abendlandes entrückten Märchenwelt, hat

sich mir etwas völlig Neues, Ungeahntes aufgetan, in das ich staunend eingeschritten bin. Und beide Männer: der bedeutendste Papst seines Jahrhunderts, vor dessen durchgeistigtem Wesen ich keinen Augenblick anderes als tiese Ehrsurcht empfunden habe, und der rücksichtslose, allmächtige Padischah, dem gegenüber ich die innere Freisheit rasch genug gewann, haben den gleichen Ausdruck der Augen gehabt. Durchdringend, klug, unendlich überslegen und erfahren blickten sie aus grauen Augen, in die das Alter scharfrandige weiße Kreise um die spiße Puppille eingezeichnet hatte.

Das Bild, das uns umfing, als wir — mein Bruder Gitel Fris und ich — auf der englischen Dacht "Sapphire" an einem wundervollen Frühlingsmorgen vor Konstantinopel eintrasen, hatte etwas geradezu Bezauberndes, und die Vorgänge der wenigen Tage, in denen wir am Goldenen Horn zu Gaste waren, steigerten in uns den Eindruck, in einem Traum aus "Tausend und eine Nacht" zu liegen. Kurz nach unserer Ankunst im Hasen begrüßte uns im Auftrage des Gultans sein Lieblingssohn, und gegen Mittag holte uns eine Eskorte des Estrogulz Dragonerz Regiments — vorzüglich aussehende Leute auf kleinen Araberschimmeln — nach dem Pildiz-Kiosk, wo uns der Gultan an der Spise seiner Generalität und seines Hosstaates empfing.

Abdul Hamid war eine außerordentlich fesselnde Erscheinung: klein, krummbeinig, lebhaft, der Top des armenischen Semiten. Er war außerordentlich freundlich, ich möchte sagen väterlich gegen uns.

Wir wurden in einem sehr schönen Riosk der riesigen Palastanlage des Pildiz untergebracht. Etwa eine halbe Stunde, nachdem wir unsere Zimmer bezogen hatten, erschien der Gultan bei uns zum Gegenbesuch. Er suhr in einem kleinen Korbwägelchen, dessen slinke Pferde er selbst lenkte, während sein gesamtes riesiges Gefolge, darunter viele alte, dicke Generale, hinter dem Wagen herlaufen mußte. Da nun der Gultan Trab suhr und die Herrschaften hinter ihm den Unschluß an ihn keinesfalls aufgeben wollten, kam es, daß das Aussehen dieser Würdenträger bei ihrer Ankunst nicht gerade schön war.

Nach den Bestimmungen seines Landes durste Abdul Hamid nur fürkisch sprechen; hierdurch waren die Unterhaltungen mit ihm recht mühselig, da jeder Sat verstolmetscht werden mußte. Dabei verstand der alte Herr unser Französisch vollkommen, und wenn ich ihm etwa eine launige Geschichte erzählte, machte es mir besonderen Spaß, ihn herzlich lachen zu sehen — lange ehe der Dolmetsch mit todernster Miene seine Übersetzung gezgeben hatte.

Um Albend sollte uns zu Ehren ein großes Diner stattsinden. Wo dieses Fest geseiert werden sollte, wußte zunächst niemand, denn die Furcht des Sultans vor Alttentaten war so groß, daß er Ort und Zeit für solche Veranstaltungen aus Vorsicht vorher niemals bekannt gab. Im letzten Augenblick erteilte er dann zur Verzweislung seiner Hofmarschälle seine Besehle. Schließlich fand das Diner dann in einem großen Saale statt.

Der Gulfan und ich saßen an einer Schmalseite der endlos langen Tasel. Die anderen Gäste, mein guter Bruder eingeschlossen, mußten mit Rechts- beziehungsweise Linksum-Front nach dem Padischah an der Tasel sitzen. Un Essen war nicht viel zu denken, aber der Unblick des Sultans allein war ja für den rechtgläubigen Mohammedaner schon so gut wie Speise und Trank. Auffallend
schien es mir, daß mein hoher Gastgeber eine außerordentlich dicke und schlecht sitzende Unisorm trug — bis
ich bei einer plötzlichen Bewegung, die er machte, wahrnahm, daß er unter der Unisorm ein Rettenhemd angelegt hatte. Im Gespräch erwies er sich als außerordentlich interessiert für alle Angelegenheiten Deutschlands
und als ebenso unterrichtet auf den verschiedensten Gebieten. So ging das Gespräch um das Flottenproblem,
um die jüngsten Ersolge der Polarsorschung, um die
neuesten Erscheinungen des deutschen Büchermarktes und
vor allem um militärische Fragen.

Auch die folgenden Tage verliefen überaus anregend, wir besichtigten die Sehenswürdigkeiten der Stadt und Umgebung, und der alte Herr war von einer rührenden Fürsorge für unser Wohl.

Um letten Tage unseres Aufenthaltes lud er uns noch zu einem intimen Diner in seine Privaträume. Nur die Herren meiner Umgebung, der deutsche Botschafter und sein Lieblingssohn nahmen daran teil. Der Sultan, der Musik sehr liebte, hatte mich bitten lassen, ihm etwas auf der Violine vorzuspielen. Der Prinz begleitete mich auf dem Klavier, und so spielten wir ein Stück aus der "Cavalleria rusticana", eine Kavatine von Raff und die "Träumerei" von Schumann. — Dann aber gab es noch eine rührende Familienszene. Ich hatte mir als Überraschung für den alten Herrn die türkische Nationalhmme mit meinem Oberstabsarzt Widenmann eingeübt. Alls wir sie gespielt hatten, umarmte mich der Sultan ganz gerührt, und auf seinen Wink erschien ein Abzutant

mit einem Kissen, auf dem die goldene und silberne Mesdaille für Kunst und Wissenschaft lagen, die mir der Beherrscher aller Osmanen an den Busen heftete. — Er zeigte uns dann noch sein Privatmuseum, in dem alle Geschenke, die seine Vorsahren und er von anderen europäischen Fürsten erhalten hatten, vereinigt waren. Es befand sich da unter reichlich vielem Kitsch auch manches schöne und wertvolle Stück. So entsinne ich mich eines Bernsteinschrankes, den Friedrich Wilhelm I. gesstiftet hatte.

Diese Begegnung mit dem alten Abdul Hamid ist für mich eines der interessantesten Zusammentreffen unter meinen Berührungen mit fremden Fürsten geblieben.

Weiter geht der Weg.

Ich war nun über einundzwanzig Jahre alt und nahm mit der Ernennung zum Kompaniechef der 2. Kompanie des 1. Garde-Regiments zu Fuß den Dienst wiederum auf. Mit voller Befriedigung erfüllte mich die reichliche Urbeit in dieser verantwortlichen Stellung, die ich dann zweiundeinhalb Jahre innegehabt habe.

Daß mir gerade die 2. Kompanie anvertraut wurde, erfüllte mich mit ganz besonderer Freude, denn ich kannte alle meine Unteroffiziere von meiner Leutnantszeit her

genau.

Die Rompanie:, Eskadrons:, Batterie: Chefs und die Regimentskommandeure bilden insofern das Rückgrat der Urmee, als in ihrem Pflichtenkreis der Wert der einzelnen Persönlichkeit als Leiter und Erzieher voll zur Wirkung kommen kann. Uber nicht viel geringer als die persönliche Bedeutung des Chefs muß in der Kom-

panie die Persönlichkeit der "Kompaniemutter", des Feldswebels, gewertet werden. Der meinige, Feldwebel Wersgin, war ein hingebend pflichttreuer Mann, der allen anderen zum Beispiel wurde. Von früh bis spät galten seine Gedanken nur dem Königlich Preußischen Dienst, und dabei war er rastlos um das Wohl seiner einhundertzwanzig Grenadiere besorgt.

Un fich hatten wir Sauptleute im 1. Garde-Regiment leichte und dankbare Urbeit. Das Unteroffizierkorps war voll besetst und bestand aus durchweg sehr tuch: tigen Männern, das alljährliche Refrutenmaterial war vorzüglich. Laufer wohlerzogene junge Leufe, von benen viele bereits in der vierten Generation beim Regiment oder gar bei derselben Rompanie dienten. Singegen lag eine gewisse Ochwierigkeit bei unserer Barde in der körperlichen Größe der Mannschaften. Da waren viele nicht im Verhältnis zu ihrer Länge auch in die Breite gegangen, und es wurde mit großer Gorgfalt darauf geachtet, daß gerade folche Leute im Unfange nicht überanstrengt wurden. Meine langen Grenadiere konnten übrigens unglaublich viel effen! Besonderen Wert legte ich bei meiner Rompanie und auch später bei mir unterstellten Truppen auf Strammheit und Difziplin. Unsere Griffe im ganzen und die geschlossenen Bewegungen konnten sich seben laffen, und die Grena: diere selbst waren stolz auf ihre tadellose Form.

Meine allgemeinen Grundsäße waren: Wenig Dienst, den aber energisch. Im übrigen die Leute nach Möglicheit in Ruhe lassen. Viel Urland, Fröhlichkeit in der Kaserne, Unsslüge, Besichtigung der Sehenswürdigkeiten in Stadt und Umgebung, auch gelegentlichen Theater-Kronprinz Wilhelm, Erinnerungen. 4

besuch. — Dabei ist es mir zu meiner Freude stets geglückt, mit einer Mindestanwendung von Disziplinarstrasen auszukommen. Meine Leute wußten sehr bald,
daß ihr Kompaniechef mehr darunter litt, wenn er einen
von ihnen bestrasen mußte, als der Betroffene. Ich suchte
sie bei ihrem Ehrgefühl zu packen, und das brachte fast
immer Erfolg.

Natürlich ift mit dem bisher Gesagten das Pflicht- und Alrbeitsgebiet des Rompaniechefs keineswegs erschöpft. Er muß auch abseits von allen Fragen des Dienstes, rein menschlich ein rechter Vater seiner Goldaten fein. Er muß jeden einzelnen genau fennen und wiffen, wo ihn der Schuh drudt. Berade diese Geite des Dffiziers: berufes hat mir die größte Freude gemacht, und ihre Pflege hat mir das Zutrauen und die Unhänglichkeit jedes einzelnen meiner Grenadiere gewonnen. Mit allen ihren kleinen und großen Gorgen kamen sie zu mir, und in diesem festen und ehrlichen Vertrauen meiner Leufe fühlte ich mich froh. Prächtige, liebe deutsche Jungen find fo durch meine Bande gegangen! Manch einen habe ich nachher im Rriege wiedergetroffen - manch einer ruht jest in fremder Erde, getreu dem Belmbandspruch unseres 1. Bafaillons: Semper talis. —

Trop dieser starken und leidenschaftlichen Hingabe an meinen Dienst im 1. Garde-Regiment, in dem ich auch meine beiden ehemaligen Udjutanten und späteren Kammerherren, den gewissenhaften Stülpnagel und den gestreuen Behr, näher kennen lernte, bin ich auch während dieser Jahre nicht — oder nicht mehr — einseitig Soldat gewesen. Die Bonner Unregungen haben weiter gewirkt, und die lebendigen Fragen der Politik, des

Wirtschaftslebens, der Kunst und Technik haben mich in den freien Stunden mehr noch beschäftigt als in den Jahren, in denen mir der Sinn für sie erschlossen worden war.

Hatte ich noch in meinem Leutnantsjahre alles, was mir an Hoffesten entgegenwuche, mit einer gewissen interessierten Neugier mitgemacht und angesehen, so begann nun mit der reifenden Kritif eine immer icharfere Ub: neigung gegen bas Pomphafte biefer Gefte in mir gu werden. Die allzu häufige Repräsentation, wie sie bierbei in starrer Form aufrecht gehalten wurde, erschien mir oft genug als ein leerer, fast peinlich wirkender Unadronismus. Wie viele tief vorwurfsvolle oder fanft mahnende Blicke aus den Augen in ihren beiligsten Gefühlen getroffener Sofmarschälle habe ich so nicht geerntet! Aber auch hier (wie auf so manchem anderen Bebiete) hat mich die Übertriebenheit des Abgezirkelten, "Erhabenen", Erstarrten erst recht zu einer augenfälligen Nonchalance gereizt. Gar nicht immer mit Willen oft genug unwillkurlich, so als muffe fich hier eine Reaktion gegen eine mir wesensfremde Aufmachung von felbst erfüllen.

Hoffeste! Dabei fällt mir einer ein, für den und für dessen Runst ich stets die tiefste, bewundernde Versehrung hatte, und den ich doch niemals ohne ein gutes Lächeln und Behagen auf diesen Festen sehen konnte: Abolf-Menzel.

Meist war seinem Erscheinen schon eine Tragöbie, die in seinem Hause und auf der Fahrt nach dem Schlosse spielte, vorangegangen, denn er war in die Alrbeit immer so sehr vertieft, daß er am Ende, trop aller Eile bei

ber Toilette, zu spät ankam. In seinen letzten Jahren wurde schon stets ein Udjutant meines Vaters entsandt, der den alten Herrn in seiner Wohnung abholen und häusig genug noch anziehen helsen mußte. Half nichts — zu spät kam er doch.

Unvergeflich ist er mir, wie ich ihn beim Sest vom Schwarzen Udlerorden sah. Die Ritter dieses hoben Orbens trugen an diesem Tage den großen roten Sammetmantel mit der Rette. Der kleine Mann, dem keiner von den Mänteln passen wollte, lag nun in einem dauernden und wilden Kampf mit seiner Schleppe und blickte bazu mit den sprechend funkelnden Alugen zornig bligend aus feinen Brillenglafern. - Um Ochluß der Feierlichkeit war es üblich, daß die Ritter zu zweit am Throne vorbeischritten, um, nachdem sie dort ihre Berbeugung vor dem Raiser gemacht hatten, den Gaal zu verlaffen. Nach der Rangordnung traf es sich stets so, daß der zwerghaft kleine Menzel mit dem überlebensgroßen Hausminister von Wedel zusammengehen mußte. Wenn nun dieses ungleiche Paar ehrfürchtig vor dem Throne stand, so war das an sich schon ein Bild, das gute, warme Seiterkeiten in der Geele weden konnte. Es fand noch eine Steigerung, wenn in dem alten Menzel in diesem Augenblick der Künstler erwachte. Er schien bann völlig zu vergessen, wo er war, und ich habe es mit angesehen, wie er plötlich, nach kurzem Ropfrucken, die Urme in die Geiten ftemmte und, völlig von dem malerischen Gindrucke befangen, meinen Vater lange und eindringlich fixierte. - Der alte Wedel hatte mittlerweile seine Verbengung längst korrekt abgeliefert, war im Albmarsch begriffen und bemerkte nun zu seis

nem Schreden, daß sein Partner noch immer vor dem Throne stand.

Ich weiß nicht, was mir in dem Augenblide die größere Freude machte: das ratlofe, entgeisterte Besicht des Sausministers, der sich da durch den kleinen Mann in einen unerhörten Bruch von Tradition und Etikette bineingezogen fühlte, oder der kleine Meister, der den Ropf bald rechts, bald links ruckte und unbekümmert um die anderen nach ihm, die nun doch ichon auf das Plagden vor dem Throne lauerten, auf den Raifer starrte. Endlich faßte Wedel sich ein Berg und zupfte Menzel fest am Urmel. Die Störung aber nahm der icheinbar recht dolerische Meister bitter übel. Wenn ein Blid fauchen kann vor Wut, dann war es dieser, den er jest mit zurudgeworfenem Ropf bis in die Ungenhöhe seines langen Partners stieß. Dann aber griff er in die Goleppe und ftolperte zornig, beleidigt aus dem Gaal. Das war, als bachte er: Nee - so'n Fest, wo man sich nicht 'mal feine Leute ein wenig ansehen barf - -!

Bahllose Male habe ich auf Hoffesten bei ihm gesstanden und mit ihm geplaudert. Er war voll trockenen Wițes, voll Sarkasmus und Kritik. Nichts entging seinem scharfen Blick, und da man nach und nach dars an gewöhnt war, bei ihm von allzu strengen und sicher auch fruchtlosen Einordnungsbestrebungen abzusehen, so sühlte er sich als eine Urt überlegener Dutsider vielleicht auch leidlich wohl in seiner Sonderstellung, die ihm ja in der Tat manche künstlerische Unregung bringen mochte.

Ich für mein Teil konnte, wie schon erwähnt, an dem Gepränge solcher Teste, auf benen jeder doch vor allem

seine eigene Eitelkeit spazieren führte, sehr bald schon keine Freude mehr empsinden. Ich fand den starren Meschanismus ihres Betriebes öde, und ihr steiser Prunk erschien mir als ein Mosaikbild aus tausend kleinen Eitelzkeiten und Farbstufungen von Wichtigtuereien. Daß repräsentative Feste eine gewisse Förmlichkeit nicht ganz entbehren können, empfand ich dabei wohl, aber mir schien, daß sie zugleich vom Wesen einer inneren Freizheit belebt sein müßten — und davon war hier wenig zu spüren.

Mehr als diese hösischen »shows« hat mir der freie, ungezwungene Verkehr mit tüchtigen Menschen aller Urt, mit Künstlern, Schriftstellern, Sportsleuten, Kauf-leuten und Industriellen an Unregung gegeben. Dazu habe ich als Sportsfreund und Jäger auch dem Körper sein Teil froher Urbeit zukommen lassen.

Alls eine ärgerliche Fessel habe ich es bei all dem das mals schon empfunden, daß ich als Prinz dauernd Rückssichten nehmen mußte, bei allem und jedem, was ich unternahm, von Menschen umgeben war, die mir — sicher aus bester Abssicht, aber zu meiner Dual — immer wieder ihre beiden Sprücklein, eines um das andere, hersagten: "— das dürfen Kaiserliche Hoheit nicht tun —", "jest müssen Kaiserliche Hoheit das tun —". Abwehr dieser Versuche, das Tun und Lassen eines freien Menschen in ein verstaubtes Schema einzuspannen, stieß nicht gerade auf Verständnis. Um besten also schon, man ließ sie reden und tat am Ende das, was einem einsach und natürlich schien.

Nur ein Mensch hat auch in diesen Fragen Sinn gehabt für meine Beengtheit und Verstehen für meinen

Drang, weniger "Aronprinz", mehr ein mitlebender und miterlebender Mensch zu sein: meine geliebte Mutter. Und immer wieder, wenn ich in solchen Aussprachen mit ihr zusammensaß, habe ich es empfunden, wie viel von ihrem Wesen auf mich gekommen ist — unr daß in meinem Blute sich männlich wehrte, was sich in ihr am Ende anpaßte und zur Ruhe fand. Zu diesem sich zum Frieden Finden hat sie aus der tiesen Neligiosität ihres Wesens sicher eine starke, nie versagende Kraft geschöpft.

Mus dieser streng religiösen Lebensanschauung und Ethit ift auch ihr bringender Wunsch zu erklären, daß wir Göhne "rein", unberührt von Erlebniffen mit anderen Frauen in die Che treten follten. Diefem Biele wurde von ihr und von unserer dabin verständigten Umgebung durch möglichstes Gernhalten jeder Persönlichkeit, die uns etwa vom geraden Pfade der Tugend hatte loden können, nachgestrebt. - Meine Mutter war bei ihrem Denken und Wollen sicher von der besten Absicht auch für uns und unfer sittliches und physisches Beil geleitet, und ich für mein Teil mußte sie - was auch für Unfinn über mich fruh ichon verbreitet wurde - nicht all: zusehr enttäuschen. Tropdem glaube ich nicht, daß auf diesem theoretisch so schönen Grundsat in Wahrheit viel Gegen liegt. Mir will vielmehr eine übertriebene Ginbammung und Absperrung auch auf diesem Gebiete als Unnatur erscheinen, und ich möchte, rudschauend, beute fogar annehmen, daß die lette Wurzel mander Jrrung, die in den Chen fürstlicher Familien vorgekommen ift, in dieser fanatischen Fernhaltung alles weiblichen Umganges zu einer Zeit, in der gesunde Jugend sich geben und erlösen will, ruht.

Dorgens Briefe geschrieben. JA Dann nach dem Frühstück zwei Stunden drüben in der Schmiede vor dem Umboß. - Der Luijt erzählt, daß ihm ein Umerikaner für ein Sufeisen, das ich geschmiedet habe, fünfundzwanzig Bulden geboten hatte; ob er ihm eins geben durfe? Die Menschen sind doch unveränderlich bereit, unsereinem den Größenwahn gu suggerieren - sogar wenn wir fern ihrem Jahrmarkt auf einer fleinen Geegrasinsel figen. Früher haben fie meine fortgeworfenen Zigarettenstummel aufgelesen, und jest bietet ein Onob eine Gumme, mit der man in der Beimat einem armen Menschen aus dem Glend helfen fonnte, für ein Stud Gifen, das ich unter meinem Sammer hatte. Mich wundert's nicht, daß mancher fo geworden ift, wie er bei diesem Rulf am Ende werden mußte! Nein: unsereiner ift nicht immer allein schuld baran.

Von Luijt weg bin ich an ben Strand gegangen — bie Kleider 'runter — und bann in die See.

Wie einem das für eine Weile das Elend aus der Seele wäscht und diesen ganzen Kram vergessen läßt!

Mittags habe ich meinem guten Rummer, der hier eine Zeitlang bei mir ist, die Geschichte mit dem Umerikaner erzählt. Er ist Feuer und Flamme: "Fünfundzwanzig Gulden? Bei der Valuta?! Ich fäte den ganzen Zag egal weg Hufeisen für die Brüder machen!"

Nach Tisch Durchsicht der alten Aufzeichnungen aus den Kämpfen von Verdun und Arbeit an der Darsstellung für das Buch. Spaziergang mit Kummer.

Und jest ist wieder Abend.

Ein neuer Zag herum - wie lange noch ?!

Im tannenumrauschten Gelbensande, dem Witwenssitze der Großherzogin Anastasia Michailowna von Mecklenburg, verlobte ich mich an einem mir unvergeßtlich schönen Sommertage des Jahres 1904 mit Cecilie Herzogin zu Mecklenburg. Noch nicht achtzehn Jahre war sie damals alt, stand in der ersten Jugendblüte und war voll Frohsinn und Heiterkeit. Die Jahre ihrer Kindheit an der Seite ihrer zwar etwas eigenwilligen, aber liebevollen und schönen Mutter waren voll uns getrübten Glückes für sie gewesen.

Alls mir meine junge schöne Frau an einem strahlenden Junitage des solgenden Jahres ihre Hand sürs Leben reichte, ist sie wie auf Rosen in das neue Leben in Berlin eingeschriften, umjubelt von vielen Tausenden, getragen von der Liebe und Sympathie eines ganzen Volkes. Als ich an jenem Tage mit meiner 2. Kompanie die Linden herunter zum Schloß zog, um die Ehrenkompanie zu stellen, hat mich die warmherzige Anteilnahme all der vielen Menschen tief bewegt. Dazu bot die Stadt mit den fröhlichen Gesichtern, den vielen hübschen Mädeln und all und überall den Rosen ein unvergeßlich schönes Bild. Meine Grenadiere sühlten sich natürlich als völlig zur Familie gehörig und schriften stolz und stramm baher.

Ein gütiges Geschick hat es gefügt, daß meine Wahl frei von einengenden politischen oder dynastischen Rückssichten auf die Frau sallen konnte, der ich von Herzen zugetan war und die auch mir gern ihre Hand gegeben hat. Wir haben uns in echter und aufrichtiger Zuneisgung zu einander gefunden.

Goll ich zu all dem Törichten, das über meine Che

geredet und geschrieben worden ist, überhaupt etwas sagen? — Wenn sich die guten Leute, die so "glänzende Beziehungen" und durch sie so "intime Einblicke" und "sichere Nachrichten" haben, doch weniger wichtig tun wollten! — Wie wir beide, meine Frau und ich, zu einander stehen, das wissen nur wir. Uber das kann ich verraten: Wenn in den Zeitungen mehrsach zu lesen war: "Die Scheidung des Kronprinzenpaares nahe bevorstehend", dann hat das auf uns beide nur fröhlich erheiternd gewirkt: Was doch die Herrschaften Bedarf an Sensationen haben!

Meiner Frau aber kann ich nur aus tiefem Herzen dafür danken, daß sie mir als bester und als treuester Freund und Kamerad zur Seite gestanden hat: eine fürsorgende Gattin und Mutter, nachsichtig und gütig verzeihend gegen manche meiner Fehler, voll Verstehen für das, was ich bin, unbeirrt zu mir haltend im Glück wie im Unglück.

Sie hat mir sechs liebe und gesunde Kinder geschenkt, auf die ich aus tiesem Herzen stolz bin und zu denen meine Sehnsucht immer geht, so oft ich hier einem der kleinen Fischerjungen über die flachsgelbe Bürste streiche. Mögen meine vier Jungen einst brave deutsche Männer werden, die ihre Pflicht im Dienste für das Vater-land erblicken — als echte Hohenzollern!

Auch während der qualvoll schweren Zeit nach Deutschlands Zusammenbruch hat meine liebe Frau in vorbildlicher Treue und Tapferkeit auf ihrem Posten ausgehalten und sich in hundert schwierigen Lagen als die kraftvolle, vornehme Natur bewährt, als die ich sie liebe und verehre.

Ein "Kriegserlebnis" gibt es aber doch in unserer Che! Die Kronpringessin hat mich 1915 einmal für zwei Tage in meinem hauptquartier in Stenan besucht. Um Morgen des zweiten Tages um vier Uhr fruh begann ein frangösischer Fliegerangriff, der sich offenbar lediglich auf mein Sans richtete, bas bamals noch keinen bombensicheren Reller oder Unterstand hatte. Ein Volltreffer hatte ficher gange Urbeit gemacht. Der Ungriff dauerte zwei Stunden. In diefer Zeit warfen vierund: zwanzig Flugzeuge ihre Bomben rings um das Haus gezählt wurden einhundertundsechzig Bomben. Mehrere von ihnen schlugen nur wenige Meter von dem Sause entfernt ein, sie forderten leider eine Angahl von Menschenleben. Es war der schwerste Fliegerangriff, den ich bis dahin erlebt hatte. Much bei dieser Nervenprobe erwies meine Frau ihren Mut und ihre gefaßte Rube. Prachtvoll hat sie sich gehalten!

Im Unschluß an meine nun bereits dreijährige Lehrzeit und Dienstzeit als Rompaniechef im 1. Garde-Regiment zu Fuß sollte ich nun eine Eskadron bekommen. Ich bat Seine Majeskät durch Erzellenz von Hülsen, mir eine Schwadron des Regiments Gardeducorps anzuvertrauen. Seine Majeskät wollte mich zu den Leibe Garde-Husaren tun. Schließlich gab der Raiser nach; er kommandierte mich im Januar 1906 zur Führung der Leibe Eskadron des Regiments Gardeducorps, verlieh mir aber nicht die schöne Unisorn des Regiments, sondern bestimmte durch eine besondere Kabinettsorder, daß ich die Unisorm der 2. Kürassiere Königin tragen sollte.

Dier in dem neuen Rommando fanden meine reiterlichen Passionen wieder ein weites Tätigkeitsfeld, und ich denke mit tiefer Genugtuung der herrlichen Zeit, in der ich diesem stolzen Regiment angehörte, dessen ruhmvolle Tradition mit der Geschichte des brandenburgisch. preußischen Staates und seiner Grunder so eng verknupft ift. Daß es keine Paradetruppe war, das hat das Regiment am Tage von Zorndorf ebenso bewiesen wie in dem gewaltigen Ringen des Weltkrieges. Gine wehmutige Freude war es für mich, gerade jest vor wenigen Tagen ein liebes Zeichen dafür in Banden zu halten, daß die alten Getreuen der Leib-Eskadron ibren Schwadronsführer von einst auch im Unglud nicht vergeffen haben : zu meinem Geburtstage, zum 6. Mai, fand ein kleines Album mit den Unterschriften der Offiziere und Gardeducorps der alten Eskadron feinen Weg auf meine stille Insel. - Der Offiziere und ber Gardeducorps - -. Wie viele Namen da fehlen! Im Often und im Westen ruben ihre tapferen Trager. Meine Bedanken ziehen zu ihnen und grußen sie. -

Eine Bemerkung über mein Kommando zur dritten Hauptwaffe, der Urtillerie, sei, wenn es auch zeitlich später fällt, hier eingeschaltet. Um mich auch mit ihr vertraut zu machen, wurde ich im Frühjahr 1909 mit der Führung der Leibbatterie des 1. Garde-Feldartillerie-Regiments beauftragt. Ich habe mich im Kreise dieses dienstlich wie kameradschaftlich ausgezeichneten Regiments besonders wohl gefühlt und gedenke mit aufrichtiger Danksbarkeit der Unterstüßung meines getreuen Mentors, des Majors Grafen Hopfgarten, und seiner vielseitigen Unzegungen in allen artilleristischen Fragen.

Schon damals schien mir übrigens die Verwendung, teilweise auch das Schießversahren unserer Feldartillerie im Vergleiche mit den Bestimmungen der Franzosen in einigen Punkten rückständig zu sein. Die Ersahrungen des Krieges haben rund fünf Jahre später gezeigt, daß die französische Urmee in der Entwicklung dieser Waffe in der Lat einen starken Vorsprung vor uns gewonnen hatte. Das Urtilleristisch-Lechnische war bei uns gegenüber dem Reiterischen in den Hintergrund gekommen: die Kanone hatte dem Pferde zuwiel Vorrechte eingeräumt.

Aus den Reihen des Regiments erbat ich mir damals den Hauptmann von der Planitz als persönlichen Als jutanten. Als Abteilungsführer ist dieser ausgezeichnete und reich gebildete Offizier, der mir als aufrechter und vornehmer Mann und als langjähriger treuer Begleiter und Berater in stets dankbarem Angedenken bleiben wird, in Flandern den Heldentod gestorben.

Durch die Zeitungen geht ein Bericht, der angeblich von einem Augenzeugen der Ermordung des Zaren Nikos laus stammt und der all das schreckliche Geschehen um sein blutiges Ende enthüllt.

Früh morgens habe ich diese in ihrer kalten Sachlichkeit doppelt grauenvolle Schilderung gelesen, und den ganzen Tag über, während draußen der endlose Regen niederrann, sind meine Gedanken dann immer wieder zu Erinnerungen an den armen Mann zurückgekehrt. Zu ihm und zu den Menschen, die um ihn waren, als ich ihm nahefrat die beiden Male, da ich sein Gast in Rußland war, und jenes dritte Mal, als er bei uns in Verlin zu Gaste war. Jest, da ich diese Zeilen als den Bodenschlag meines Erinnerns an ihn niederschreibe, ist es Nacht.

Alls ich den Zaren Nikolaus zum erstenmal in Peters: burg sah — es war im Januar 1903, und ich war da: mals zum West der Wasserweihe entsandt - stand er auf der Sohe feiner Macht. Der Sof und die Trupven verliehen dem Tefte einen ungemein glänzenden Rabmen. Der Bar felbst aber, der im Grunde eine einfache, schlichte Persönlichkeit war und sich im engeren Umgang berglich und ungezwungen gab, machte in feinem öffentlichen Aluftreten einen unsicheren, ich möchte fast fagen ängstlichen Gindruck. Die wunderschöne Raiserin Alerandra war in diefer Richtung feine Stuge fur ibn, da fie felbst peinlich verlegen, fast menschenschen mar. Bang im Gegensate zu ihr verkörperte die Raiserin-Mutter Marija Feodorowna vollständig das Bild der Majestät und der großen Dame, und sie besaß damals auch den vorherrschenden Ginfluß in der Betersburger politischen und hof-Gesellschaft. Besonders auffallend mar es, wie wenig der Zar es verstand, sich im Kreise seiner Familie, also bei den Großfürsten und Großfürstinnen, die ibm gebührende Würdigung zu verschaffen. Als zum Beispiel vor einem Diner die Gesellschaft versammelt war und das Zarenpaar eintrat, nahm kaum eines der Familienmitglieder hiervon Notiz. Eine geradezu herausfordernde Lässigfeit trug bei solchen Gelegenheiten der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch zur Schau, der mir gegenüber auch feine Albneigung gegen alles Deutsche im Gespräch ziemlich deutlich zum Ausdruck brachte. Bergebens suchte ich damals in der Petersburger Gefellschaft nach Spuren der alten Freundschaft zwischen Preußen und Rugland. Englisch und Französisch waren die Umgangssprachen dieser Schicht, für Deutschland hatte niemand Interesses — mehrsach stieß ich sogar auf offene Abneigung. Nur bei zwei Männern sand ich damals starke Neigung zu Deutschland, bei dem Hosminister Baron Fredericks und bei dem wenige Jahre später in den Grasenstand erhobenen Sergei Juliewissch Witte. Mit Witte hatte ich ein langes Gespräch, das sich um die Frage eines neuen deutschzusssischen Handelsvertrags drehte und in dessen Verlauf der weitsichtige Finanz und Wirtschaftspolitiker stark betoute, daß Rußlands gesunde Zukunst nach seiner Meinung vom engen wirtschaftlichen Unschluß an Deutschland abhänge.

Die Furcht vor Attentaten war am Hofe sehr groß. Unter den vielen Vorsichts: und Abwehrmaßnahmen, die ich überall getroffen sah, machte mir eine, auf die ich stieß, als ich dem Zaren eines Abends spät noch einen kurzen Besuch machen wollte, damals einen tiesen Eine druck: Auf dem Jußboden des Vorsaales zu seinen Privatzgemächern war schachbrettartig, so daß niemand passieren konnte, der gesamte Leibkonvoi des Kaisers, etwa hunz dert Mann, gelagert. Es entstand ein wahrer Alarm und große Aufregung bei meinem unerwarteten Eintritt.

Im Kreise seiner engeren Familie war der Raiser wie umgewandelt: ein fröhlicher, harmloser, liebenswerter Mensch, der zärtlich an seiner Frau und an den Kinzdern hing. Auch von der Kaiserin siel hier jene Nervosstät und Unrast, die sie in der Öffentlichkeit beherrschten, sie zeigte sich als liebe, warmherzige Frau und bot zwischen den jungen gut erzogenen Mädchen ein. Bild der Annut und Schönheit. Ich habe reizende Stunden dort verlebt.

Das zweite Mal waren meine Frau und ich nach Barstoe Gelo eingeladen. Sier hatte man sich wie bei einem reichen Privatmann auf dem Lande fühlen können, ware man nicht auf Schrift und Tritt durch die polizeilichen und militärischen Gicherheitsvorkehrungen daran erinnert worden, daß man sich bei einem Berricher zu Gafte fand, der seinem eigenen Volke nicht traute. Bars: foe liegt in einem großen Park. Außerhalb des Parkgitters war ein Rordon von Rosaken postiert, die Sag und Nacht bin und ber trabten und alles überwachten. Im Park ftanden ungezählte Poften, ja felbft im Ochloß stieß man überall auf Doppelposten mit aufgepflanztem Geitengewehr. 3ch fagte damals zu meiner Frau, man fühle sich ba wie in einem Gefängnis, und ich murde es lieber darauf ankommen lassen, eines Tages durch eine Bombe in die Luft zu fliegen, ebe ich ein solches Leben auf die Dauer erfrüge.

Eine qualvolle Autofahrt ist mir lebhaft in Erinnezung geblieben. Der Kaiser wollte uns das Palais an der See zeigen, und wir suhren im geschlossenen Auto los. Es war seit Monaten das erste Mal, daß der Kaiser Zarskoe verließ. Die Fahrt dauerte etwa vier Stunden. Der Eindruck war trostlos und tief bedrückend. Alle Ortschaften, durch die wir kamen, wie ausgestorben: es durste sich kein Einwohner auf der Straße oder in den Fenstern blicken lassen — nur Soldaten und Polizei. Unheimliche Stille, ein tief beklemmender Druck über allem. Nein — das war kein Leben des Lebens wert, wenn man sich so verstecken mußte.

Auch an einer großen Parade nahmen wir feil. Die Gardefruppen sahen glänzend aus; sie haben sich ja auch

später im Ariege, ihrer alten Tradition getreu, glänzend geschlagen. Einen ungemein malerischen Gindruck machten die verwegen aussehenden Don-, Ural- und Trans-baikal-Rosaken auf ihren kleinen struppigen Pferden.

Die Aufnahme im Familienkreise war, wie das erste Mal, ganz ungewöhnlich warm und herzlich. Stundenslang bin ich mit dem Zaren im Rande auf den Ranälen herumgefahren, und über manches politische Thema haben wir eingehend gesprochen. Dabei kam ich zu der Überzeugung, daß er an sich wohl aufrichtige Sympathien für Deutschland hegte, daß er aber zu schwach war, als daß er den Einslüssen der großen deutschseinblichen Partei wirksam hätte entgegentreten können. Die Raiserins Mutter und der Großfürst Nikolai — beide ausgessprochene Gegner Deutschlands — hatten die Übermacht.

Bar Nikolaus war nach meinem Urteil nicht eine Perstönlichkeit, wie Rußland sie auf dem Throne gebraucht hätte. Ihm fehlten Entschlossenheit, Mut und Fühlung mit seinem Volk. Alls einsacher Landedelmann wäre er vielleicht ein glücklicher Mensch geworden und hätte viele Freunde gehabt; die Eigenschaften, die notwendig sind, um ein Volk zur Höhe der Entwicklung seiner Kräfte zu führen, hat er nicht besessen — und vielleicht hat sein zaghaftes Gemüt über die Umrisse solcher Eigenschaften kaum nachzudenken gewagt.

Dief tragisch erschien uns schon damals der schwächtliche und immer kränkelnde kleine Thronfolger Alexej Nikolajewitsch. Von einem riesigen Matrosen wurde er gewöhnlich wie ein kleines, wundes Dier getragen — und war doch schon acht oder nenn Jahre alt. Mit einer von Angst durchsetzten, ewig zitternden Zärtlichtener von Angst durchsetzten, ewig zitternden Zärtlichtenering Wilhelm, Erinnerungen.

65

keit hingen die beiden Eltern an dem armen, lebens: unfähigen Spätling ihrer Ehe, der dereinst Rußlands Zarenkrone tragen sollte. —

Vorbei — in Blut und Grauen erloschen auch dieses kleine, muhsam flackernde Leben!

Nachdem ich wieder zweiundeinhalb Jahre als Goldat Dienst gefan hatte, drangte es mich lebhaft, an der Beiterbildung meiner noch recht ludenhaften Renntnisse auf staatsmännischem und volkswirtschaftlichem Gebiete zu arbeiten. Wünsche in dieser Richtung, die ich auch in ben letten hingegangenen Jahren ichon mehrfach zum Ausdruck gebracht hatte, waren ohne Berücksichtigung geblieben. Der Vorgang mar auffallend, denn die Beschichte unseres Sauses zeigt, daß der jeweilige Berricher die rechtzeitige Beranbildung des Kronprinzen für seinen kunftigen Beruf stets als eine besonders bobe Pflicht seines ihm verliehenen Umtes aufgefaßt hatte. Go fühlte ich mich hier beiseite geschoben und ferngehalten von der geistigen Erfassung und Durchdringung eines weiten Arbeitsgebietes, deffen Beherrichung für mich notwendig war. Ich kann ohne Überfreibung sagen, daß ich um die Bulaffung zu jenen Stellen, an benen fich mir biefes unentbehrliche Wissen erschließen konnte, zah und unnach: giebig ringen mußte.

Mit umso größerer Freude begrüßte ich daher im Oktober 1907 meine vom Kaiser endlich genehmigte Kommandierung zur Information beim Oberpräsidium in Potsbam, beim Ministerium des Innern, beim Finanzministerium und beim Reichsmarineamt. Mit meiner Einführung in die Fragen der auswärtigen Politik, die

vor mir gerne ein wenig geheimnisvoll, als sei das eine Urt geheimer Kunst, behandelt wurden, sollte bis zu einem späteren Zeitpunkt gewartet werden. Zunächst aber sollte mir auch die Möglichkeit gegeben sein, durch den Besuch von Vorträgen über Maschinenban und Elektrotechnik auf der Technischen Hochschule in Charlottenburg größeres Fachwissen auf diesen von mir stets mit besonderem Interesse beobachteten Gebieten zu erwerben.

Damit war gegenüber dem bisher gepflegten Zustande doch alles Mögliche für mich erreicht: Türen, die man bislang mit Abwehr vor mir verschlossen gehalten hatte, standen meinem Wissenswillen endlich offen.

Meine informatorische Beschäftigung in den Ministerien, die mir durch eine an diese Stellen gerichtete Weisung meines Vaters, mir auf meine Unfrage jede gewünschte Auskunft zu erteilen, sehr erleichtert wurde, führte mich rasch zu einer lebhaften Beschäftigung mit den großen Fragen der Zeit und ihren internationalen Zusammenhängen. So kam ich zunächst zu eingehendem Studium der heimischen und ausländischen Presse.

Der Puls unseres Lebens ist die Zeitung — in ihr hämmert der Herzschlag der Zeit. Ruhe wie Spannung, Mattheit wie Fieber sinden in ihr Wirkung und Unsebruck, werden unter Umständen durch sie für den, der sür das Wohl des ganzen Organismus sorgen soll, zu mahnenden, warnenden Stimmen. Damals, in jenem Studienjahre, war es mein erster bescheidener Gewinn, daß ich diese Bedeutung der Zeitung für den, der hören, sehen und erkennen will, klar einschäßen lernte. Für den, der hören, sehen und erkennen will — der sich nicht etwa

aus einer selbstgewählten oder aufgedrängten Vogelstrauß-Psphologie manchen Zeichen verschließt.

Ich hatte natürlich auch vor diesem Studienjahre Zeitungen gelesen — was man bei uns so Zeitungen lesen nannte. Hauptsächlich also Blätter konservativer Richtung oder freundlich gesinnte farblose Nachrichten-blätter. Immerhin hatte ich sie wenigstens unzerschnitten aufgenommen. Jest durchackerte ich täglich das ganze Feld von der "Kreuzzeitung" bis zum "Vorwärts", und oft wanderten angestrichene Artikel mit der Bitte um Aufklärung und Erläuterung an die betreffenden zuständigen Stellen.

Go ergaben sich auch in bezug auf kulturelle ober innerpolitische Einzelfragen für mich bald Gesichtspunkte, die mich die Probleme wesentlich anders seben ließen, als Geine Majestät sie auf Grund der ihm zugänglich gemachten Pressestimmen und der ihm erstatteten Vorträge fah. Der Wit der Weltgeschichte hatte fich grotesk verkehrt: Der König war nach einem Materiale »ad usum delphini« orientiert — und der Dauphin schöpfte sein Wissen aus dem Vollen des Lebens. Auf Grund dieses breiteren Einblides in die Triebkräfte der Massen und der Zeif erschienen mir viele von den Grundideen, an denen der Raifer und feine Regierungsmethode festhielten, wurzellos geworden und nicht mehr vereinbar mit dem Beifte einer auch neuzeitliche Erscheinungen und Entwicklungen weise in Rechnung stellenden Monarchie.

Ein Staatswesen, das mir um diese Zeit neben dem deutschen besonderes Interesse bot, war das englische. In England war ich immer wieder herumgekommen, und

über Englands politische Struktur, in der ich manchen auch für unsere jungere Entwicklung geltenden Bug er: fannte, hatte mir mein Großonkel König Eduard in manden Stunden der Aussprache, in liebevollem Gingeben auf das mich lebhaft feffelnde Bebiet, viel erzählt. Wenn ich mich dieser für mich unvergeglichen Unterhaltungen, die ich damals völlig naiv als ein junger Schüler eines erfolgreichen Meisters und väterlichen Freundes hingenommen habe, heute erinnere, will es mir icheinen, als habe mir der Konig damit mehr als eine bloße Belehrung über die Buftande in England geben wollen. Alls habe der in dieser Art geniale Mann sehr wohl erfannt, daß die Ideen, in deren Beichen die beiden erften Jahrzehnte der Regierungszeit meines Vaters ftanden, sich von der Linie entfernten, auf der der Monarchismus in Deutschland sich entwickeln mußte, wenn er die fest gefügte, organische Krönung des staatlichen Baues bleiben wollte - und als habe er mich mit flar bewußtem Willen auf diesen Gefahrpunkt hingewiesen: um mich zu warnen, um mich schon an der Schwelle meiner politischen Bahn für andere, beffere Wege gu gewinnen.

Was mir mein alter Großonkel so aus der Fülle seiner Beobachtungen und Erfahrungen gab, habe ich gerne aufgenommen und in mir entwickelt. Dieser Besitz hat jedenfalls auch mit teil daran, daß ich im Zusammenhange mit meinen Ansichten über die Regierungsmaximen Seiner Majestät eine starke Neigung zu jenem System empfunden habe.

Besonders tiefe und anregende Eindrücke empfing ich in dieser Zeit begierigen Lernens beim Reichsmarineamt

durch dessen Leiter, den Admiral von Tirpitz. In ihm erschloß sich mir eine wirklich überragend große Persönlichkeit, ein Mann, der nicht stur auf das engere Feld seiner Aufgaben und Pflichten starrte, sondern das Ganze bis in seine weltpolitischen Fernen und Wirkungen sah und dem Ganzen mit allen reichen schöpferischen Kräften seines umfassenden Könnens diente.

Das große Werk der Schaffung einer deutschen Kriegsflotte war ihm vom Kaiser anvertraut, und sein Leben,
Denken und Tun war erfüllt allein von dem Drang
und Willen, die ungeheure Aufgabe trot aller äußeren
und inneren Widerstände zum Wohle des Reiches zu
meistern. Wie sehr ihm das gelungen ist, dafür wird
ihm die Schlacht am Skagerrak ein ewiges, ehrendes
Zeugnis und Denkmal bleiben — Skagerrak, wo die
von ihm geschaffene und von seinem Geiste getragene
deutsche Flotte ihre Feuertaufe gefunden und im Kampfe
mit der vielfach stärkeren ersten Flotte der Welt glänzend bestanden hat. Deutschland hatte damals allen
Grund, auf den herrlichen Angriffsgeist und die vorbildliche Disziplin seiner blauen Jungens stolz zu sein.

Nur in einer grundlegenden Frage war ich in jenem Jahre der Zusammenarbeit anderer Unsicht als der Großadmiral. Er hielt daran sest, daß der Kampf mit England um die Freiheit der Meere einmal ausgetragen werden mußte, und sein Ziel war der "Ristogedanke", das will sagen: er trat dafür ein, unsere Flotte so stark zu gestalten, daß den Engländern ein etwaiger Kampf gegen uns als ein zu schweres Wagnis erscheinen mußte, weil für sie alsdann ein zu großer Einsat auf dem Spiele stand. Ein Einsat, der nicht erfolgen konnte, ohne daß

im Verlustfalle die englische Seeherrschaft als Banzes in Frage gestellt wurde. Der grundsählichen Idealifat dieses defensiven Gedankens habe ich mich nicht verichlossen, in Berücksichtigung unserer politischen und wirt-Schaftlichen Lage aber Schien er mir in dieser Form, die uns allein zum großen Abwehrrivalen Englands zur Gee aufruften wollte, nicht bis zum Ende durchführbar. 36 fand vielmehr auf dem Gtandpunkt, daß der "Rifikogedanke" nur dann gesund und ftark zu einer tatfächlichen Rräftebalance zur Gee ausreifen konne, wenn das gegen England gedachte Gegengewicht von uns gemeinsam mit einer verbundeten Großmacht getragen murde, deren Landstreitkräfte damit für keine gegnerische Rombination in Betracht kamen, deren Flotte aber als Aldend neben unserer eigenen Flotte eine Kräftesumme von jener angeftrebten, Uchtung und Burudhaltung gebietenden Sobe ergeben wurde. Auf diesem Wege konnte, wenn er fich irgendwie als gangbar erwies, nicht nur eine außerordentliche Erleichterung unserer maritimen Ruftungslaft berbeigeführt, es konnte fo auch leichter der große Gefahr: punkt des ganzen Problems: die Erstidung unserer Rrafte zur Gee vor Erreichung des Zieles, übermunden merden. Denn diese Unsicht habe ich schon damals flar vertreten und später immer wieder zum Alusdruck gebracht: daß die Engländer das volle Ausreifen unseres Risikogedankens garnicht erst abwarten, sondern ihre Politik folgerichtig fortsetzen und unsere von ihnen mit dem größten Mißtrauen beobachtete Flotte vernichten wurben, che sie sich zu dem ihnen ebenbürtigen oder im Sinne der Risitotheorie gefährlichen Gegner entwideln fonnte.

Daß der Wille zu einem solchen radikalen Vorgehen in der Tat eine Zeitlang bestanden hat, das wurde mir erst in den jüngsten Tagen wieder durch die Lektüre des Buches des englischen Udmirals Fisher bestätigt. Der sagt da mit einer geradezu verblüffenden Offenheit: "Bereits im Jahre 1908 schlug ich dem Könige vor ,to Kopenhagen the German sleet" — auf gut deutsch: die deutsche Flotte (so wie einst die dänische auf der Reede von Kopenhagen) im Frieden zu überfallen und zu vernichten, solange das noch ohne allzu große Umsstände möglich sei.

All meine erwähnten Bedenken mußten angesichts der durch unsere politische Isolierung geschaffenen Lage — Erwägungen und Bedenken bleiben. Einen Verbündesten, dessen Flotte für eine Bindung mit der unsrigen zur gemeinsamen Abwehreinheit in Frage gekommen wäre, besaßen wir nicht. Auch der von Tirpitz stets erstrebte Anschluß an Rußland hätte ihn uns nicht gesbracht.

Nachdem die verschiedenen Versuche, in der Flottensfrage zu einer Verständigung zu kommen, in nichts zersonnen waren, war der Augenblick — der letzte Augensblick! —, der deutschen Flotte mit einiger Aussicht auf Erfolg an den Kragen zu gehen, für England mit der im Jahre 14 gegebenen Kriegsgelegenheit gekommen. Auch die Fassade wirkte tadellos: man hatte bindende Verträge zu erfüllen und trat als reiner Held und Schützer aller kleinen Völker auf.

Bei all dem ist es natürlich nicht das Flottenproblem an sich, das England diese Gelegenheit erfassen und in den Krieg gegen Deutschland eintreten ließ. Seemacht

ist Weltmacht; unsere Flotte war der Schutschild unserer Weltwirtschaft - nicht dem Schilde, sondern den Werten, die er bedte, galt ber ficher nicht gerne gewagte Rampf. Die motorischen Energien, die jenseits des Ranals nach Rrieg und Austrag drängten, waren die gleichen, die vorher unsere wirtschaftliche Einkreisung bewirkt hatten, und entwuchsen dem Existenzkampfe Englands gegen den ungeheuren Huftrieb der deutschen Industrie, des deutschen Handels. Jene wirtschaftliche Abschnürung der Vorfriegsjahre hatte ihren Zwed nicht erreicht, die deutsche Expansion ging weiter. Damit ließ England den Bersuch, um den Rrieg herumzukommen, fallen - ber lette Mustrag mußte kommen. Rein Renner der Berhältniffe fonnte daran zweifeln, daß England eine so gute Gelegenheit, wie sie ihm durch unsere Behandlung des österreichisch-serbischen Ronfliktes geboten wurde, nach Rraften nugen werde. Nur Mangel an politischem Blid und staatsmänniichem Inftinkt konnte das überseben und auf eine Neutralifät Englands hoffen - wie Bethmann Sollmea das faf.

Alls wir dann einmal im Kriege mit England standen und unserer Flotte über die defensiven Aufgaben
hinaus, für die sie geschaffen war, weitere offensive Ziele
erwuchsen, war es ein verhängnisvoller Fehler, dem
Großadmiral von Tirpit, der das von ihm geschmiedete Instrument kannte wie kein anderer, die freie Hand in
der Führung der Flotte und ihren Einsatzur Schlacht
zu versagen. Man klebte an dem Bethmannschen Gedanken, die Flotte wenn möglich unbeschädigt durch
den Krieg zu bringen und sie am Ende bei etwaigen Friedensverhandlungen als Rüchalt in Rechnung zu stellen — eine Idee, die nicht viel klüger ist als etwa die Ubsicht, das Heer oder die Munition völlig intakt durch den Krieg zu tragen und als Verhandlungsstüße für einen so niemals erreichbaren guten Frieden einzusessen. Man theoretisierte über ferne Möglichkeiten und verpaßte die Stunde der Tat! —

Beute wie damals bin ich überzeugt davon, daß 216miral von Tirpit, dieser geniale und willensstarke Mann, gu dem die gange Marine mit festem Bertrauen aufblickte, weil seine verantwortungsfrohe und entschlußfreudige Persönlichkeit gleichsam als eine Verkörperung des Kampfideales seiner Waffe erschien, die volle Wucht der Flotte so rasch wie möglich gegen England eingesett batte. Der Erfolg hatte fich dem fühnen, mit frischem Glauben an die eigene Rraft und ihren Gieg geführten Stoße sicher nicht versagt. Dafür, daß eine solche Auffassung keineswegs phantastisch ift, daß sie vielmehr auch auf der Feindesseite gefeilt wird, sprechen die Musführungen, die Admiral Jellicoe in seinem Buche gibt. Da heißt es: "Bei meiner Renntnis der deutschen Marine, bei meiner Wertschätzung ihrer Leistungen und mit Sinblick auf den Geist ihrer Führung und Mannschaften war es für mich eine große Überraschung, die ersten Wochen und Monate des Krieges verstreichen zu sehen, ohne daß die deutsche Flotte Unternehmungen im Kanal und gegen unsere Ruften geführt hatte. Die Möglichfeiten zu Erfolgen bei sofortigem Ginsat der deutschen Streitfräfte hatte ich nicht unterschätt."

Aber Begeisterung ist nach Goethe "keine Heringsware, die man einpökelt auf einige Jahre", und Ungriffsgeist, Nationalbewußtsein und Disziplin kann man nicht einweden! Sie sind in unserer zu Kriegsbeginn so stolzen, starken Flotte verwelkt und zerfallen, weil man sie ihre Kräfte nicht erweisen ließ, weil man die rechte Stunde nicht nutte. So hat die Waffe, die hier nicht zuzuschlagen wußte, sich am Ende gegen unser Vatersland selbst gekehrt und Mitschuld an unserem Niedersbruch auf sich geladen.

Ich durchblättere die Geiten, die ich gestern geschrieben habe.

Nein — ein geregeltes und ordentliches Erinnerungsbuch, das die Ereignisse in der genauen Zeitenfolge sesthält, wird das nicht. Von meiner Einführung in die Geschäfte des Reichsmarineamtes und von der wertvollen Zusammenarbeit mit Admiral von Tirpitz habe ich berichten wollen und bin in der unerloschenen Bitterkeit meines Erinnerns den folgenden Ereignissen um Jahre vorausgeeilt. —

Ich habe da bei der Erwähnung der Tirpitschen Risikotheorie unsere politische Isolierung gestreift. Zu dieser

Frage bleibt vielleicht noch allerlei zu sagen.

Alls ich, bald nach jener Zeit der Arbeit im Reichs: marineamt, mehr und mehr auch in die Probleme der äußeren Politik des Reiches eindrang, fand ich immer wieder die von mir schon auf meinen Reisen beobachtete Tatsache bestätigt, daß unser Vaterland in der ganzen Welt wenig beliebt, vielfach geradezu verhaßt war. Abzesehen von der uns verbündeten Donaumonarchie und etwa von den Schweden, Spaniern, Türken, Argentiniern mochte uns eigenklich niemand recht leiden. Wostiniern mochte uns eigenklich niemand recht leiden.

her kam dieser Zustand? Gicher vor allem aus einer gewissen Mißgunst gegen unseren gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung, gegen die ständig wachsende Macht des deutschen Kaufmannes auf dem Weltmarkte, gegen ben großen Fleiß und die schöpferische Intelligenz und Energie des deutschen Volkes. In erster Linie war es England, das sich durch diese Umstände in seiner wirtschaftlichen Sonderstellung bedroht fühlte. Daraus brauchten wir uns natürlich keinen Vorwurf zu machen, benn ein gesundes, anständiges Streben nach Sebung des eigenen Wohlstandes und nach Unsdehnung der wirtschaftlichen Ginflußsphäre ist das gute Recht jedes Volkes. Im ehrlichen Weftbewerb der Völker untereinander gelangt die gesamte Menschheit zu immer höheren Kulturstufen. Nur weltfremde Phantasten konnen glauben, daß bei einer Ausschaltung des Wettbewerbes auf eine Aufwärtsbewegung im Leben der Einzelnen wie der Bölfer und letten Endes der gesamten Menschheit zu rechnen sei.

Alber nicht Mißgunst gegen deutsche Tüchtigkeit allein hat uns die Abneigung der großen Mehrheit eingetragen; wir hatten es auch verstanden, uns durch weniger erfreuliche Eigenschaften, als Tüchtigkeit ist, mißliebig zu machen. Unklug ist es, wenn sich ein Einzelner oder ein Volk in seinem Vorwärtsstreben über Gebühr vorslaut vordrängt; Mißtrauen, Widerstand, Abwehr und Feindschaft werden dadurch geradezu herausgesordert. In diesen Fehler aber sind wir Deutschen amtlich wie persönlich nur zu oft verfallen. Das offenbar heraussfordernde, saute Auftreten, das alle Welt bevormunz dende, fortwährend belehren wollende Gebaren mancher

Deutschen im Auslande siel den anderen Nationen auf die Nerven. Es richtete im Verein mit Torheiten und Geschmacklosigkeiten, die sich auf der gleichen Linie bewegten und die im Lande von führenden Persönlichteiten oder von leitenden Stellen ausgingen und draußen hellhörig aufgefangen wurden, großen Schaden an. Auch wieder vornehmlich in England, das sich ja von dem neuen Deutschland besonders nachhaltig bedroht fühlte.

Meinalter Großonkel, König Eduard VII., mit dem ich mich übrigens stets sehr gut gestanden habe und der ganz zweiselsohne eine bedeutende Persönlichkeit von durchzaus weltersahrener Weisheit und von großer Sachlichkeit gewesen ist, hat mir verschiedentlich in politischen Plauderstunden, die für mich zu Lehrstunden wurden, seine Sorge darüber ausgedrückt, daß die wirtschaftliche Konkurrenz Deutschlands eines Tages zum Zusammensstoße mit England führen würde. »There must be put a stop to it!« sagte er bei solcher Gelegenheit.

Fand man sich mit all diesen Tatsachen sachlich ab und verlor man weiter den geschichtlich sestliegenden Grundsatz nicht aus den Augen, daß die englische Schlagbereitschaft sich stets gegen die von Fall zu Fall stärkste europäische Kontinentalmacht gewendet hat, so ergab sich die Folgerung, daß es für das Deutsche Reich eines Tages unausweichbar zum Kriege kommen mußte — wenn es nicht gelang, den Gegensatz mit England aus der Welt zu schaffen.

Ich persönlich hielt es damals für wünschenswert, eine Verständigung mit England auf wirtschaftlichem, handelspolitischem und kolonialem Felde anzustreben.

Über die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens gab ich mich keinen Illusionen hin. Es war mir klar, daß ein solcher Versuch nicht nur eine gründliche Aussprache über den Flottenbau, sondern auch eine offene Diskussion der Wirtschaftsfragen voraussetze, und daß wir in beiden Punkten um allerhand Zugeständnisse nicht herumgekommenwären. Das Ziel schien mir solcher Opfer wert zu sein, denn die Lösung der politischen Spannung, die letzten Endes in ein Bündnis mit England hätte ausmünden sollen, würde uns andererseits neben der Sicherung des Friedens Vorteile erschlossen haben, durch die wir die erwähnten Zugeskändnisse reichlich aufgewogen hätten.

Fürst Bülow, mit dem ich die heikle Frage einmal besprach, verwies mich damals auf ein Wort des Fürsten Bismarck, der ausgesprochen habe: daß er gerne bereit wäre, die Engländer zu lieben, aber sie wollten sich ja nicht lieben lassen. Zu einem Bündnisse mit England, das für uns nicht die dunkle Gefahr eines Krieges mit Rußland in sich geschlossen hätte und andererseits geeignet gewesen wäre, England wirklich und ernstlich zu binden, schien er damals grundsählich geneigt zu sein. Aber hierfür war nach seiner Auffassung in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts der englische Premierminister Lord Salisbury nicht zu haben gewesen, und so glaubte er nach Lage der Umstände mit einer "Politik der freien Hand" am besten abzuschneiden.

Auch wo sonst ich meine Gebanken vor den leitenden Staatsmännern unserer Regierung entwickelte, wurde mir stets etwa die gleiche Untwort: eine Verständigung mit England sei unmöglich; England wolle das gar nicht,

und wenn man ichon eine berartige Basis fande, bann würden wir bei dem gangen Sandel sicher wesentlich zu furg fommen. Überzeugen fonnten mich die Grunde, die man mir anführte, nicht. Jeder Blid über die ichmargweißeroten Grenzen zeigte, daß rings umber gang andere Runftstude, als sie bier in Frage famen, gelangen allerdings als Erfolge von Männern, die ihr Sand. werk verstanden und ihre Zeit begriffen. Much daß England nicht wollte oder nicht willig hatte gemacht werden können, stimmt für jene Sahre, von denen ich bier spreche, meines Erachtens nicht - wenn uns die Dinge auch nicht mehr so auf dem Prafentierbrett dargeboten wurden wie zu Beginn des Burenkrieges unter den treibenden Bemühungen Josef Chamberlains, der gang offen für ein Bundnis Deutschland-England-Bereinigte Staaten von Nordamerika eingetreten mar. Böllig erloschen waren die Möglichkeiten, dort anguknupfen, wo man damals versagte, keineswegs. Bei alledem mußte ich mich mit der Tatfache abfinden, daß Fürst Bulow und feine Politiker für eine ernsthafte, auf fester Grundlage rubende Berständigung mit England nicht zu haben waren. Gie ichienen mit dem Bustande äußerlich guter und höflicher Beziehungen durchaus zufrieden, fanden ihn bewährt und gut und faben feinen Grund, die Lage für so empfindlich und drohend zu halten, wie sie sich dem Urteil vieler einsichtiger Manner darftellte.

So versuchte ich, auf dieser durch die Auffassung der Wilhelmstraße einmal gegebenen und erstarrenden Bassis weiter zu denken.

War der Gegensatz zu England als unwandelbar an-

zunehmen und die feit den Sagen des Burenfrieges und der voreiligen Krüger-Depesche (deren Zustandekommen man übrigens völlig zu Unrecht dem Raiser zuschiebt!) aufgesprungene Rluft unüberbrückbar, so blieb als anderer in Frage kommender leiftungsfähiger Berbundeter in Europa nur Rugland. Standen wir mit Rugland im Bunde, fo konnte England sich niemals in einen Krieg mit uns einlassen — mehr noch, es mußte zufrieden sein, wenn dieser Bund nicht die englische Herrschaft in Indien bedrobte. Somit mußte alles aufgeboten werden, um den nach Bismards Llusscheiden mit unserer Kündigung des Rudversicherungsverfrages gerissenen Draht wieder anzuknüpfen, die russische rangosische Alliang zu lodern und Rugland für ein Zusammengehen mit uns zu gewinnen. Auch das war sicher kein leichtes Werk; aber es blieb doch Aussicht auf sein Belingen bestehen, wenn wir Rußlands Wünschen auf die Dardanellen und den persischen Meerbusen unterstützend entgegenkamen. Ich sprach damals mit fürkischen Politikern über diese Frage und fand sie dem Gedanken der freien Durchfahrt durch die Dardanellen durchaus nicht unzugänglich. Auch von seiten unseres Bundesgenoffen Bfterreich-Ungarn murde ein Widerstand gegen diese Lösung kaum zu fürchten gewesen sein. Hier schien mir also ein Unknupfungspunkt zu liegen.

Frankreich schied seit der im Frühsommer 1905 ends gültig verpaßten Möglichkeit, zu einer restlosen Versständigung mit dem nach Rußlands ostasiatischer Schwäschung entgegenkommenden Kabinette Rouvier zu geslangen, bei all diesen Erwägungen von Bündnisfragen aus. Durch geschickte Züchtung des alten Revanchegedans

kens gegen Deutschland war dort inzwischen sogar die Bitterkeit über die von England erlittene Schmach von Faschoda wieder überwuchert worden. Die conditio sine qua non für jede Verständigung wäre zuerst die Herausgabe zum mindesten eines Teiles der Reichslande gewesen — im Frieden eine für uns undiskutierbare Frage.

Von seiten der Regierung aber wurde sowohl in der Ara Bülow wie in der Zeit des Herrn von Bethmann weder eine Verständigung mit England noch ein Anschluß an Rußland energisch und mit einem klaren Aktionsprogramm angestrebt. Man klammerte sich an die Hossenung, die etwaigen Ariegsklippen umschiffen zu können, wollte es mit niemand verderben und trieb so eine kurzsfristige Politik von der Hand in den Mund, die mit den kunstvoll weitgespannten Ideen Bismarckscher Trasbition nichts mehr gemein hatte.

So beschlichen mich oft recht bedrückende Ahnungen, wenn ich durchdachte, wie sich unseren sührenden Staatse männern unsere politische Lage darstellen mochte. Daß sie den Ernst der Dinge verkannten, wollte ich nicht glauben, denn allein die Tatsache unserer Vereinsamung mußte ja auch jeden Laien von einigem gesunden Menschenverstand zu der Folgerung führen, daß wir mit unserer Friedenspolitik — "niemand zu Liebe, niemand zu Leide" — auf dem besten Wege waren, uns zwischen alle Stühle zu seßen. So blieb mir nur übrig, unversstehend die Ruhe sestzustellen, mit der unsere politischen Führer das Reich einsam durch diese Zeit führten — während sich drüben der Ning unserer Gegenspieler immer sester schloß.

Das Spiel war ungleich! Kronprinz Wilhelm, Erinnerungen. 6 Auch in bezug auf die Persönlichkeiten, die sich als Exponenten der beiderseits wirksamen Triebkräfte gegensüberstanden.

Hier Seine Majestät, der bis in den November des Krisenjahres 1908 mit starkem Selbstvertrauen und einem vielleicht allzu offen bekonten Willen zur Macht regierte; daneben, gehandicapt durch allerlei Stimmungen und gefühlspolitische Sympathien oder Untipathien des Kaisers, Fürst Bülow. Vom Sommer des folgenden Jahres an Theobald von Bethmann.

Und drüben König Eduard VII. und neben ihm und nach ihm ein Halbdußend starker, klarer Köpfe, die in der Linie einer fest verankerten Tradition weiterbauten und unbeirrt von Sentiments das für England und sein Wohl errechnete Programm erfüllten.

Noch einmal: Das Spiel war ungleich!

Ich unterschäße die großen Gaben nicht, über die Fürst Bülow versügte und die ihn immer wieder, auch in schwiesrigen Lagen, zu Überbrückungen von Gegensäßen, zu Ausgleichen, Balancen und zu Verkleidungen von Rissen kommen ließen. Rein Dombaumeister — kein Mann des Bismarchschen Formates und der gewaltig, mit dem Blick in Höhen und in Fernen, schaffenden Faust. Aber ein glänzender Beherrscher der kleinen Mittel, mit denen man sich aus einem üblen Heute in ein vielleicht erträgslicheres Morgen rettet. Ein ernsthafter Politiker, der die Technik seines Handwerkes gründlich gelernt hatte und mit Grazie beherrschte. Sicher in diesem Besitz und darum ohne Charlatanerie. Dazu ein Menschenkenner, der seine Leute zu nehmen wußte — eine Persönlichkeit.

Mir erscheint der Fürst Bulow von allen nachbis-

mardischen Ranglern als der weitaus bedeutendste ich schäte ihn weit über den Rahmen dieses recht relativen Romplimentes, das eigentlich nicht febr viel sagen will, hinaus. Er hat in feiner Urt geführt und fich die Bügel nicht aus den Sanden nehmen laffen. Er verstand es glangend, seine Politik im Reichstage gu vertreten, und feine von echtem nationalen Empfinden getragenen Reden verfehlten kaum je ihre Wirkung. Dabei konnte er verhandeln, war im perfönlichen Verkehr mit Parlamentariern, Ausländern und Pressevertretern taktvoll und geschickt und stellte, wie fein anderer seit dem ersten Rangler, den Wert der Presse und der öffentlichen Meinung richtig in seine Alrbeit ein. 2ln meine Unterhaltungen mit ihm denke ich mit Vergnügen gurud: Wieviel spielerisch hingegebener Geift, wieviel gesunder Verstand, welch treffende Urteile über Menschen und Probleme.

Er war nach meiner Überzeugung auch noch im Sommer 17 der beste Mann, der zur Versügung stand, und so habe ich es damals sehr bedauert, daß nach Bethemanns Abgang nicht Fürst Bülow an die erste Stelle berusen wurde. Seine besondere Art hätte es sicher versstanden, eine fruchtbare Zusammenarbeit der Neichsstellen mit der D.H.L. zu erreichen, auch glaube ich, daß es dem gewandten Diplomaten doch noch gelungen wäre, einen Weg aus den Schwierigkeiten des Weltkrieges herans zu sinden, und daß er einen sür unser Vatersland erträglichen Frieden zustande gebracht hätte. — Bei den beiden Kanzlerwechseln im Kriege habe ich mich für ihn oder Tirpis bei Seiner Majestät eingesetzt. Leider ersolglos. Die Wiederwahl Bülows zum Kanzler

wäre an der in den Novembervorgängen des Jahres 1908 wurzelnden Abneigung des Kaisers gegen den Fürsten nicht gescheitert, wenn die maßgebenden Stellen sich restlos für ihn eingesetzt hätten. Ich konnte in beiden Fällen feststellen, wie vorgesorgt war, daß der Kaiser Bülow ablehnte. —

Drüben stand der Ring.

Ich weiß, daß vielfach — und nicht nur in der breiten Öffentlichkeit — die Neigung besteht, den König Eduard mit den Zügen einer perfonlichen Gehaffigkeit gegen Deutschland, einer diabolischen Bernichtungsfreude, die sich im Schmieden eines politischen Würgerings betätigte, auszustatten. Einer solchen Zeichnung seiner Persönlichfeit mangelt nach meiner Unsicht jede Dbjeftivität. Huch mein Vater hat den König Eduard wohl niemals ohne allerlei Vorurteile betrachtet. Der im Leben des Raisers immer wieder vortretende Zug, daß er leicht geneigt ift, sachliche Mißerfolge als Wirkung einzelner Persönlich: feiten und als personlich gegen ihn gerichtete Rancune aufzufassen, mag auch bier eine Rolle spielen. Dazu bat aber in der Sat eine, ich möchte sagen latente Mißbilligung der beiden Männer gegen einander frot aller äußeren Berglichkeit wohl stets bestanden. Der Raiser mochte fühlen, daß seine bisweilen ein wenig laut und mehr klirrend als innerlich stark wirkende Urt dort auf einen welterfahrenen Wirklichkeitssinn - auf fühle Stepsis - vielleicht auch manchmal auf ein ironisches Schweigen stieß. Auf eine Urt von stiller Dbstruktion, die einerseits zu glatt geschliffen war, als daß sie neue Ungriffspunkte gegeben hatte, anderexseits aber ben Raiser leicht zu Steigerungen seiner Urt verführte.

Mir, der ich den König Eduard feit meiner frühen Jugend kannte und der ich bis nabe an fein Ende immer wieder Gelegenheit hatte, mit ihm über Vergangenes und Gegenwärtiges zu fprechen, hat sich bas Bild feines Wefens gang anders gestaltet, und ich febe in ihm einen geklärten, welterfahrenen Menfchen und den erfolgreichsten, modernsten Monarchen Europas seit langer Zeit. Persönlich ift er gegen mich, so lange ich benten kann, von einer gang besonderen Freundlichkeit und (wie ich an anderer Stelle ichon erwähnte) von einer regen Unteilnahme an meiner Entwicklung gewefen. Im Jahre 1901, gleich nach dem Beimgange ber Queen, hat er mich im Schloß Dsborne mit dem Sofenbandorden investiert, er hat damals an mid, der ich noch vor der Schwelle des zwanzigsten Lebensjahres stand, eine überaus herzliche und verwandtschaftlich warme Unsprache gehalten und schien sich damit zu einer Urt Verantwortlichkeit für mein Wohlergeben verpflichtet gu fühlen. Gein Ginn für Jamilienzugehörigkeit war überbaupt ftark ausgeprägt - ibn etwa im Rreise seiner bänischen Ungehörigen in Ropenhagen zu seben, war eine Freude: da war er nur der gute Onkel und der liebens: würdige Mensch.

Oft haben wir in ungezwungener Weise stundenlang zusammengesessen, er bequem in einem großen Lehnstnhl mit einer riesigen Importe. Und dann erzählte er von vielen interessanten Dingen — gelegentlich auch aus dem eigenen Leben. Und aus dem, was er mir so gab, sowie aus dem, was ich mit eigenen Augen sah, ist mir sein Bild geworden — ein Bild, das keinen Zug von Intrigantentum enthält. Das nur einen glänzenden Vertreter

der Interessen seines Landes zeigt — einen Vertreter, der diese Interessen nach meiner Überzeugung lieber mit Deutschland gesichert hätte als gegen Deutschland. Der aber, als sich dieser erste Weg nicht öffnen wollte, allein auf eines hinarbeitete: eben auf die ihm nötig erscheisnende Sicherung an sich.

Durch die lange Regierungszeit seiner Mutter ift Eduard VII. erst als bejahrter Mann auf den Thron gekommen. Als Prinz von Wales hat er seine überlange Vorbereitungszeit auch überreich ausgefüllt. Nachdem er mit einer guten Erziehung und Bildung dem Elternhause entwachsen war, hat er sich genußhungrig in das Leben gestürzt und seinen damals starken Leidenschaften für Frauen, Spiel und Sport sich hingegeben. Er ift so durch alle Kreise, alle Schichten, ob gut, ob schlecht, gegangen, und nichts Menschliches ist ihm dabei fremd geblieben. Wie ein alter, ruhig gewordener Geefahrer von überstandenen Fahrten seiner vergangenen Jahre spricht, so hat er mir von dieser Zeit erzählt, in der die Öffentlichkeit nur harte, ablehnende Urteile über ibn kannte. - Für ihn und für fein Land find diese Jahre seines ruhelosen Umfriebes fruchtbar geworden. Gein scharfer und fühl magender Blid, fein praktischer Verstand haben ihn dabei zu einer treffsicheren Menschenkenntnis geführt und ihn die schwere Kunft, die Menichen richtig zu nehmen, lernen laffen. Ich habe kaum einen anderen Mann getroffen, der es gleich ibm verstand, die Menschen, mit denen er in Berührung fam, zu charmieren. Dabei war er ohne Gitelkeit, ohne den sichtbaren Wunsch, etwa durch seine Liebenswürdigkeit, durch fein Gespräch Gindruck zu machen. 3m Gegenteil, er trat beinahe in den Hintergrund — der andere schien wichtiger zu werden als er selbst. Go konnte er zuhören, fragen, sich erzählen lassen und bei jedem Einzelnen den Eindruck erwecken, daß er, der König, sich aufs lebhafteste für das Tun und Denken des Betreffenden interessiere, daß er von ihm gefesselt sei und Unzegungen empfange. Auf diese Weise hat er eine große Zahl von Menschen und vor allem jene, auf die es ihm ankam, zu seinen Freunden und Anhängern gewonnen.

Auch sein großes Verständnis für Sport sicherte ihm in seinem Lande eine gute Position. Er besaß einen vorzüglichen Rennstall, widmete sich mit viel Hingabe dem Segelsport und war vielleicht der beste Flintenschüße in England. Auch seine Vorliebe für schöne Frauen, die er bis in die späten Tage seines Lebens sich erhalten hat, wurde schließlich ein Schlüssel zu der außerordentzlichen Beliebtheit, die er in England und überall auf dem Kontinent genoß. In seiner äußeren Erscheinung und seinem Benehmen war er Grandseigneur und vollendeter Weltmann.

Ein guter Menschenkenner und ein kühler Taktiker hat er überall dort, wo er seine Persönlichkeit ins Treffen stellte, nachhaltige Erfolge in der Tat erzielt. Sein Einsluß war es, der Frankreich troß Faschoda in der Entente cordiale an England band, und er persönlich hat den Zaren von Deutschland mehr und mehr entsfernt und, troß der großen wirtschaftlichen Gegensäße im fernen Osten und in Persien, für England gewonnen.

Warum das alles? Um Deutschland zu vernichten? Sicher nicht! — Uber er und sein Land hatten erkannt, daß Deutschland in den letten Jahren wirtschaftlich,

handelspolitisch und industriell in einen fo stark ansteis genden Wettbewerb eingetreten war, daß England in Gefahr tam, überflügelt zu werden. Bier mußte eingegriffen werden. Da es zu der Verständigung nicht kommen wollte, war ihm die wirtschaftliche Einkreisung das Mittel, unserer Entwicklung die Möglichkeit zu fürzen. Den Krieg mit Deutschland hat der König nach meiner Meinung nicht gewünscht. Ich glaube auch, daß er nicht nur imstande gewesen ware, den Ausbruch des Krieges zu verhindern, sondern daß er ihn auch verhindert hatte. Ich glaube es deshalb, weil der staats: männische Weitblick des Königs sowohl die revolutio: nären Gefahren wie das Risiko erkannt hatte, das die Großmächte Europas liefen, wenn sie sich - geruftet wie nie zuvor — gegenseitig zerfleischten und wenn sie in der Weltkonkurreng Macht und Ginfluß verloren. Ich gebe noch weiter. Bei der anerkannten Bedeutung, die der König in Europa und in der Welt hatte, ware er wahr: scheinlich bei der Schaffung der Triple-Entente nicht stehen geblieben, wenn ihm eine langere Regierung beschieden gewesen ware. Er hatte vielleicht die Brude gebaut zwischen Entente und Dreibund und damit die Bereinigten Staaten von Europa geschaffen. Er konnte es - aber nur er.

Seine Epigonen haben sein Werk in den Dienst von Rußland und Frankreich gestellt, und das war der Krieg — lang ehe er mit seinen letzten Mitteln, mit der Waffe, entschieden wurde.

Ungesichts dieser außenpolitischen Lage blieb für das Deutsche Reich nur die gebieterische Pflicht bestehen, sich

für den mit Gicherheit zu erwartenden letten Mustrag mit allem Nachdruck zu ruften und eine gleiche Wehrfähigkeit auch von dem unter dem Ginflusse des Erzherzogs Frang Ferdinand und der von ihm berufenen Männer politisch recht regsam gewordenen Bfterreich zu verlangen, damit wir im Falle der Not wenigstens einige Aussicht auf einen ehrenvollen und erträglichen Musgang hatten. Alber nicht nur die allgemeine außen: politische Ronftellation wies auf Befahr - auch die fieber: haft und unverhüllt mit der Spige gegen uns betrie: benen Ruftungen der Ententemächte ließen erkennen, daß man drüben fertig fein wollte, um dann nur noch das rechte Losungswort zum Aufbruch zu erwarten. Frankreich erschöpfte seine Menschenkräfte und seine Finangen, um ein für seine Mittel unverhältnismäßig großes Beer bereit zu halten - Rufland ftedte für Frankreichs Beld Sunderttausende von seinen Bauern in die dufter erd: braune Uniform - Italien starrte begehrlich nach dem türkischen Tripolis und baute Fort um Fort gegen die Grenze feines tief gehaften Dreibundegenoffen, gegen Bfterreich. England aber überwachte diefes Treiben und ließ Schiff um Schiff vom Stapel laufen.

All diesen ungeheuren Gefahren gegenüber sind unsere eigenen Rüstungen auf das Mindestmaß des Notwensdigen beschränkt geblieben — und wenn es der Beweise dafür bedürfte, daß wir den Krieg nicht gesucht haben, so wäre der Hinweis auf die Tatsache, daß er uns nicht so vorbereitet sand, wie wir hätten sein müssen, nicht der schlechteste. — Soweit ich bei meiner engumgrenzten Betätigungsmöglichkeit und bei meinem schwachen Einfluß dazu beitragen konnte, habe ich mich, in stetem

Gebenken der bedrohlichen Lage, in diesen Jahren vor dem Kriege gerne immer wieder für eine Kräftigung unserer militärischen Mittel eingesetzt.

Viel erreicht wurde nicht. Die letzte Wehrvorlage von 1913 mußte dem Reichskanzler von Bethmann Hollsweg geradezu aufgezwungen werden. Die Umbewaffnung der Feldartillerie ließ sich bis zum Kriegsausbruch überhaupt nicht mehr durchführen, und so hat uns das überlegene französische Feldgeschütz noch lange schwer zu schaffen gemacht.

Ich spreche hier schon von der Ara Bethmann und möchte die Zeit der Kanzlerschaft des Fürsten Bülow doch nicht verlassen, ohne bei einem der erschütternosten Erlebnisse des Kaisers in der Vorkriegszeit zu verweizlen, bei den Konflikten im November 1908.

In der Reichstagssitzung vom zehnten — genau und auf den Zag zehn Jahre vor dem Ende und der Hole landreise! — war der Sturm gegen ihn ausgebrochen, und am elften hatte er weitergetobt. Die Ursachen sind bekannt.

Wie verhielten sich die Dinge in Wahrheit?

Mein Vater hatte im Jahre 1907 während seines Ausenthaltes auf der Insel Wight mit dem General a. D. Stuart Wortlen, dem Besitzer von Highelisse Castle, eine Reihe von zwanglosen Gesprächen geführt, in denen ihm manche zweifellos nicht beabsichtigte und daher ungeeignete Ausführungen unterliesen. Als Wortlen später den hauptsächlichen Inhalt dieser Mitteilungen mit Hilfe des englischen Journalisten Harold Spender zu einem für den Dailn Telegraph bestimmten Inter-

wiew eingerichtet und den Kaiser unter Vorlage des Manustriptes um seine Veröffentlichungsgenehmigung gebeten hatte, hat dieser den Text zunächst in völlig lopaler Weise an den Reichskanzler nach Berlin weitergereicht und um dessen Meinungsäußerung ersucht. Der Geschäftsgang war also völlig korrekt innegehalten worden, nichts Ungehöriges war bisher geschehen — es sei, daß man die Äußerungen als solche so nennen müsse. Aber zugute wird man dem Kaiser auch dann halten dürsen, daß er sie in der reinen Absicht kat, durch sie zur Besserung der deutschenglischen Beziehungen beiszutragen, so wie der General a. D. Stuart Wortlen aus dieser gleichen Absicht auf den Gedanken siel, sie weiteren Kreisen zuzussühren.

Aus dem Bureau des Reichskanzlers erhielt der Kaiser das Manustript mit dem Bemerken zurück, daß Beschenken gegen die Veröffentlichung nicht vorlägen — nur daß infolge einer Reihe von Lässigkeiten und unglücklichen Zusammentreffen keiner der Herren, die für dieses Urteil verantwortlich waren, den Text in der Tat sorgfältig gelesen hatte. So nahm das Unheil seinen Weg.

Zwei Tage lang tobte der Reichstagsaufruhr gegen den von Berlin abwesenden Raiser, zwei Garnituren von Vertretern nahezu aller Parteien gossen ihre angestauten Entrüstungsfluten gegen ihn — alles, was während zwei Jahrzehnten an Unzufriedenheit mit seiner Art und seinem Regiment sich angesammelt hatte, brach hemmungslos hervor. Der Mann aber, der doch durch das Vertrauen meines Vaters berusen war, hier abzuwehren und für seinen kaiserlichen Herrn einzustehen, ihn zu decken, rückte mit einer kann verhüllten Geste der Resignation und

des Achselzuckens ab, versagte. — Nerven? Vielleicht. Der einzige, der damals zur Verkeidigung seines Rösnigs ritterlich in die Bresche sprang, war der alte in seiner Treue prachtvolle Abgeordnete v. Oldenburg. Die Aufgabe, vor der Fürst Bülow stand, war angesichts der allgemeinen und ungeheuren Entrüstung, die sich da enthüllte, zweisellos überaus schwer — andererseits aber ist es verständlich, daß der Kaiser, der doch in diesem Falle völlig korrekt gehandelt hatte und der, aus Sichersheit und Uhnungslosigkeit gerissen, sich hier plötzlich zum ersten Male vor einer nahezu geschlossenen Gegnerschaft des Volkes sah, sich von dem Kanzler preisgegeben und im Stiche gelassen fühlte.

Der Zeitungssturm ging unterdessen weiter und warf tagtäglich ein paar Dupend anklagender, mißbilligender Ausschlagender.

Mein Vater war zurückgekehrt und lag, von Aufregung, von Unverstehen und Erschütterung über die Vorkommnisse niedergeworfen, in Potsdam krank. Das für
ihn kaum Faßbare war geschehen: nach zwanzig Jahren,
während derer er sich für den Abgott der Mehrheit des
deutschen Volkes und seine Regierungsart für vorbildlich gehalten hatte — war ihm und seinem Wesen das
Mißtrauen ganz unverkennbar ausgesprochen worden.

In diesen Tagen war es, daß ich dringend ins Neue

Palais gerufen wurde.

In der Tür empfing mich der Kammerdiener meiner Mutter, der alte Höpfner. Er hatte auf mich gewartet, um mir zu bestellen, ich möge erst zu Ihrer Majestät kommen, ehe ich mich beim Kaiser melden ließe.

Meine Mutter empfing mich sogleich. Gie war er-

ichuttert, hatte rote Augen. Sie kußte mich, hielt meinen Ropf vor sich in beiden Händen:

"Du weißt, mein Junge, warum du hier bist?"

"Nein, Mutter —"

"Dann geh hinein zum Vater. Und prüfe dein Herz, ehe du dich entscheidest."

Da wußte ich, worum es ging.

Minuten später war ich bei meinem Vater, ber zu Bette lag. Ich war fief erschreckt über sein Aussehen.

Rur einmal noch habe ich ihn so gesehen! Zehn Jahre später, an dem Unheilstag in Spa, als General Gröner ihm den letten Halt, den Glauben an die Treue der Armee mit einem Achselzucken kalt zerbrach.

Um Jahre schien er mir gealtert, war hoffnungslos, sühlte sich verlassen von allen, war zusammengebrochen unter der Katastrophe, die ihm den Boden unter seinen Füßen fortgenommen, sein Gelbstbewußtsein und Verstrauen zertrümmert hatte.

Ein tiefes Mitleid war in mir. Kanm jemals habe ich mich ihm so nah gefühlt wie in dieser Stunde.

Er hieß mich setzen, redete drängend, anklagend und sich überstürzend von diesen Vorgängen. Entfäuschung, Mutlosigkeit und Resignation hielten ihn umfaßt; das bei kam immer wieder die Bitterkeit über das Unrecht durch, das er in den Vorgängen sah. —

Ich habe ihn beschwichtigt und auszurichten gesucht. Wohl eine Stunde habe ich damals an seinem Bette gesessen. Nie vorher, seit ich denken kann, war das geschehen.

Um Ende wurde vereinbart, daß ich für eine kurze Zeit und bis er von seiner Erkrankung völlig wieder-

hergestellt sei, eine Urt von Stellvertrefung des Kaisers übernehmen solle.

Ich habe mich bei der Ausübung dieses Amtes völlig zurückgehalten und konnte mich seiner rasch genug ganz entledigen, denn schon nach wenigen Wochen war der Kaiser scheinbar wieder obenauf.

Scheinbar! Denn wie ich schon an anderer Stelle sagte: gesundet ist er niemals wieder von diesem Schlage. Unter dem äußeren Mantel seines alten Selbstbewußtseins hat er sich von da ab mehr und mehr eine Zurückshaltung auferlegt, die vielfach noch hinter den durch seine verfassungsmäßige Stellung gezogenen Grenzen zurückblieb. Im Kriege führte ihn diese Selbstbescheidung sast blieb. Im Kriege führte ihn diese Selbstbescheidung fast bis zur völligen Ausschaltung seiner Person gegenüber den operativen und organisatorischen Maßnahmen des Chefs des Generalstabes. Ich habe diesen Umstand stets bedauert, denn wann auch immer ich persönlich mit meinem Vater über die strategische Gesamtlage sprach, ich hatte dabei beinahe stets den Eindruck, daß sein Urteil den Nagel auf den Kopf fras.

Juli 1919.

Setzt ziehen klare Hochsommertage über die Insel, auf ber ich nun seit rund dreiviertel Jahren lebe.

Dreiviertel Jahre, in denen mir der eng umgrenzte Raum und seine Menschen lieb geworden sind, in denen mir die große Stille und der Himmel und die See, die Abgeschiedenheit und Weltenferne manches gegeben haben, was ich vorher nicht beselsen habe. Wandlungen und Reisen im eigenen Wesen — Wandlungen im

Sehen und Erkennen der Dinge, die hinter mir liegen, die um mich spielen und die kommen mögen. Kein tatloses Träumen, denn mein Tag ist ausgefüllt vom frühen Morgen bis zum Albend und gehört wie auch jetzt und heute meinen Briefen, meinen Aufzeichnungen, der Lektüre, der Musik, dem Zeichnen, dem Sport.

Ich bin auch nicht unglücklich in meiner Einsamkeit und glaube beinahe, das liegt an all dem unerstickten Schaffenwollen, das noch unerlöst in mir ist und trot allem auf die Zukunft hofft. Auf eine Zukunft, die mir irgendwie die Möglichkeit wieder erschließen soll, als Deutscher für das deutsche Vaterland zu wirken.

Sorgen wegen der schwebenden Auslieserungswünsche der Entente? Danach fragen die Briese guter Menschen aus der Heimat immer wieder. Und ich kann ihnen nur immer wieder sagen: Nein, darum ist mir wirklich kein graues Haar gewachsen.

Sehnsüchtig bin ich — nach der Heimat — nach meiner Frau, nach meinen Kindern. Oft plößlich fällt das über mich her, kommt durch irgend ein zufällig gefallenes Wort, durch eine Erinnerung, ein Bild. Letthin einsmal, wie ich des Abends noch die Geige vorholte und ein wenig spielen wollte, ging's einfach nicht, so jäh kam das da über mich.

Und dann nachts. Die Fenster sind weit offen, und man hört das ferne Nauschen der See und manchmal das dumpse Röhren und Brüllen der Tiere auf den Weidekoppeln. Bei Heinrich Heine steht es irgendwo: "Denk' ich an Deutschland in der Nacht, bin ich um meinen Schlaf gebracht."

In biesen hingegangenen letten Junitagen kam die

Nachricht, daß das Versailler Diktat unterzeichnet ist. Der Friedensvertrag — das Wort will mir kaum aus der Feder, angesichts dieser Zuchtrute, die blinde Rachssucht uns da gebunden hat, angesichts dieses dicht verfilzten Netwerkes aus Ketten, in das jetzt unser armes Vaterland geschlagen ist. Maßlose Forderungen, die auch für den besten Willen unerfüllbar sind, brutale Drohungen, die hinter jedes Versagen der Kräfte den Würgegriff stellen. Zu all dem eine Dummheit ohne Beisspiel — ein Dokument, das Krieg und Haß und Bitterkeit verewigt, wo nur Befreiung von dem Drucke der versunkenen Jahre und neuer Glaube an einander die Völker zu einer neuen friedlich aufbauenden Gemeinsschaft sühren können.

So bleibt nur der Glaube an die tausendfach bewährte Tatkraft und Tüchtigkeit des deutschen Menschen, der, wenn ihn auch ein grausames Geschick durch Dunkel und durch Tiefen führte, den Weg nach oben und zum Lichte immer wieder fand — und bleibt die große Wahrsheit alles Weltgeschehens, daß Aberwiß am Ende aus sich selbst heraus zersplittert.

Urm geht das deutsche Vaterland und geht das deutsche Volk in seine nächste Zukunft. Mit Kolonien, Landesteilen und Schiffen hat ihm der wüste Naubvertrag, der auf der Kriegsschuldfrage als auf einer ungeheuren Lüge ruht, die Weltgeltung entrissen. Werkstätten hat er ihm zerschlagen, geistige Errungenschaften entreißt er ihm, aus dem Mitbewerb auf weiten Schaffensgebieten schaltet er es gewaltsam aus. Bitterste Erniedrigungen bereitet er ihm, will es in unversöhntem Haß, in unerloschener Ungst erdrücken und vertilgen.

Trop alledem: unser Vaterland wird bestehen, und es wird wieder blühen, wenn man von diesem aufgezwungenen Pakt dereinst nicht anders als von einem verächtlichen Schandmale vergangener Zeiten reden wird. —

Ruhe möchte ich der Heimat gönnen, den inneren Frieben, in dem das Land sich wieder sinden, in dem dieses durch unerhörte Opfer, Hingaben und Schickfalschläge verbrauchte, krank gewordene Erdreich wieder gesunden und erstarken kann. Mit schaffen möchte ich an seiner neuen Zeit!

Und kann als einzigen Dienst an meine Heimat nur abseits stehen und diese Verbannung weiter auf mich nehmen.

Diefer als jeder vorhergegangene Zeitabschnitt hat mich die kurze Spanne, in der ich mit der Stellvertretung des Raisers betraut war, in das Triebwerk seiner technischen Regierungsarbeit, seiner Information burch die verschiedenen Dienststellen, seine Zeitdisposition ichauen laffen. Und obwohl ich die äußeren Umriffe dieses Mechanismus doch durch eine jahrelange beiläufige Beobach: tung leidlich gut kannte, bat mich - wie ich mich deutlich noch erinnere - der nabe Einblick in die innere Struktur damals tief betroffen gemacht. Wenn ich auch bierüber rudhaltlos offen spreche, so mag dieser Umstand icon erkennen laffen, daß ich nicht meinen Vater für den letten Endes allein verantwortlichen Schuldigen an diefen Buftanden halte. Der Raifer ift hinter feiner repräsentativen Form im Grunde eine schlichte Natur gewesen, und wenn er diese Auswüchse um sich ber wer-Arenpring Wilbelm, Erinnerungen. 7

den ließ und buldete, fo wurzelt fein Schuldanteil nur in seiner auf eine überkommene Auffassung ber koniglichen Würde gerichteten Erziehung und mehr noch in einer in seiner Natur liegenden Zugänglichkeit für Urrangements seiner Umwelt, in dem Verzicht darauf, das Schlichte und Gerade, das seinem tiefften Wesen vielleicht beffer entsprochen hätte, burchzuseten. Da hatte sich nach und nach durch die Überwilligkeit seiner Umgebung für kleine und kleinste handlungen ein weitläufiges Zeremoniell herausgebildet, das den einfachsten Vorgangen die Natürlichkeit nahm, das jedes Steinchen, an dem fein Buß sich etwa hatte stoßen konnen, aus seinem Wege räumte und jeden seinem Dhre vielleicht unerwünschen Laut im Werden erdroffeln wollte. Das entwöhnte in feiner jahrzehntelangen Übung ben Raiser mehr und mehr von der Fähigkeit, der rauben Wirklichkeit fest und mit gaber Ausbauer entgegenzufrefen.

Wie aber soll ein Mann, der es schließlich als selbstverständlich nimmt, daß man ihm vor jeden Schritt seines
Fußes einen Teppich breite, bestehen, wenn er plößlich
vor wirklich ernsthafte Konslikte gestellt ist, in denen
ihm allein die eigene zielsichere Entschlußkraft helfen
kann?

Der Begriff ber Zeit schien bei repräsentativen Frasgen keine Rolle zu spielen — aber sie sehlte, während sie hier vertan wurde, dann doch nur allzuoft, wenn wichtige Fragen eine ernsthafte und ruhige Beratung verlangten.

Es war — und das galt ebenso für manchen Minister ober Staatssekretar wie für mich selbst — bisweilen ge-

radezu ein Runftstud, die schützende Mauer von eifrigen Berren, die Geine Majestat vor "Belästigungen" mit ärgerlichen Ungelegenheiten, vor Überburdung und Verstimmung bewahren wollten, zu durchbrechen. War das gelungen, dann war man noch lange nicht am Biel und ich erinnere mich mancher Fälle, in benen irgend eine Erzellenz, die ausgezogen war, um dem Raiser Vorfrag über eine bestimmte brennende Frage zu halten, wohl mit dem guten Eindruck von der Lebhaftigkeit, Frische und Mitteilsamkeit Geiner Majestät, vielleicht auch bereichert in seinem Wissen über irgend ein Bebiet der Forschungen oder der Technik, aber ohne seinen eigenen Drang losgeworden zu fein, wieder nach Saufe strebte. Wer nicht mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit feinen Vortrag durchfeste, dem fonnte es geschehen, daß er ftatt deffen einen Vortrag des Raifers über das gleiche Stoffgebiet erhielt, daß er sich so von vornherein vor vorgefaßten Unsichten fah — und aus der Besprechung verabschiedet war, ebe er auch nur dazu kommen konnte, seinen besonderen Standpunkt zu entwickeln. -

Ich habe an anderer Stelle schon angedeutet, daß ein Filtrat der öffentlichen Meinung in Form von in der Reichskanzlei zusammengestellten Presseausschnitten dem Kaiser zugänglich gemacht wurde. Die Redaktion dieses Materials schien mir zu sehr von dem Wunsche auszugehen, Unerfreuliches oder gar Bedrohliches auszuschalten, mehr angenehm als tief zu sein. Manches, was, wenn es auch nicht eben erfreulich zu lesen war, doch unbedingt vor die Augen des Kaisers gehört hätte, bekam er so nie zu sehen. Auf einem auf ähnlichen Gestankengängen errichteten Nivean bewegten sich vielsach

die für den Kaiser bestimmten Gesandtschafts und Konssularberichte. Es waren häusig nur mehr oder weniger amüsante Plaudereien und Feuilletons — nicht mehr. Als diese "politischen Berichte" im Jahre 1908 durch meine Hände gingen, vermißte ich nur zu oft die Klarheit in der Beurteilung der Lage, sest umrissene Bilder, positive Vorschläge!

Gine günstige Ausnahme unter den einlaufenden Mitteilungen der Mehrzahl unserer Auslandsvertreter machten die Berichte der Seeossiziere, der Kommandanten. In ihnen zeigte sich das an breiter Weltkenntnis geschulte Auge, die Fähigkeit, die Dinge in ihrer richtigen Abschähung am Maße der Gesamtlage zu sehen, erfahrene Ruhe und sachliche Kritik. Auch Anzegungen von Umsicht und Weitblick sind ihnen zu danken.

Ich habe meine Unsichten über die hier gestreiften Fragen damals und später noch oft vor meinem Vater ebenso wie vor den in Frage kommenden Dienststellen zum Ausdruck gebracht.

August 1919.

ie Tage haben mir wieder ein paar liebe Besuche aus der Heimat gebracht — vor allem den vortresse lichen Major Beck, mit dem mich so viel gemeinsames schweres Erleben bei der Heeresgruppe verbindet. In Stunden und wieder Stunden sind da auf langen Spaziergängen und beim Beieinandersthen, in Worten und im Schweigen, die versunkenen Zeiten des ungesheuren Ringens wieder vor mir lebendig geworden.

Namentlich die letzte Qual, die nach unserem Mißlingen vor Reims gekommen war — das unaufhaltsame Zerbröckeln von Kraft und Zuversicht — und dann das Ende.

Auch ein paar holländische Familien haben mich aufgesucht, und Ilsemann aus Amerongen war bei mir und mußte mir vor allem von meiner lieben Mutter viel erzählen. Sie leidet schwer, ist körperlich erkrankt und gibt sich doch nicht nach, kennt nur einen Gedanken: meines Vaters und unser aller Wohl, hat nur einen Wunsch: uns leichter zu machen, was wir tragen mussen.

Aber der beste Besuch steht noch bevor: meine Fran und die Kinder sollen für eine kurze Weile zu mir auf die Insel kommen! Wie wir es bei der Enge und dem Mangel an jeder Bequemlichkeit hier schaffen wollen, weiß ich selbst noch nicht — aber es wird schon werden. Rührend, wie auf die bloße Erzählung hin, daß ich Frau und Kinder bald hier zu sehen hoffe, die Hilfsbereitschaft mir überall entgegenkommt. Nicht nur auf der Insel, wo sie mich ja jest alle gerne mögen und wo die friesische Zurückhaltung längst einer herzlichen Unteilnahme an meinen Freuden oder Leiden gewichen ist, auch drüben auf dem sesten Lande.

Dieser Tage will Müldner, mein unermüdlicher und getreuer Kamerad in dieser Einsamkeit, auf ein paar Tage nach Umsterdam, um Besorgungen und Einkäuse zu machen. Tapeten sollen in ein Zimmer, allerlei Hauserat muß ergänzt werden, und Umsterdamer Freunde wollen sehlende Möbel leihen. Die Pastorie soll sich verschönen — so wie sie jest noch ist, wäre es kaum möglich, eine Dame aufzunehmen. Meine prächtigen Leute arbeiten sieberhaft.

Doch ich will zu meiner Darstellung zurückkehren! Bei Erinnerungen über unsere äußere Politik in den Vorfriegsjahren war ich stehen geblieben. In unmittelbarem Zusammenhange mit ihr stand die innere. Auch hier litten wir immer wieder unter dem gleichen Mangel an Stetigkeit, Festigkeit und Weitblick. Man ging mit dem Blick auf den Tag und nicht mit dem Blick auf die Zukunst. So kam es auch hier zu halben Maßnahmen und zur Verstimmung aller.

Geitdem ich angefangen habe, politisch zu denken, hat fich in mir immer entschiedener die Auffassung gestärkt, daß für unsere innere Politik eine gesunde Entwicklung in liberalerer Richtung die gegebene Linie fei. Daß man heute nicht mehr mit den Grundsagen Friedrichs des Großen und noch weniger mit einer leeren, seiner Urt äußerlich nachstrebenden Geste regieren burfe, mar mir durchaus klar. Ebensowenig aber konnte ich mich mit der dauernd nachgiebigen, meift verspäteten Weise, mit der liberale Reformen bei uns durchgeführt wurden, befreunden. Die beinahe zum Spftem gewordene Urt, erft zu verweigern, dann gezwungen einen Teil zu geben, ichien mir bedenklich und gefährlich. Gine vorausschauende, rechtzeitig einsehende und in liberaler Richtung bewegte Dolitik hatte es erreichen muffen, uferlofen Wunschen, von welcher Partei immer sie kommen mochten, einen Damm gu feten und damit eine gerechte Balance der Kräfte zum Wohle des Ganzen zu erhalten. Gine folche Regierung wurde auch mit einer gewissen Stetigkeit der Gruppierungen haben rechnen können. Nach dem Berfalle des Bülowichen Blodes aber — der an fich gewiß keine Naturschönheit von besonderem Unreiz gewesen ist -

bestand die lette Weisheit der "über den Parteien" schwebenden Bethmannschen Regierungspolitik nur noch in einer krampshaften Majoritätsbildung von Fall zu Fall und in einer Verstimmung wechselnder Minoritäten.

Die Gozialdemokratie als Vertreterin großer Teile der von Parteiorganisationen straff zusammengefaßten Arbeiterschaft mußte, soweit ihre politischen und wirtichaftlichen Bestrebungen sich irgend in das auf Grund feines geschichtlichen Bestandes weiter zu entwidelnde Staatsmesen einordnen ließen, unbedingt und ohne Derfennung oder droffelnde Beschränkung des Möglichen beruchfichtigt werden - aber die Regierung brauchte und durfte sich trotbem von ihr nicht in allen Unternehmungen treiben und brangen laffen. In dem ideologischen Beftreben, die Gozialdemokratie von dem Boden der Negation zur positiven Mitarbeit heranzuziehen, und in Verkennung des Umstandes, daß die Gozialdemokratie jener Jahre an ein Alufgeben ihrer Oppositionspolitik im Rabmen der damals bestehenden Verfassung aus rein fakti: ichen Grunden nicht berangeben wollte, bat die Beth: manniche Regierung sich von der außerordentlich geschickt geführten, innerlich gut bisziplinierten Partei über Bebarf ausnüten und ichwächen lassen. Aluf die übrigen Parteien wurde nur wenig Rudficht genommen. Ganz hinweggegangen murde dabei über bie Tatfache, daß in bem damaligen Deutschland boch ohnehin ichon die soziale Besetgebung und Arbeiterfürsorge in ihrem humanen und fortschrittlichen Geist turmboch über allen Maß. nahmen diefer Urt in anderen Ländern ftand und baß biefes große Werk unter eifrigster Forderung durch den

Raiser entstanden war. Unklar, wechselnd und nahezu immer an der unrichtigen Stelle hart oder nachgiebig, wie in der Stellung zur Opposition, war die Politik der Regierung auch in der polnischen und elsaß-lothringischen Frage.

Un einer wirtschaftlichen Mobilmachung für den Fall eines Krieges wurde von seiten der Regierung übershaupt nicht gearbeitet, trothem doch kein Zweisel darsüber bestehen konnte, daß England bei Kriegsaussbruch sofort versuchen werde, uns von jedem Überssewerkehr abzusperren, und daß wir damit in bezug auf Nahrungsmittel und Rohstoffe aller Urt auf die Eigenproduktion und etwaige Bestände angewiesen sein würden.

Der einzige Mann der Regierung, bei dem ich, wie in allen Problemen der äußeren Politik, so auch bei diesen Fragen der inneren Ungelegenheiten Verständnis für meine Gorgen und Befürchtungen fand, war Admiral von Tirpiß.

Ich habe seit dem Juli 1909, in dem Herr von Bethemann Hollweg die Nachfolge des Fürsten Bülow anstrat, in den acht Jahren seiner Kanzlerschaft zu vielen Malen Gelegenheit gehabt und Unlaß gesucht, mich mit ihm über die Stellungnahme der Regierung nach außen wie nach innen auszusprechen. Im gleichen Satze, in dem ich hier niederschreibe, daß ich ihn stets als durche aus anständig denkenden und handelnden, hochehrenwerten Mann erkennen lernte, möchte ich aussprechen, daß wir keine Freunde gewesen sind und daß zwischen unserer geistigen Wesensart eine unüberbrückbare Kluft lag. Da stand auf einer Stelle, an die wir den Besten, Kühn-

sten, Weitestblidenden und Weisesten uns hätten wünschen müssen, ein Bureaufrat, dessen Seele voll Schwersblütigkeit und Unentschlossenheit war, dessen Beist in einer müden Resignation von Weltbürgertum und einem stillen Hinnehmen von unabänderlichen Entwicklungen träumte. Die Leute haben ihn gern einen Philosophen genannt: den Philosophen von Hohensinow. Ich habe Spuren einer Weltweisheit in dem matten Wesen diesses nur allzuleicht in tatlosen Fatalismus verfallenden Mannes, der jeden Aufstieg selbst mit dem Schlagworte von der "gottgewollten Abhängigkeit" umgrenzte, nie zu entdecken vermocht. Sein bedenkliches Herz hatte keine Flügel, sein Wille war freudlos, sein Entschluß war lahm.

Dieser in seinen Entschlüssen ewig schwankende Mann, der sich bedrängt fühlte, wenn er mit Naturen von frischerer Farbe in Berührung kam, war sicher nicht die Persönlichkeit, die geeignet war, die deutsche Politik in den Vorkriegsjahren und gar während der drei ersten Jahre des Krieges gegen jene auf zähen Willen, gesammelte Kraft und rücksichtslose Tat gerichteten schlagsfertigen Männer zu vertreten, die England und Frankerich als Exponenten ihrer Macht aufgestellt hatten.

Viele sehr urteilsfähige Leute erzählten mir schon in jener Zeit meiner informatorischen Beschäftigung, daß man mit Bethmann sehr gut diskutieren könne — das Unbefriedigende sei nur, daß man dabei niemals zu einem schlüssigen Ergebnis komme. Denn wie anch endlich eine scheinbar endgültige Fassung lauten möge — er habe dann nach einigem Sinnen doch noch einen Satzusagen, und der beginne mit dem Worte "immerhin —".

Dieses "immerhin" steht mir gleich wie ein Motto über Herrn von Bethmann Hollwegs politischem Werk.

Bu einer richtigen Demonstration gegen ihn vor aller Öffentlichkeit habe ich mich ein einziges Mal hinreißen lassen, und ich gebe gerne zu, daß diese öffentliche Außerung meiner Unsicht besser unterblieben wäre. Man wird sich erinnern, daß ich damals in der Reichstagssitzung des 9. November 1911 meinem Beifall zu den Reden gegen herrn von Bethmanns und von Riberlen-Wächfers erst herausfordernde, bann wieder ben Rudzug anfretende Marokfo-Politik, die uns einen schweren diplomatischen Echec eingetragen hatte, deutlich Ausdrud gab. Man hat mich damals in der linksstehenden Presse eilig als Sturmbod überspannter allbeutscher, auf ben Rrieg hinzielender Ibeen affichiert. Nein doch: die Dinge lagen anders! Mir war die "drastische Methode" Riberlens, das Provozieren, wie es durch die Gendung des "Panther" nach Ugabir zum Ausbrud gekommen war, gleich unsympathisch wie das eilige Zurudweichen nach der Drohrede des Llond George im Mansion House - benn beides waren Zeugnisse der taftenden Unsicherheit unserer Führung, die nicht ermaß, wie fehr der erste Schrift die Mentalitäten der Gegenseite treffen, wie sehr der zweite unser eigenes Prestige vor der Welt beeinträchtigen mußte. Go kam ich aus dem Gefühle, daß die politische Spannung bis auf Manometer neunundneunzig gestiegen war, an jenem 9. November 1911 gu, meiner spontanen Afflamation jener Reden, die sich geißelnd gegen die ichwächliche und ichwankende Politik der Regierung wandten.

Wie doch der Zufall spielt: wieder ein 9. November,

der in dem Merkhuche meiner Erinnerung steht! Drei Jahre nach dem großen Reichstagssturm um jenes Kaiser-Interview des Daily Telegraph — und auf den Tag sieben Jahre vor dem letzten Akte des Niederbruches in Berlin und Spa!

Zu einer Aussprache über den Vorgang ist es bald genug gekommen. Um gleichen Abend noch.

Bunächst hat Seine Majestät mich verwarnt. Gut. Dann habe ich meinem Herzen Lust gemacht und alles das von mir geladen, was ich an Sorgen für die Zustunft, an Wünschen nach Abstellung einer von Unzuslänglichkeit geführten Politik in mir getragen habe. Ganz ohne Nüchalt habe ich gesprochen — und nur wieder bemerken müssen, daß der Kaiser nicht zuhören konnte.

Schließlich haben wir wenig unterhaltsam bei Tisch gesessen.

Und dann hat Bethmann, der sich bei all dem wiester höchst achtenswert und sachlich gab, mir, dem "Fronsbeur", auf Wunsch Seiner Majestät und in dessen Gegenwart einen ausführlichen Vortrag gehalten, ber mich nicht überzeugen konnte. —

Politik, auch große Politik ist keine Geheimwissenschaft. Die Zeiten, in denen sie mit Metternichschen Kniffen betrieben werden durfte, sind endgültig überholt. Sie kann heute auf Aperçus der Rede und kann auf das Jabot des Wiener Kongresses so gut wie auf das Monokel einer jüngeren Entwicklungsepoche verzichten. Aber ein paar andere Werte setzt sie neben allem Gelbsteverständlichen, Erlernbaren voraus: Gesunden, praktischen Verstand, der alle Probleme in ihrer Reduktion

auf die einfachste Formel erfaßt, Menschenkenntnis gegenüber dem Einzelnen und Blick für die allgemeine Geistesverfassung der Völker, mit denen sie zu reche nen hat.

Reine von diesen Eigenschaften hat Herr von Bethmann, der übrigens das Ausland kaum kannte, besessen. Und weder Riderlen-Wächter noch der Staatssekretär von Jagow waren die Männer, um dieses Manko

durch ihre geistige Mitgift auszugleichen.

Wohl gab es auch in unserer Diplomatie Männer anderen Formats, die großzügig dachten und klar sahen, aber man war zufrieden, sie auf Auslandsposten zu wissen, von wo ihre Stimme zwar gehört wurde, aber ihr Einfluß auf die Führung der auswärtigen Politik doch nur sehr gering sein konnte. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß Männer wie Wangenheim und Marschall oder auch Monts und Metternich es verstanden hätten, unsere auswärtige Politik in eine richtige und stetige Bahn zu lenken.

Gerade Herr von Kiderlen wurde von Bethmann gerne als das große politische Licht aus dem Osten gespriesen. Ich selbst mochte den erfreulich natürlichen, tapferen Schwaben troß seines Panthersprunges in den Porzellanladen von Ugadir persönlich gerne leiden—seine besondere sachliche Eignung für den wichtigsten Posten unserer Außenpolitik ist mir nicht aufgefallen, zumal ihm hierfür eine der wichtigsten Voraussetzungen völlig mangelte: die Fähigkeit, die Dinge auch einmal aus dem Augenpunkte des Anderen zu betrachten. Er hat nicht nur die Mentalität Frankreichs und Engslands stets völlig aus dem Bereich seiner Erwägungen

gelassen, er hat nicht einmal die politische Stimmung des Landes erfaßt, in dem er zehn Jahre lang die Interessen Dentschlands zu vertreten hatte — Rumäniens!

Das klingt beinahe wie ein schlechter Wiß, und ist boch nur ein Beispiel dafür, wie wenig Menschenkenner der Kanzler selber war und wie weit der Horizont seiner Auguren im Auswärtigen Amt sich spannte. — Doch ich bin den Beleg auf meine Auffassung von Herrn von Kiderlens rumänischen Erfahrungen noch schuldig.

Nach der Rudkehr von meiner Reise nach Rumanien im Upril 1909 meldete ich meinem Vater, ich hatte ben Eindruck gewonnen, daß uns dort ein einziger Mann wohlgesinnt sei, und das sei Ronig Carol selbst. Die politifch führenden und nur auf den Abgang des greis fen Königs wartenden Rreife ständen durchaus und nachhaltig unter frangösischem und ruffischem Ginfluß. Die Sompathien ber Rronpringessin seien nach England gerichtet, und der Rronpring ftebe febr unter dem Ginfluß feiner Frau. Go konne ich mich dem Bedanken nicht entziehen, daß Rumanien im Rriegsfalle feine Bundnishilfe zum mindesten versagen werde - wenn es sich nicht zum Unschluß an die Gegenseite entschlöffe. - Geine Majestät schickte mich zum Staatssekrefar des Außeren in die Wilhelmstraße, damit ich dort meine Wahrnehmungen mitteile. Herr von Riderlen-Wächter hörte mich behaglich-überlegen an und lächelte zu meinem Bericht. Um Ende meinte er, ich musse mich getäuscht - ich muffe bofe geträumt haben. Bang Rumanien, das er doch kenne "wie fei' Weste'tasch'", sei bundnistren bis auf die Rnochen. "Gozusage' mundelsicher!" - Wir haben bald darauf erfahren muffen, wie die Ereig.

nisse ihren Lauf nahmen, sobald König Carol gestor-

Aber was wollte am Ende die falsche Einschätzung Rumäniens besagen neben dem Irrwahn, in dem Herr von Bethmann Hollweg und Jagow in der Beurfteilung der Stimmung Englands befangen waren! Besangen blieben bis zu jenem Augusttage des Jahres 1914, an dem Sir Edward Goschen dieses Wahngebilde vor den entsetzten Augen des Reichskanzlers zerriß.

Weil er — was ihm hoch anzurechnen bleibt — sachte, unzureichende Versuche einer Unnäherung an England verschiedentlich gemacht und dabei nicht auf grundsätzlichen Widerstand gestoßen war, und weil er wußte, daß England in Paris mehrfach erklärt hatte, daß es eine herausfordernde Politik zu vermeiden und einen von Frankreich erzwungenen Krieg nicht mitzumachen wünsche, glaubte er, die Unnaberung sei soweit gedieben, daß England in einen Krieg mit uns überhaupt nicht eintreten werde. Aber auch der lette Unlauf, den man im Jahre 1912 mit der Ginladung des Kriegs: ministers Lord Haldane nach Berlin genommen hatte, war ergebnislos geblieben. Er war an den inzwischen viel zu eng gewordenen Beziehungen Englands zu Frankreich und damit zu Rußland gescheitert, und selbst die großen Opfer, die Admiral von Tirpig in der Frage der Flottennovelle für eine englische Neutralitätsklausel zu bringen sich bereit erklärte, konnten bier keinen Umichwung mehr herbeiführen. England war fest, seinen "Bwei Riele zu einem"-Standard unter allen Umftanden durchzuhalten — Gir Edward Gren lehnte unter hinweis auf seine "bestehende Freundschaft zu anderen Mächten" jede Bindung ab — und damit ergab sich für jeden, der da Alugen hatte, um zu sehen, das Ge-

sicht der Dinge.

Auch Haldane hat aus der Stellung Englands in einem Kriegsfalle Frankreichs und Rußlands keinerlei Hehl gemacht; er hat, wie mir der Kaiser später selbst erzählte, dem Botschafter Fürsten Lichnowsky bei einem in politischen Fragen erfolgten Besuche offen mitgeteilt, daß seine Regierung unter den genannten Voraussetzungen, und gleichgültig von welcher Seite der Stein ins Rollen gebracht werden möge, eine Niederringung Frankreichs durch uns und damit eine absolute Vorherrschaft Deutschlands auf dem Kontinente nicht würde hinnehmen können. Sie würde eingreisend an der Seite von den England verbündeten Mächten stehen.

Daß die Herren unseres Auswärtigen Amtes und daß vor allem der verantwortliche Leiter unserer Politik trot dieser Tatsache in ihrer Traumwelt weiteratmeten und sich beruhigt und selbstzufrieden im Schatten ihrer Ilusionen ergingen, bleibt eine Unbegreiflichkeit im Bilde jener von Gefahren und Bedrohungen umlagerten Beit und Stellung unseres Vaterlandes. Man hatte aus den Pariser Stimmen den Friedenswillen Englands herausgehört und ließ sich gerne zu der lockenden Auffassung verführen, daß England den Frieden in Europa unter allen Umständen wahren wolle, daß die warnend ernsten Worte von Lord Haldane in London allein darum gesprochen worden seien, um einen Bruch dieses Friedens von deutscher Seite nach Möglichkeit zu vershindern.

Ich bin, was meinen Weg betrifft, wieder über die Zeit hinausgeglitten, von der ich folgemäßig erzählen wollte. Ulso auch zu einem richtigen Chronikschreiber will es nicht langen!

Ich muß versuchen, den Jaden wieder aufzunehmen. — Bis zum Jahre 1909 hatte ich auf gelegentlichen Reissen, teils allein, teils im Gefolge meines Vaters, Engsland, Holland, Italien, Ägypten, Griechenland, die Türfei und einige Gegenden Kleinasiens besucht. Meine Aufenthalte in fremden Ländern waren dabei stets nur von verhältnismäßig kurzer Dauer gewesen, aber sie hatten hingereicht, mir wertvolle Vergleichsmöglichkeiten zu geben und mich von der Notwendigkeit, mehr von der Welt zu sehen, zu überzeugen.

Gine große Freude war es daher für meinen Wissensdrang, als mir mein Vater im Jahre 1909 die Genehmigung zu einer ausgedehnten Drientreise erteilte.
Meine Frau begleitete mich die Cenlon und ging dann
nach Ägnpten, während ich eine Reise durch Indien
unternahm. Die englische Regierung hatte diese Reise
in äußerst entgegenkommender Weise vorbereitet, sodaß ich wirklich reichen geistigen Gewinn von ihr nach
Hause brachte. Großzügig und herzlich war im einzelnen
die Gastfreundschaft, die mir überall geboten wurde.
Besonders gerne gedenke ich Lord Hardinges, Sir
Harold Stuarts, Sir John Havitts und Sir Roos
Reppels. Auch der Maharadja von Dschaipur und der
Nisam von Haiderabad bereiteten mir glänzende Aufnahmen.

Mein jagde und sportliebendes Herz fand in Indien alles, was es sich je ersehnen mochte, und die großarti-

gen Bilder indischer Landschaft und Baukunst erschlossen mir eine neue Welt. Ich habe mich der Flut von Erslebnissen aller Art, die so auf mich eindrangen, mit der ganzen Aufnahmefähigkeit und Genußfreude meiner jungen Jahre hingegeben, wollte all das Große und Neue ungezwungen auf mich wirken lassen und übersah dabei vielleicht doch manchmal, daß ich repräsentieren sollte, daß man in mir den Sohn des Deutschen Kaisers und den Urenkel der Dueen erwartete.

Den größten und nachhaltigsten Eindruck machte auf mich das organisatorische und verwaltungstechnische Talent der Engländer. Dabei siel mir als hervorsstechende Eigenfümlichkeit auf, daß in den verschiedenen Verwaltungszweigen verhältnismäßig sehr junge aber tatkräftige Beamte mit großer Gelbständigkeit und Versantwortung ausgestattet waren. Allgemein herrschte eine weitgehende und gesunde Dezentralisation. Überall trat mir auf dieser Reise die ungeheure Weltmacht Engslands entgegen — deren ganze Größe man in unserem an seinem eigenen raschen Emporschnellen berauschten Deutschland vor dem Kriege leider vielsach und erhebslich unterschäßte.

Ebenso klar aber wurde mir auf dieser Reise, wie gewaltig groß die Konkurrenz war, die Deutschland den Briten auf dem Handelsmarkte im fernen Osten machte. So mancher englische Kausmann sagte mir in vertranzlichem Gespräch, daß es so nicht weitergehen könne; Engsland dürfe und wolle sich von uns nicht an die Wand drücken lassen. Ich selbst habe während der Seefahrt sestgestellt, daß uns etwa ebensoviel deutsche wie engslische Handelsdampfer begegneten. Auch der halblante Kronprinz Wilhelm, Erinnerungen. 8

Fluch »Those damned Germans!« brang zuweilen an mein Dhr.

Das waren Sturmzeichen. —

Alls ich später den maggebenden Berren in der deutichen Beimat von diesen Beobachtungen sprach, murde die Warnung leicht genommen und abgetan: Daß irgendein englischer Pfeffersack fluchte, wenn wir ihm bas Geschäft verdarben, was hatte das zu sagen? Der Mann sollte sein weekend aufgeben und arbeiten wie unsere Leute, dann brauchte er nicht zu fluchen! Im übrigen wollten wir doch mahrhaftig in Frieden mit den Berrschaften leben! "Und seben Kaiserliche Hoheit selbst wie hat man Gie dort aufgenommen!" - Allso da war nicht viel zu machen. Ich für mein Teil wußte und ließ mich darin nicht beirren: daß der "Pfeffersad" England selber war - daß niemand dort gewillt war, sein weekend zu opfern - daß meine Aufnahme ein Alt der internationalen Söflichkeit gewesen war, nicht mehr. Der Wille, mit den anderen in Frieden durchzukommen, haf aber nur bann Bedeutung, wenn man gugleich die Wege kennt und geht, ihn zur Tatsache umzuseten. -

Nach meiner Rückkehr von der Drientreise besuchte ich auf Befehl Seiner Majeskät mit meiner Frau die Höfe in Rom, Wien, St. Petersburg und zur Königs-

frönung London.

Überall fanden wir wohl persönlich sehr freundliche Aufnahme — aber überall traten mir auch mahnende Zeichen der Konflikte und Gefahren entgegen, die sich immer drohender rings um das Reich zusammenballten.

Die Reise nach London machten wir auf dem neuen

riesigen Panzerkreuzer "Von der Tann", und dieses hervorragend durchkonstruierte Kriegsschiff erregte in England das größte Aussehen. Bei der großen Flottenparade in Golent warzes interessant zu beobachten, wie die englischen Geeossiziere und Mannschaften sich mit gespanntester Ausmerksamkeit mit unserem "Von der Tann" beschäftigten. Für die Kriegsschiffe der anderen Nationen hatten sie daneben überhaupt kaum noch Interesse übrig. Die Urteile kamen durchweg auf ein uneingeschränktes Lob für die wundervollen Linien des Schiffes und für die praktische Verteilung seiner Artillerie.

Die Aufnahme, die meine Frau und ich während der Krönungsseierlichkeisen in London in allen Kreisen der Bevölkerung sanden, war ungemein herzlich. Auch die englische Presse begrüßte uns außerordentlich warm, und wir haben in diesen sesstlichen Tagen von Deutschenhaß nichts gespürt. Aber wenn es ein sprechendes Beispiel dafür gibt, wie salsch es wäre, aus solchen einem Fürssten oder Thronsolger dargebrachten Zeichen von Synspathie Schlüsse auf dem Gebiete der großen Politik zu ziehen, so haben wir das dort erlebt. Ein »signum vanitatis« haftet es in meinem rückschauenden Gedenken:

Als König Georg und Königin Mary am Schlusse ber Krönungsseier in der Westminsterabtei in seierlichem Zuge die Kirche verließen, stieg unvermittelt ein dreimaliges Hoch auf sie aus der Versammlung auf. Gleich darauf, als die fremden Fürstlichkeiten ebenfalls aufebrachen, machten auch wir uns auf den Weg. Und da, als wir etwa die Mitte der riesigen Kirche erreicht hatten, wurde die gleiche spontane Huldigung, die erst dem Könige

und der Königin gespendet worden war, auch der Kronprinzessen und mir zuteil. Es ist mir nachher von englischer Seite gesagt worden, wir könnten uns auf diesen Vorgang "etwas einbilden", denn es sei in der englischen Geschichte bisher noch nie dagewesen, daß in der Westminsterabtei einem fremden Fürstenpaare eine derartige Ovation dargebracht worden wäre.

Dier Jahre später standen wir im Kriege — vier Jahre später war ich, dem sie damals zugejubelt hatten, ein »hun«. —

Von meinem damaligen Aufenthalte in London möchte ich hier noch eine Episode erwähnen, die ein Licht auf die Auffassung eines führenden englischen Politikers jener Tage wirft. Der Staatssekretär des Äußeren, Sir Edward Gren, wurde mir vorgestellt, und im Laufe des bald recht lebhaften Gespräches machte ich die unvorssichtige Bemerkung: es wäre nach meiner Unsicht im Hinblick auf einen sicheren Frieden das weitaus Vernünstigste, wenn Deutschland und England, die beiden großen germanischen Nationen, die stärkste Landmacht und die stärkste Seemacht, zusammengingen; dann könnten wir uns übrigens auch (wenn wir das überhaupt sollten) in die Welt teilen. — Gren hörte zu, nickte und meinte dann etwa: "Ja — richtig, aber England will mit niemand teilen, auch nicht mit Deutschland." —

In Wien sprach der damalige Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand mir gegenüber sehr ernst und sorgenvoll über die staatsgefährliche serbische Propaganda, und
er sah einen baldigen europäischen Konslikt, der seine
Wurzeln in diesen von Rußland her geschürten Umtrieben sinden mochte, voraus. Mir, der ich bis dahin

die immer peinlicher gewordene Abhängigkeit unserer äußeren Politit in allen Oftfragen von den Ideen des Wiener Ballplages nur mit großem Migbehagen beobachtet hatte, stiegen angesichts der Ausführungen des Erzherzogs ichwere Bedenken mit Sinblid auf diese Verichiebung unseres politischen Augenpunktes von Berlin nach Wien auf - und diese Bedenken, die ich von da ab immer wieder sowohl im Auswärtigen Umte wie vor einzelnen Vertretern unseres diplomatischen Dienstes ruchaltlos, leider aber ohne Erfolg zum Alusdruck gebracht habe, find feit jenem Tage in mir nicht mehr zur Rube gekommen. Die ichon vom Fürsten Bismard in seinen letten Aufzeichnungen mit banger Voraussicht ausgesprochene Gorge, daß das Reich eines Tages in eine verhängnisvolle Abhängigkeit von der überlegenen Diplomatie Bfterreich-Ungarns gelangen konnte, ichien mir längst ihre bedrohliche Erfüllung gefunden zu haben. Und damals, im Wiener Belvedere, unter den merkwürdig suggestiven Worten des gefährlich ehrgeizigen und keineswegs zu einer bescheidenen Rolle gewillten Mannes, der so klug wie rudfichtslos war, bat mich das bestimmte Befühl, daß wir infolge dieser ichon zu weit gediehenen Albhängigkeit eines naben oder fernen Tages in einem gur boberen Chre ber öfterreichifch: ungarischen hausmacht forcierten Ronflikte gu Vorspanndiensten herangezogen werden könnten, unmittelbar angeweht: Sier stredte ber Erzherzog vorsichtia seine Tafter vor, entwickelte Gedanken, deren Wirkung auf mid ihn erkennen laffen follte, was er von mir erwarten durfte. - Das Schicksal hat dem an sich zweifellos bedeutenden Manne bas Spiel aus den Sanden

genommen und hat ihn felbst zum Funten gemacht, an bem ber große Brand sich entzünden follte. Aber es hat dann hinter seinem blutig beschlossenen Leben uns feine von den bitteren Folgen unserer Unselbständigkeit und Unterordnung erspart: es hat uns durch die Auswirfung der überspannten Wiener Forderungen an Gerbien gegen unseren eigenen Willen in den Krieg verstrickt. — Um 28. Juli 1914 war es, daß mein Vater, als Gerbien fast alle Punkte des österreichischen Ultimatums angenommen hatte, zu der Depesche, die diese Unterwerfung Gerbiens meldete, die Worte niederichrieb: "Gine brillante Leistung für die Frist von bloß 48 Stunden! Das ist mehr, als man erwarten konnte! Ein großer moralischer Erfolg für Wien; aber damit fällt jeder Kriegsgrund fort, und (ber öfterreichische Besandte) Giest hatte ruhig in Belgrad bleiben sollen! Daraufhin hätte ich niemals Mobilmachung empfohlen!" - Ich zitiere das Telegramm mit dieser Marginalnotiz, weil es ein unumstößlicher Beweis für Deutschlands und des Raisers Friedenswillen ift. Für einen guten Willen - über den hinweg unser an die Politik des Wiener Ballplates bis zur Börigkeit gefesseltes Schicksal sich erfüllte. -

In Rußland, wo ich nach Abschluß der Indienreise gleichfalls — wie an anderer Stelle schon erwähnt — mit meiner Frau verweilte, gewann ich den Eindruck, als sei der Zar an sich deutschfreundlich gesinnt wie nur je — als könne er seine Gesinnung weniger betätigen als jemals vorher. Er war vollständig von der panslawistischen, deutschseindlichen Partei des Großfürsten Niekolai Nikolajewissch umsponnen und kam dem Große

fürsten gegenüber, der seinen Deutschenhaß jest ganz offen zur Schau trug, kaum zu Wort.

Geptember 1919.

Jest sind die glücklicheschönen Tage auch wieder verssunken, die ich mit meiner lieben Frau und mit den Jungens hier verbringen konnte, in denen wir alle die kurze Schönheit wie ländliche bescheidene Sommergäste genießen wollten und in denen ich mich mit Willen darsüber hinwegzutäuschen gesucht habe, daß meine Nächsten nur als kurzer Besuch bei einem freiwillig Verbannten weilten!

3d bin nach Unlage und Entwicklung nicht fentimental und will mich auch an Regungen von Weichheit nicht verlieren - aber das kann ich ehrlich guge: fteben, daß mir die Insel noch leerer ift, seit ich die Gange zwischen den Weidekoppeln, an den Bewässerungskanalen, am Strande bin und durch die Dörfer wieder allein machen muß - ohne die Frau und ohne die Jungens. Die kleinen Bengels, die in ihrer Rinderart alles, was ihnen hier neu und fremdartig entgegentrat, unvergleich: lich und herrlich fanden: fausendmal "feiner" als das Beste, was sie in unserem Cecilienhof in Potsbam ober in Dle um sich haben! Überall fehlen mir jest diese jungen, wißbegierig fragenden Stimmen der Jungften, die ihren Vater doch in diesen Tagen auf der Insel eigentlich erft kennen lernten, fehlen mir die immer aufen, verstebendellugen Worte der Frau, die selbst so viel zu sorgen und zu tragen hat und die doch gleich: falls feinen 2lugenblick verzagt.

Drüben in Hippolytushoef, beim immer hilfsbereiten Bürgermeister Peereboom, hatten wir die kleinen Kerle untergebracht — denn soviel Raum gab meine Pastorie nicht her — und da waren sie auch bald mit allen halbwegs gleichalterigen Jungens angefreundet und vertraut. In unserem Dosterlander Häuschen war nur für meine Frau und für ihre Begleiterin Quartier gemacht. Leer wirkt auch das alles jest wieder, da sie es nicht mehr mit ihrem Humor über all die primitiven Herrlichkeiten und Behelfe unserer "Junggesellenwirtschaft" erfüllt.

Auf ihrer Heimfahrt war sie auch in Amerongen. Bedrückend, was sie mir in ihren Briefen darüber sagt. Unsere geliebte Mutter leidend und dabei rastlos sorgend für den Kaiser, für die Brüder, meine kleine Schwester und die Enkel — der Vater bitter und noch nicht imstande, sich aus dem Ring des immer kreisenden gleichen Grübelns über Vergangenes zu lösen.

Es ist eben ein völlig anderes, ob der Wille und der Lebensmut eines Sechsunddreißigjährigen die surchtbare Belastungsprobe des Schicksals zu bestehen haben — ob ein Sechzigjähriger, der zugleich sein Lebenswerk, das er für ehern und unvergänglich hielt, in Scherben liegen sieht.

Meine Gedanken sind in diesen Tagen auch immer wieder zu ihm gegangen.

In der Zeit, als ich im Begriffe stand, die Indienreise anzutreten, war ich in meiner soldatischen Laufbahn so weit, daß ich ein Kavallerie-Regiment bekommen sollte. Dieses Kommando lag mir sehr am Herzen, und ich hatte, gerade mit Hinblick auf die politischen Vorgänge, den Wunsch, den Reichsstellen, bei denen die Suppe gekocht wurde, an deren Auslöffelung ich seinerzeit doch recht erheblich beteiligt werden sollte, nicht allzu ferne zu sein.

Der Raiser war für mich in dieser dienstlichen Frage nicht zu sprechen, ich mußte mich an den Chef des Militärkabinetts General von Lynder als Vermittler wenden, besprach mit ihm die Angelegenheit und erbat das Regiment Gardeducorps. Herr von Lynder, der meinem Wunsche durchaus sachlich und ohne Voreingenommensheit gegenüberstand, war sehr bedenklich und erklärte mir, Seine Majestät würde das wohl nicht zugeben, und ehe man dieses "Problem" noch einmal zur Sprache brachte, ließ man lieber meine Anregung fallen. Im übrigen war aus dem Gange des Gespräches zu erkennen, daß mein Wunsch, dem Regierungszentrum nahe zu bleiben, von einigen Ratgebern aus der Umgebung Seiner Majestät wie von einzelnen Reichsämtern nicht eben leidenschaftslich geteilt wurde.

Nun bat ich, mir entweder die Königsulanen in Hannover oder die Breslaner Leibkürassiere anzuvertrauen,
worauf Herr von Lyncker meinte, das werde keinerlei Schwierigkeiten machen, er werde Seine Majestät in
diesem Sinne beraten. — Ich war's zufrieden, schließe lich lagen ja anch Hannover und Breslau nicht aus
aller Welt, und eine gewisse Fühlung ließ sich auch von
diesen Standorten aus aufrecht erhalten.

So lagen die Dinge, als ich in Indien, an der Nordwestgrenze, in Peshawar, in einer englischen Zeitung die Nachricht las, daß Seine Majestät mich zum Rommandeur seines 1. Leibhusarenregiments in Langsuhr bei Danzig ernannt habe. Mein erster Eindruck war damals das Sesühl einer Enttäuschung, nicht nur weil meine militärischen Wünsche wieder einmal völlig übergangen worden waren — das grundsähliche Nichterfüllen der militärischen Unregungen von uns Söhnen schien eine Urt Prinzip zu sein. Nein, auch die abgeschiedene Lage Danzigs und das rauhe Klima, das ich namentlich für die Kronprinzessen fürchtete, schienen mir nicht sehr verlockend. Entgegen diesem Vorurteile kam dann aber alles ganz ausgezeichnet, und die zweieinhalb Jahre, während deren ich in Danzig lebte, sind, abgesehen von den Sorgen um die allgemeine Lage, die glücklichste Zeit meines Lebens geworden.

Wir wohnten in einer kleinen Villa, die kaum den nötigen Raum bot für meine damals schon recht ansehnliche Familie. Wir haben uns aber doch recht behaglich eingerichtet und führten ein harmonisch glückliches Leben.

Es war eine Ehre und ein frohes Glück für mich, Kommandeur des prachtvollen alten Regiments zu sein. Das Offizierkorps war durchgängig jung, adlige und bürgerliche Kameraden bunt durcheinander. Der ernsten und treuen Persönlichkeit meines alten Regimentsadjustanten Graf Dohna gedenke ich besonders gerne. Die meisten waren Söhne von Grundbesigern in Osts und Westpreußen, deren Väter und Großväter auch schon die schwarze Uttila und den Totenkopf der 1. Leibhusaren getragen hatten. Ebenso hatte das Regiment einen gläuzenden Ersaß an Unterossizieren und Mannschaften, nahez u alles junge Leute vom Lande aus Ostpreußen, Westpreußen und Posen, die Liebe zum Pferde und Verständenis für seine Behandlung bereits von zu Hause her mits brachten. Endlich war auch das Pferdematerial — wir

waren das einzige Schimmelregiment in der Armee -

ausgezeichnet.

Meine von frühester Kindheit her stammende Vorliebe für die Reiterei konnte sich jetzt richtig ausleben.
Entsprechend meiner aus Erfahrungen gewonnenen Auffassung wurde die Bahnreiterei auf das Notwendigste
beschränkt, hiergegen der Hauptwert auf Geländereiten
und Springen gelegt. Auf diesen Gebieten wurden auch
wirklich schöne Ergebnisse erzielt.

Großen Nachdruck, vielleicht mehr, als es damals noch bei vielen eingefleischten Ravalleristen der Fall war, glaubte ich auf Übungen im Fußgesecht und im Geländes schießen legen zu müssen. Der Krieg hat später gezeigt, daß diese Ausbildung auch für den Reiter nicht gründs

lich genug gepflegt werden fann.

Ich habe mich ehrlich bemüht, meinen Husaren die Lust und Freude an ihrem Dienst zu erhalten und auch in ihr außerdienstliches Leben Erholung und Abwechselung zu bringen. Go ließ ich für die Unterossiziere ein hübsches, gemütliches Kasino einrichten, und die Mannschaften erhielten ebenfalls eine möglichst behagliche Aussstattung ihrer Unterkunftsräume. Die älteren Jahrgänge und die Rekruten wurden getrennt gelegt, um irgendwelchen Übergriffen der ersteren vorzubengen. In den dienststeien Stunden sanden viel Sportspiele statt. Wir hatten gegen Ende meiner Kommandeurzeit eine sehr gut eingespielte Fußballmannschaft, in der auch Offiziere mitsmachten.

In diese Zeit fällt die Herausgabe des Bilderwerkes "Deutschland in Waffen" für die deutsche Jugend. Das Vorwort, das ich der Schrift vorausgeschickt habe, hat

man an mancher Stelle zu Unrecht so ausgelegt, als ob ich mich hier in die Reihen der Kriegshetzer gestellt hätte. Derlei hat mir stets fern gelegen, und derlei ist bei objektiver Würdigung aus meinen Ausführungen auch niemals herauszulesen. Was ich gesagt habe, das wurde angesichts der immer drohender sich ballenden Gesahr gesprochen, ging gegen einen öden Materialismus an und wies die deutsche Jugend darauf hin, daß es ihr Pflicht und Ehre werden müsse, im Ernstsall für das Vaterland zu kämpsen. Das war die Mahnung eines Deutschen und Soldaten an unseren deutschen Nachwuchs, dessen junge Kräfte und dessen vaterländische Opferfreude wir nicht entbehren konnten, wenn jene Stunde der Entscheidung kam.

Seit meiner erwähnten Demonstration gegen die Bethmann Hollweg'sche Marokko-Politik war mir der Ruf
eines Kriegstreibers von allen blinden Pazisisten Deutschlands und von ihrem böswilligen Echo im Auslande als
eine falsche Etikette angeheftet worden, wo auch ich in
der Öffentlickeit zu Worte kam. Man suchte also auch
aus dieser kleinen Schrift über unsere Armee Belege
für die mir mit Unrecht unterstellte Richtung herauszudrechseln und glaubte mich ganz sest zu haben, als
bald darauf ein anderer Anlaß mich in eine öffentlich
gewordene Angelegenheit eingreisen ließ. Es handelte
sich um den zu so bedauerlichem Ruhme gelangten Fall
Zabern.

Unsere Politik in den Reichslanden hatte mich schon seit vielen Jahren mit schweren Gorgen und Bedenken erfüllt. Die Reisen in dem Gebiete und viele Gespräche und Berichte befreundeter Kameraden aus den westlichen

Grenzgarnisonen und gründlicher, ehrlich schildernder Renner der Verhältnisse hatten mir die Mugen geöffnet über die dort herausgebildeten Buftande. Buderbrot und Peitsche hatten seit 1871 geherrscht. Der Erfolg entsprach dieser Taktik. Die lette Periode hatte im Beichen des Buderbrotes gestanden, und die reichslänbische Verfassung war ihre Krönung gewesen. Nun schaltete und waltete die frangosische Propaganda nach freiem Belieben. Die frangösisch gesinnten Notablen waren fonangebend, und nach ihren Pfeifen fangte die Zivilverwaltung. Das Militär war von den irredentistischen Rreifen gewiffermaßen geduldet. Gin Beispiel nur, um diefe Vorkriegszustände in den deutschen Reichslanden und die Stellung der Regierungsbehörden in ihnen zu kennzeichnen: 3wei meiner Fliegeroffiziere erzählten mir eines Tages, im Jahre 1913 sei in Mulhausen eine große frangösische Sahnenweihe abgehalten worden, und ihnen, dem Militar, fei an jenem Sage nahegelegt worden, nicht auf die Strafe zu geben, um die Frangosen nicht durch den Unblid der preußischen Uniformen zu ärgern! - Unter folden Voraussegungen fam es zum Musbruch des Konfliktes. Die Zivilbevolferung hatte das preußische Militar angepobelt, der Offizier hatte fich zur Wehr gesett, und nun heulte auf einmal die gange Welt gegen den preußischen Militarismus. Bu diesem Zeitpunkt, in Sagen alfo, in benen das Ausland und die in unserer armen Beimat nie feblenden Gophiften der abfoluten Gerechtigkeit alles daran setten, auch noch unseren letten einzigen Alktivposten, unsere Urmee, vor Freund und Feind zu diefreditieren, bin ich gern, ohne die gebotene Burudhaltung, wie man

mir vorwarf, auf die Geite meiner vom Sturm der öffentlichen Diskussion hart bedrängten Rameraden getrefen. 3ch habe an den General von Deimling und an den Dberft von Reuter telegraphiert. Soweit stimmte alles. Daß ich dem Dberft eine Depesche mit den Worten: "Immer feste druff!" gesandt hatte, erfuhr ich dann allerdings erft durch die Zeitungen und dank der Fälscherphantasie jener Friedensfreunde, die mit dieser Erfindung die große Friedensstimmung rings um uns vielleicht zu stärken suchten. In Wahrheit hatte ich dem Oberst von Reuter als Kamerad dem Kameraden telegraphiert, er möge nur ja icharf durchgreifen, ba bas Unsehen der Urmee auf dem Spiele stehe. - Ware Leutnant von Forstner verurteilt worden, so hatte sich dadurch jeder Rüpel ermutigt gefühlt, Uniformträger anzugreifen. Ein unhaltbarer Zustand wäre sanktioniert worden, doppelt unhaltbar in den Reichslanden, wo durch das fehlende Rückgrat der Zivilbehörden das Militar bereits in der ichwierigsten Lage sich befand. Ich hätte nur sehen mögen, was geschehen ware, wenn in England oder Frankreich ein Offizier derartig provoziert worden wäre wie der Leufnant von Forstner!

Alber wir waren in Deutschland. Und die deutsche Öffentlichkeit hatte wieder einmal Unlaß gehabt, sich im Zusammenhang der geschilderten Vorgänge mit mir zu beschäftigen — das schöne Lied von der Nebenregierung, von dem Kriegshetzer und Frondeur von Langsuhr lag wieder auf der Walze der leitartikelnden Schmöde. Wenn man ihnen glauben durste, hatte ich mich wieder einmal "unmöglich" gemacht. — Hohe und höchste Würsdenträger trugen die für solche nationale Trauerfälle vorsdenträger frugen die für solche nationale Trauerfälle vors

gesehenen bedenklichen Gesichter zur Schau, und Geine Majestät war höchst unzufrieben.

Bei Schiller heißt es im Wilhelm Tell: "Es tast der See und will sein Opfer haben" — und an einer anderen schönen Stelle: "Doch es war mir zum Heil, es riß mich nach oben."

Aus heiterem Himmel und mit großer Plötlichkeit spielte sich alles ab: Seine Majestät nahm mir mein liebes Regiment ab und befahl mich nach Berlin, das mit mir meine allzugroß gewordene Selbständigkeit beschnitten werde und mein Tun und Lassen besser wacht werden könne. Ich sollte dort im Generalstabe arbeiten.

Im Grunde schloß sich hier ein Ring: der Wunsch, mich nicht zu nahe bei den Zentralbehörden zu wissen, hatte mir Langsuhr bei Danzig eingetragen; der Wunsch, mich doch in Reichweite zu sehen, rief mich zurück. Aber ein wenig Entrüstung und Verstimmung spielten in beisden Fällen mit.

Entrüstung, wenigstens bei den unverbesserlichen Pazisissten, die den schon am Horizonte drohenden Krieg mit niedlichem Gut-Zureden besänftigen wollten, erregten auch die Abschiedsworte wieder, die ich zu meinen Leibhusaren sprach. Da hatte ich es einen Augenblick des höchsten soldatischen Glücks genannt, "wenn einmal der König ruft und das Signal Marsch! Marsch! geblasen wird". Nach ihrer Meinung hätte ich meinen lieben tapferen Kameraden zum Abschied wohl ein schönes Märchen erzählen sollen!

Damals, als ich zum letten Male vor der Front meines schönen Regiments ritt und als der Abschiedsruf

meiner Husaren mir tief ins Herz klang, da wurde mir das Scheiden unsagbar schwer. Alls ob mir eine stille Stimme sagte, daß dies der Abschied von einer friedzlichen Soldatenherrlichkeit sei, wie sie mir nicht wieder werden sollte. Wie schön, wie glückhaft und wie fruchtbar durch ehrliche Arbeit war all das gewesen, was ich nun verließ!

Auch von den frischen, füchtigen jungen Kameraden meines lieben und tapferen Leibhusarenregiments, dessen Unisorm ich mit frohem Stolz während des ganzen Kriezges getragen habe, ruhen jetzt viele, allzuviele zum ewizgen Schlaf gestreckt in fremder Erde. Unter ihnen mein Veffer Prinz Friedrich Karl von Preußen, ein besonders unerschrockener Reiter und Soldat. In dankbarer Wehmut wird mein Erinnern bei ihnen allen sein, so lange ich selbst leben bleibe.

Bielleicht, daß ich die letten Blätter, die ich gestern schrieb, doch hätte zerreißen und ihren Inhalt anders fassen sollen.

Wie ich sie heute wieder lese, sinde ich einen Ton von Gereiztheit darin, den ich in meine Niederschriften nicht

fragen wollte.

Ich habe sie dann bennoch stehen lassen, wie sie sind, als Zeugnis dafür, wie mich heute noch, gerade wenn ich des letten Jahres vor dem Kriege und des Widerssinnes unserer Vogel-Strauß-Politik gedenke, die Zitterkeit erfaßt. Wie mich jett noch der Galgenhumor anfällt, wenn ich mich daran erinnere, wie sie mich für jeden Mahnrus: dann wahrt euch doch zum wenigsten das Lette für den schweren Tag und seid gerüstet zu dem

Rampf, der kommen wird! als Hetzer zu einem "frische fröhlichen Rriege" affichierten.

Die Wahrheit ist, daß ich mir des surchtbaren Ernstes unserer Lage klar bewußt gewesen bin, daß ich keine Rassandra-Natur war oder bin, die "Trojas Hallen" mit edel klagenden Versen erfüllt hätte — sondern ein Mann und Soldat. Aber das letztere nahm und nimmt man einem in unserer geliebten Heimat manchmal versstucht übel! —

Für den Winter 1913 auf 1914 wurde ich also zur Drientierung und Einarbeitung in die Geschäfte des Großen Generalstabes kommandiert.

Alls Lehrer erhielt ich den Generalleutnant Schmidt von Knobelsdorf, meinen späteren Generalstabschef beim Oberkommando der 5. Armee. In militärwissenschaftslicher Hinfer Sinsicht verdanke ich Erzellenz von Knobelsdorf viel. Er war ein glänzender Lehrer auf allen Gebieten der Taktik und Strategie. Seine Vorträge und die Aufgaben, die er mir stellte, waren Meisterwerke. Sein Hauptlehrsatz war damals: Klarheit im Entschluß des Führers! Umsehen des Entschlusses in Besehle! Im übrigen: den Unterführern die weitestgehende Selbstänzbigkeit lassen!

Mein Rommando zum Generalstab gab mir einen erschöpfenden Einblick in die gewaltige dort geleistete Arbeit. Ich konnte in die hervorragende Organisation des Ganzen eindringen, die Erhaltung, Ergänzung und Bewegung des Heeres kennen lernen und ein Urteil über die Wehrkräfte der anderen Völker gewinnen. In der Operationsabteilung wurden mir Vorträge über den sur den Kriegsfall gedachten Ausmarsch der Alrmeen gehalten. Kronpring Wilhelm, Erinnerungen. 9

Bei ben Vorfrägen und Besprechungen über einen etwaigen kommenden Weltkrieg hatte ich den Eindruck, als ob man die englische Landarmee und ihre Ausbaumöglichkeit im Kriegsfalle zu leicht nahme. Alls ob man zu sehr mit den im Angenblick vorhandenen Kräften, zu wenig aber mit den Werten rechnete, die ein auf Krieg und Widerstand gestellter Beist zu schaffen vermöchte. Ich kannte die Engländer und die englische Urmee von meinen verschiedenen Besuchen ber aus eigener Beobachtung einigermaßen - und kannte auch ihr großes Organisationstalent, ihr ungemeines Geschick im Improvisieren. Gelang es, einen etwaigen Krieg zu einem raschen Friedensschluß zu führen, ehe diese Begabungen sich auswirken konnten, dann mochte die Ochätzung, die ich in unserem Generalstab antraf, Recht behalten. -Auch die russische Armee schien man mir nicht immer nach ihrer vollen Bedeutung zu werten.

Bezüglich unseres westlichen Grenznachbars und vorsaussichtlich unmittelbaren Kriegsgegners sei nur in Erinnerung gebracht, daß Frankreich damals, troß seiner erheblich geringeren Bevölkerungszisser, ein nahezu ebensso starkes Herr unter Wassen hielt wie wir. Es hob, um dies zu erreichen, etwa achtzig Prozent seiner Männer zum Dienste aus, während wir uns mit etwa fünfzig Prozent begnügten.

Das Gesamtbild der Friedensskärken für den Fall eines Krieges, wie er dann eingetreten ist, ergab neben nicht ganz 900000 Mann, die wir unterhielten, etwa 500000 Österreicher und Ungarn, also rund 1400000 Mann auf seiten der Mittelmächte. Rußland allein brachte dagegen in die Entente weit über zwei Millionen

Rämpfer ein — dazu kam Frankreich und kam Belgien. Schon zu Beginn des Krieges standen wir also etwa im Verhältnis von 1:2 vor dem Feinde. — Das war, wenn man die Qualität des deutschen Mannes auch noch so ehrend hoch einschäfte — und dazu bestand das volle Recht! — zu wenig.

Bei all dem haben wir im Jahre 1914 eine in jeder Hinscht glänzend geschulte Urmee gehabt und sind so auch im Sommer, als die Würfel gefallen waren, "mit der besten Urmee der Welt" ins Feld gezogen.

Das Söchstmaß an Schlagfraft hatten wir in unserer Friedensarbeit, soweit sie Vorsorge für den Rriegsfall gewesen ift, leider doch nicht erreicht. Bei weitem nicht alle Kraftquellen des Volkes und des Landes haben wir ausgenutt und rechtzeitig mobil gemacht. Daß vom Großen Generalstabe in dieser Richtung verschiedentlich dringende Wünsche ausgesprochen worden sind, kann ich bezeugen - an ihm hat's nicht gelegen. Huch nicht am Deutschen Reichstag, der trot aller Parteizerriffenheit dem deutschen Schwerte sicher die größtmögliche Wucht und Schärfe angesichts des drohenden Ernstes der Lage nicht versagt haben würde, wenn sich die verantwortlichen Leiter mit dem gangen Gewichte ihrer Stellung dafür eingesetht hatten. Aber ichon im Burokratismus des Kriegsministeriums wuchsen die Widerstände. Das Schicksal der vom Generalftab im Dezember 1912 geforderten drei neuen Rorps wurde von ihnen entschieden. Dazu schien es schon damale, also noch im Frieden fo, als ob jede von feiten der militärischen Stellen und vor allem vom Generalstabe kommende Mitteilung, Unregung oder Unfrage bei den Herren im Aluswärtigen

Umt nur mit einem gewissen Widerstreben aufgenommen würde. Zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit konnte es so nicht kommen.

Gerade im Frühjahr 14 fand eine Frage, die von beiden Seifen völlig verschieden beurfeilf murde, zur Diskussion: Die Russen nahmen umfassende Truppenverschiebungen vor. Sanz augenfällig bewegte sich der Schwerpunkt der Umgruppierungen in der Richtung auf die deutsche und österreichische Grenze, deren Vorfelder mit diesen Massen mehr und mehr belastet wurden. Auch aus dem Innern von Rugland lagen dem Generalstabe Nachrichten über eigenartige Truppenbewegungen vor. Wie waren diese Vorgange zu deuten? Der militärischen Auffassung, daß sie uns zu einer Bereitschaft für alle Fälle veranlassen müßten, trat die verwässernde Auslegung, daß es sich wohl um eine Probemobilmachung handle, entgegen. Und die Furcht, nicht etwa durch eine sachliche Klärung "die Lawine ins Rollen zu bringen", ließ die Berren in dem Buftande des Abwarfens verweilen.

Im Unschluß an die im Frühsommer des Jahres 14 unter Leitung des Generalstabschefs von Moltke ersfolgte große Generalstabsreise in die Vogesen erhielt ich einige Wochen Sommerurland nach Westpreußen. Unsfang Juli traf ich bei meiner Familie ein, die eine reiszende kleine Villa bewohnte, ein Geschenk der Gemeinde Zoppot. Es war ein herrlich strahlender Sommer, und die Tage der Erholung gingen mit Schwimmen, Rusbern, Neiten und Tennisspiel schnell dahin. Zoppot war überfüllt mit Fremden, auch viele Polen waren darunter.

Inmitten dieses heiteren Friedens traf mich da das grausame Telegramm, das mir die Nachricht von der Ermordung des Erzherzogs brachte. Daß dieser politische Mord ernste Folgen haben würde, lag auf der Hand. Diese dumpse, sorgenvolle Erkenntnis blieb aber zunächst mein einsamer Besitz — kein Mensch an führender Stelle hielt es für nötig, meine Unsicht zu hören oder mir die Unsicht der leitenden Staatsmänner mitzuteilen. Weder vom Reichskanzler, noch vom Auswärtigen Umte, noch vom Chef des Generalstabes ersuhr ich irgend etwas über den Verlauf der Dinge.

Der Raiser befand sich auf der Mordlandreise: dies mußte ich als ein Zeichen bafür auffassen, daß nichts Mußergewöhnliches zu erwarten fei. Mur die Zeitungsnachrichten verstärkten in mir den Gindruck, daß folgen= schwere Entwicklungen auf dem Wege seien. Und von Danziger Raufleuten, die soeben aus Rugland gurudgekehrt waren, erhielt ich Nachrichten, die darauf binwiesen, daß dort erneut große Truppenverschiebungen nach Westen vor sich gingen; die Richtigkeit dieser Mitteilungen konnte ich aber natürlich nicht nachprufen. Von dem öfterreichischen Ultimatum erhielt ich auch erft burch die Zeitungen Renntnis. Der Inhalt ließ, je nachdem sich die Politik unseres Auswärtigen Amtes zu ihm stellte, noch jeder Möglichkeit die Ture offen. Bang selbstverständlich schien mir, daß die Wilhelmstraße sich als unabhängig erweisen muffe und daß sie sich nicht mehr noch, als dies bisher leider ichon geschehen war, in das Schlepptau einer ausgesprochen öfterreichischen Dolitik nehmen laffen burfe.

In diese Tage, in denen die Welt vor den ungeheuer-

sten Entscheidungen stand, fällt für mich als ein peinliches Intermezzo, das mir knapp vor dem zwölften Glodenschlage noch einmal die Klüfte zeigen sollte, die meine Auffassung der Dinge von jener des Reichskanzlers trennten: mein letter Friedenskonflikt mit herrn von Bethmann. Im Grunde eine Nichtigkeit - von der ich hier nur spreche, weil sie damals viel durch die Zeitungen geschleift und gegen mich ausgeschlachtet wurde.

Ich hatte zwei deutschen Männern, die gleich mir das aufziehende Gewifter kommen faben und ihre warnenben Stimmen erhoben, mein Interesse an ihren Ausführungen ausgesprochen. Dem Dberstleutnant a. D. B. Frobenius zu einer politischen Broschure, dem Professor Bustav Buchholz in Posen zu einer Bismardrede. Der Text meiner Depesche an Frobenius lautete wortlich: "Ich habe Ihre ausgezeichnete Broschüre ,Des Deutschen Reiches Schicksalsftunde' mit dem größten Interesse gelesen und wünsche ihr in unserem deutschen Volke die weiteste Verbreitung. Wilhelm, Kronprinz." Diese "friegsheterischen Rundgebungen" hielt Berr von Bethmann für geeignet, seine fest gefügte Politit "zu fompromittieren und zu kontrekarrieren", und er fand am 20. Juli noch die Zeit, sich in einer langen eigenhändigen Beschwerdedepesche an Geine Majestät zu wenden und ihn zu bitten, mir "durch telegraphischen Befehl jegliches politische Hervortreten huldvollst zu untersagen". — In einem Telegramm aus Balholm vom 21. Juli hat der Kaiser darauf unter Uppell an mein Pflicht- und Ehrgefühl als preußischer Offizier an mein Versprechen, mich in politischen Fragen gurudhaltend zu verhalten, erinnert, und ich habe - ohne die

Frage zu erörtern, ob im Wortlaute meines oben ansgeführten Telegrammes mehr zu sehen sei als der Dank eines interessierten und beifälligen Lesers — Seiner Majestät am 23. Juli gedrahtet: "Befehle werden auszgeführt." — Ich hatte im Augenblicke andere Gorgen als die, mich mit Herrn von Bethmann über die Grenzen meines Nechtes, für ein zugesandtes Buch entsprechend danken zu dürfen, auseinanderzusehen.

Das Nächste, was ich dann zu dem Ablauf des großen Problemes ersuhr, war, daß der Kaiser an Bord der "Hohenzollern" in Kiel am sechsundzwauzigsten des Morgens eingetroffen und daß er ohne Aufenthalt sogleich nach Potsdam weitergefahren sei. Das war eine Bezuhigung, denn wenn es Aussicht gab, den Frieden zu erhalten, dann würde er sie bis zum Letzen nutzen. —

Dann wieder Stille. Und nur Zeitungsblätter, nach denen wir voll Hunger haschten: Gren habe in Paris, Berlin und Rom einen gemeinsamen Schrift in Wien und Belgrad angeregt — der Kronrat in Cetinje habe die Mobilmachung beschlossen. —

Scharf, klar, als ob das gestern erst gewesen wäre, erinnere ich mich noch des 30. Juli.

Mein Abjutant Müller und ich lagen in den Dünen und sonnten uns nach einem herrlichen Bade in der See—als mir von einem nachgesandten Boten eine dringende Depesche gebracht wurde. Sie enthielt den Besehl Seiner Majestät für mich, sofort nach Potsdam zu kommen. Zett sahen wir den ganzen Ernst der Lage.

Ich reiste sogleich.

Um einunddreißigsten war Abendtafel im Nenen Palais, zu der auch mein Onkel Pring Heinrich anwesend war. Nach Tisch ging Seine Majestät mit mir und dem Prinzen Heinrich im Garten auf und ab. Er war außersordentlich ernst, verschloß sich nicht der ungeheuren Gestahr der Lage, sprach aber die Hoffnung aus, daß ein europäischer Krieg noch vermieden werden könne. Er hatte selbst an den Zaren und an den König von Engsland ausführliche Depeschen gesandt und glaubte einen Erfolg erwarten zu dürfen.

Ich gerief noch mit meinem Onkel aneinander, als ich behauptete, daß England, wenn es zum Kriege käme, todsicher auf der Seite unserer Gegner stehen werde. Prinz Heinrich bestrift dies. So fand ich hier den gleichen Optimismus gegenüber England, der auch den Blick des Reichskanzlers umschleiert hielt, da er bis zum letzten Augenblicke fest und steif an die Neutralität Englands glaubte. Seine Majestät war sich noch zweiselhaft über die Stellung, die England im Falle des Krieges etwa einnehmen würde.

Mein letztes Gespräch über diese Fragen mit dem Reichskanzler von Bethmann Hollweg hatte ich am 3. August im Berliner Schlosse. Es steht wie eingeshämmert, scharf und unverrückbar in meiner Erinnerung, denn es hat damals schon, in der eindringlichen Stunde, in die es siel, einen tief erschütternden Eindruck auf mich gemacht — hat mich an der Schwelle des Krieges noch einmal mit aller letzten, surchtbaren Klarheit erkennen lassen, daß allein in der Kraft des deutschen Heeres unsere Aussicht auf Erfolg liegen könne. —

Ich hatte an jenem 3. August soeben von meinem Vater Abschied genommen, um zur Armee zu reisen. Fahrtbereit stand mein Wagen. Im Begriffe, den kleinen Garten, der zwischen dem Berliner Schlosse und der Spree sich hinzieht, zu verlassen, traf ich mit dem soeben zum Vortrage bei Seiner Majestät kommenden Kanzler zusammen, und wir verweilten miteinander im Gespräche.

Bethmann: "Raiserliche Hoheit geben jest zur Front?"

Ich: "Jawohl."

Bethmann: "Wird die Urmee es schaffen?"

Ich: "Was eine Urmee der Welt schaffen kann, das schaffen wir, aber ich kann es nicht unterlassen, Eure Exzellenz darauf hinzuweisen, daß die politische Konstellation, unter der wir in den Krieg eintreten, die denkbarungänstigste ist."

Bethmann: "Inwiefern?"

Ich: "Das ist doch klar: Rußland, Frankreich, England auf der Gegenseite, Italien und Rumänien günstigsten Falles neutral — aber auch das ist unwahrscheinlich."

Bethmann: "Das ist ja ausgeschlossen, England bleibt bestimmt neutral!"

Ich: "Eure Exzellenz werden in wenigen Tagen die Kriegserklärung haben. Es bleibt uns jest nur noch eines zu tun, Bundesgenossen zu sinden. Es muß nach meiner Unsicht alles daran gesetzt werden, um die Türkei und Bulgarien so rasch wie möglich zum Abschlusse von Bündenissen zu bringen."

Bethmann: "Ich würde dies für das größte Unglück für Deutschland halten."

Ich starrte ihn unverstehend an, bis ich den Ginn seis ner Worte im Zusammenhang mit dem vorhergeganges nen Gespräche erkannte. Bei seiner unbegreiflichen Ideos logie meinte er also: wir könnten uns die Freundschaft und sichere Neutralität Englands durch solche Bündnisse verscherzen — eine Freundschaft, einen Neutralitätswillen, die allein in seinem Kopfe bestanden!

Alls ich begriffen hatte, war unser Gespräch beendigt.

Ich legte die Hand an die Mütze und ging.

Es gab nur eine Hoffnung, gab nur eine Kraft, auf die wir alles setzen mußten: das deutsche Volk in Waffen — das deutsche Heer. Mit ihm konnten wir es vielleicht trot unserer Diplomaten und trot dieses bis an die Grenze des Gespenstigen weltsremden Kanzlers schaffen! —

Die unglaubliche Auffassung von unserer politischen Lage, wie sie Herr von Bethmann Hollweg in dem hier wiedergegebenen Gespräche zum Ausdruck brachte, klingt auch in dem Berichte des englischen Botschafters Sir Edward Goschen über seine schon am nächsten Tage erstolgte entscheidende Aussprache mit dem Kanzler auf. Danach hat Herr von Bethmann, nachdem er hier endslich Englands wahres Gesicht vor sich sehen mußte, erschüttert zugegeben: nun sei seine ganze Politik wie ein Kartenhaus zusammengebrochen.

Ich habe seit jenen verhängnisschweren Sommertagen des Jahres 14 viel über diese Ereignisse nachgedacht, und namentlich hier in der Einsamkeit der Insel haben sie mich immer wieder beschäftigt. Unch die Lektüre all der Blau-, Rot-, Weißbücher der verschiedenen Länder hat mir dazu manchen Fingerzeig über die tatsächlichen Vorgänge in den letzten Wochen vor Kriegsausbruch gezgeben. So glaube ich heute mein Urteil schärfer denn je dahin zusammenfassen zu müssen: Die Politik des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg und das Aus-

wärtige Umt haben in diesen schicksalsschweren Tagen noch mehr versagt, als man das nach den vorherges gangenen Jahren befürchten mußte.

Daß bei einem Kriege Bfterreichs mit Gerbien Ruß: land hinter Gerbien und Frankreich hinter Rugland fteben würde, und fo fort, das wußte in Deutschland jeder halbwegs politisch denkende Mensch. - Unftatt Ofterreichs Vorgehen kritisch unter die Lupe zu nehmen und bem Wiener Ballplage rudhaltlos zu fagen: "Um Gerbien führen wir keinen Rrieg", tat man, was ich befürchtet hatte: man ließ sich vollends von Bfterreich ins Schlepp: tau nehmen. Das ift tatfächlich geschehen, und alle anderen Darstellungen des Auswärtigen Umtes geben meis nes Erachtens um den Rern der Gache herum. - Die völlig unverständliche Haltung des Auswärtigen Umtes bat uns bei der Entente in ein gang falsches Licht gesett, und sie behauptet nun, den außeren Schein als Beweis anführend, wir hatten die Bermittlung Englands abgelebnt, weil wir zum Rriege häffen freiben wollen.

Dabei war dieses Auswärtige Amt so seelenruhig, daß es den Kaiser in dieser Zeit nach Norwegen reisen ließ; der Chef des Generalstabes weilte in Karlsbad, Exzellenz von Tirpis auf Urland im Schwarzwald.

Dank einer unglaublich blinden Führung unserer äußezen Politik sind wir so in den Weltkrieg hineingetapert. So groß war die Beschränktheit der verantwortlichen Stellen — daß man der ganzen Welt unglaubhaft erzichien, daß sie solche Einfältigkeit nicht für möglich halzten wollte, sie für eine klug gewählte Maske nahm, hinzter der sich ein ganz besonders gerissener Plan verbergen mochte!

Als der Kaiser aus Norwegen zurückkam, war es zu spät, noch etwas zu erreichen. Das Schicksal nahm seinen Lauf.

Juni 1920.

Rückschau auf mein Leben und auf meine engere Umwelt bis zum Kriegsausbruche und zugleich meine Eindrücke und Erinnerungen aus der Vorgeschichte des großen Krieges niedergelegt habe, durch weit über ein halbes
Jahr nicht mehr in Händen gehalten. Nicht etwa, weil
ich von dem Vorsate, auch die Erlebnisse des Krieges in
gleicher Weise aufzuzeichnen, abgekommen wäre, sondern weil sich mir bei dem Fortschreiten dieser Urbeit
bald genug eine Heraushebung gerade dieser über den
Rahmen persönlicher Erinnerungen hinaus zu einem
Stück Kriegsgeschichte ausgreisenden Teile des Manustriptes als nötig zu erweisen schien.

So hat meine Arbeit seit den Oktobertagen des verflossenen Jahres bis in den neuen Sommer der Niederschrift der rein militärischen Erlebnisse gegolten, die ich
vom Tage des Ausbruches ins Feld ab, während der
langen Kriegsjahre als Führer der 5. Armee und als
Dberkommandierender der "Heeresgruppe Kronprinz",
gemeinsam mit den mir anvertrauten Truppen hatte.
Und alles Große, was ich in dieser Zeit erleben durste,
wie alles Schwere, was ich durchrungen und getragen,
habe ich gewissenhaft verzeichnet.

Damit ist die Grundlage einer Darstellung der uns geheuren militärischen Leistungen jener Verbände entsstanden, deren Männer als Kameraden unter mir und

mit mir im Felde gestanden haben. Eine Darstellung, die mich, je mehr ich mich in sie vertiefte, desto mehr auch dazu verführte, die Fülle des vorhandenen Materials voll auszunutzen; es lockte der Gedanke, meinen getreuen Mikkämpfern hier ein schlichtes Ruhmesdenkmal durch eine sachlich-prunklose Schilderung ihres Weges aufzurichten.

Was ich da als rückschauender Goldat wie eine Rechenschaft über den Inhalt der blutigen und doch unsterbelich großen viereinhalb Jahre niederschrieb, will sich zu dem, was ich vorher auf diesen Blättern hier erzählte, nach Urt und Form nicht so recht fügen. Es ist militärische Facharbeit in engerem Sinne geworden und soll zu einem geschlossenen Werke eigenen Charakters entswickelt werden.

Diese Erwägungen haben mich dann zu dem Entschluß geführt, die ganze Darstellung der militärischen Unternehmungen und Kämpse geschlossen aus dem Zusammenshange dieser Aufzeichnungen loszulösen und hier auch weiter, wie bisher, in freien Einzelschilderungen meine eigensten Eindrücke und Erlebnisse zu berühren, Stellung zu nehmen zu den wichtigsten Problemen, die der Krieg um mich her aufgerollt — in die der Niedergang und Zusammenbruch mich mit hineingerissen haben.

Aber ich möchte, ehe ich zu den Bildern dieser schon wieder serneren Vergangenheit zurückkehre, erst noch von den acht oder neun Monaten reden, die hingegangen sind, seit ich die letzten in dem Manuskript verbliebenen Seiten vollgeschrieben habe. —

Wenn mir damals im letten Herbst jemand gesagt hatte: du wirst, wenn das neue Jahr, das Frühjahr und

ber Sommer kommen, noch immer hier auf der Insel und ferne beiner Beimat fein! - ich murde dem Propheten nicht geglaubt, die Barte des Gedankens faum ertragen haben. Go hat mir die immer rege gebliebene Hoffnung auf eine fortschreitende Besundung unserer Heimat zu neuer Ordnung und Ruhe, und so hat mir die Urbeit, die ich neben allem anderen, was mir die Tage, Monate und Jahreszeiten brachten, nie auf langere Beiten unterbrochen habe, auch über diese lange Lebens: spanne hinweggeholfen. Huch Freunde, die mich in meiner Einsamkeit besucht haben und die mir etwas wie ein Echo aus der Welt auf meine Insel brachten, haben mir das Los der Abgeschiedenheit erleichtert — weiter die einfachen und guten Menschen hier ringsum, die mich, seit sie auch meine Frau kennen gelernt haben, doppelt gerne mögen — und endlich mein getreuer Kamerad Major von Müldner, der diese Ginsamkeit in opfermilliger Hingabe mit mir teilt und immer wieder taufend große und kleine Gorgen und Plagen auf sich nimmt, um sie mir erfräglich zu machen.

Wer alles bei mir war? Im Herbst besuchte mich der prächtige Redakteur Prell, ein echter deutscher Mann, der die Niederländische Wochenschrift in Umsterdam leitet, und sein deutschramerikanischer Kollege Mr. Rosstock, der mir interessante Schilderungen von der ameriskanischen Kriegspropaganda gegen Deutschland gab. Ein Propagandabild, das drüben viel "Erfolg" gehabt haben soll, brachte er mir mit: es zeigte mich in altzermanischer Wassenkleidung beim Sturm auf Verdun im Kampf gegen Frauen und Kinder! — Auch Kapitän König, der ruhmvolle Führer der U-Deutschland, sprach

Damals auf der Insel vor, der Generalsekretär vom Ministerium des Innern Dr. Kan, dessen verständnisz voller und bei aller Korrektheit des holländischen Staatszbeamten echt menschlicher Fürsorge ich viel verdanke, und der ehemalige Oberpräsident von Ostpreußen und spätere Chef des Zivilkabinettes Seiner Majestät, Erzellenz von Berg, einer der besten, unbeirrt treuen Berater unseres Hauses in Glück und Unglück. Er ist noch aus der fernen Bonner Borussenzeit ein Jugendfreund des Kaisers und einer von den Männern, die dem einsam alternden Manne in Umerongen mit tief menschlichem Verstehen treu geblieben sind.

Trostlos in seiner düsteren Härte hat dann der Winster wieder eingesetzt. Der Tag, an dem sich's jährte, daß ich auf der Insel landete, war so wie jener erste eingeshült in Grau und Nebel. Wolken, die bleischwer auf der See und auf dem kleinen Eiland lagen, und Stürme, die bei Tag und Nacht über die Deiche weg das armsselige Land zersegten. Da waren ein paar Tage gemeinssamer Urbeit mit dem Major Kurt Unker — meinem klugen und unermüdlich fätigen ehemaligen Nachrichtensoffizier der Heeresgruppe — eine erleichternde Befreiung.

Und kurz vor Weihnachten kam Müller, mein alter Abjutant und Chef meiner Verwaltung, und brachte Weihnachtsgaben aus der Heimat mit. Geschenke von Angehörigen und rührende Zeichen der Liebe von bescheisbenen, ungekannten deutschen Menschen. Den deutschen Kindern, die damals zur Pflege und Erholung nach den grausamen Wirkungen der Hungerblockade bei guten Menschen auf der Insel weilten, habe ich dann noch vor dem Feste in dem kleinen Gasthose "Seeblich" in Doster-

land eine Weihnachtsfeier mit Lichterbaum, mit allerlei Gaben und alten deutschen Weihnachtsliedern veranstaltet.

Am 23. Dezember war in dem engen Kreise der wenigen treuen Hausbewohner die Feier in der Pastorie
— und tags darauf suhr ich mit Müldner, begleitet
von den beiden Herren, die von der holländischen Regierung mit diesem Dienst beauftragt waren, aus Festland hinüber und weiter nach Amerongen, um dort den
Heiligen Abend und die Feiertage im gastlichen Schloß
des Grasen Bentinck mit den Estern zu verbringen.
Wenige Monate vorher — im Oktober — hatte ich
meinen Vater zum ersten Mal wiedergesehen seit jenem
9. November des vorhergegangenen Jahres, an dem ich,
nach schweren Aussprachen und in der sicheren Überzengung, daß er allen Widerständen zum Troß beim Heere
bleiben werde, in Spa von ihm gegangen war.

Unauswischbar ist mir das Bild, unauslöschlich in meinem Dhr der Klang der Stimme, wie er jest an dem Heiligen Abend im silbergrau gewordenen Haar, im Widerschein der vielen Lichter vor dem hohen schwarzgrünen Baume stand und uns das Weihnachtsevangelium las: "— Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen."

Um siebenundzwanzigsten fuhr ich nach Wieringen zurück. —

Es kam das neue Jahr — und seine Tage glichen den Tagen des versunkenen Jahres. Friede auf Erden? — Haß und Rachsucht nur wilder noch als je vorher! Der ungebrochene Vernichtungswille Frankreichs, das uns die Verlogenheit seiner Kriegsschuldthesen nicht verzeis

ben tann. Die Zeitungen wieder voll hetender Bloffen zur Auslieferungsfrage. Dazwischen, als humor für mich, wilde Gerüchte über meine bevorstehende oder ichon er: folgte Flucht im Flugzeng, Unterseeboot, und weiß Gott wie fonft. Einmal erschienen doch mahrhaftig zwei ame: rifanische Journalisten in dem Sauschen und baten, sich durch Augenschein von meinem Vorhandensein überzeugen zu durfen. Ich habe ihnen diesen Wunsch gerne erfüllt. - Bu Unfang Februar wurde bann bie "offizielle Auslieferungsliste" bekannt: neunhundert Namen efwa - und ber meine an der Spige. Damals zum ersten, einzigen Male bin ich aus der Zuruchaltung meines Lebens auf der Insel herausgetreten und habe mich in einem Telegramm an die interalliierten Mächte gewendet und mich freiwillig für die übrigen angeforder: ten Männer zur Verfügung gestellt. Diefer aus einem einfachen Untrieb meines Empfindens getane Schrift auf den übrigens niemals eine Untwort von irgend einer der Mächte erfolgte - ist in der Heimat wie im Muslande vielfach migverstanden worden.

Hatte ich bis in den Monat März hinein auf Grund der Nachrichten in den verschiedenen Tagesblättern in der Hoffnung gelebt, daß unsere Heimat troß aller nachwirkenden Fieberschauer der Revolution und troß aller ungelösten Parteigegensäße auf dem Wege zu einer inneren Beruhigung und Festigung wäre, so brach dieser gute Glaube nun mit den Berichten über das Rappunternehmen und seine schwerwiegenden Folgen zusammen. Über den Schmerz an diesem Rückfall in blutige Unruhen hinaus bedeutete der Zwischenfall für mich eine bitter harte Entfäuschung meiner bis hierher bestehenden Kronprinz Wilhelm, Erinnerungen. 10

Aussichten, daß ich es vielleicht in nicht zu ferner Zeit wurde magen konnen, meinen Plat in meiner Familie und auf meinem beutschen Grund und Boben wieder einzunehmen, ohne daß durch mein Kommen neuer Zünd: ftoff in das Vaterland getragen würde. Die Vorgange hatten gezeigt, daß die rechte Stunde zur Beimkehr noch nicht gekommen war — daß sie vielleicht noch in weiter Ferne lag. Wie nun die geistige Verfassung der Beimat sich offenbart hatte, mußte ich fürchten, zum Bantapfel der gegnerischen Parteien zu werden, mußte ich beforgen, daß meine Rudkehr, und wenn ich selbst mich jeder politischen Stellungnahme auch noch so ferne hielt, ohne Rudficht auf meinen Willen von der einen oder anderen Richtung zur Parole neuer Kämpfe für ober gegen bestehende Zustände gemacht werden würde. Die Gründe, die für mich an jenem 11. November 1918 entscheidend gewesen waren, an dem ich mich mit schwerem Bergen zur Fahrt nach Solland entschlossen hatte, erwiesen sich als noch nicht überwunden — ich mußte also, wenn ich den Ginn meines Opfers von damals erfüllen und dieses nicht durch ein Versagen auf halbem Wege entwerten wollte, weiter warten und harren.

Ich gebe offen zu, daß die Märztage, in denen ich mich durch schwere Bitterkeiten zu diesem Erkennen durch gerungen habe, zu den härtesten Prüfungszeiten meines Lebens gehören. Die fünfzehn Monate, die ich bis das hin auf meiner Insel in der primitivsten Umwelt, ferne aller geistigen Unregung und Kultur verbracht hatte, waren mir erträglich geworden, weil ich das Ende dieser Einsamkeit, den Wiedereinsrift in den Kreis der Meisnigen und in das deutsche Urbeitsleben jederzeit als ein

nicht mehr allzusernes Ziel vor mir zu sehen glaubte. Als ein Ziel, das in wenigen Monaten vielleicht erreichbar war. — Dieser offene Blick ins Freie hat mich auch wahrhaft Hartes mit gutem Mute tragen lassen, und der Gedanke: Nur noch eine kurze Weile! war der beste Trost. Alles gewann dadurch das Wesen des Vorübergehenden und Provisorischen.

Es wäre eine förichte Selbstäuschung gewesen, wenn ich versucht hätte, mir diesen Trost über die Märztage hinaus zu erhalten. Was da an alten Wunden aufs neue aufgerissen worden war, das konnte nicht in Monaten vernarben — das brauchte Jahr und Tag zur Heilung — vielleicht länger.

Geltsam, wie kleine, icheinbar außerliche Silfen der Natur uns oft in ichweren feelischen Konflikten, mit benen wir durch viele Tage, viele Nachte ringen, in Augenbliden Rraft zur Klarheit und zur Überwindung dieser Qualen geben! Bang deutlich sebe ich den späten Märztag noch, spure noch, wenn ich daran denke, den berben Geruch des Geewindes und den Dunft der im ersten Vorfrühlingsschein erwachenden Erde. Uns dem Arbeitszimmer in meiner Pastorie geht es nach ruchvärts durch eine kleine und im Winter eifig falte Veranda in den ichmalen, langgestreckten Gemüsegarten. Gin rich: tiges handtuch. Un diesem Tage war die Berandature weit offen, und ich stand in ihr und sab in suchenden Bedanken über das kleine nachwinterlich verkommene Gärtchen bin, in dem wir auch im Vorjahr alles, was etwa grünen wollte, hatten wachsen und wildern lassen, wie es eben wuchs: wozu? - man war in einem Dierteljahr ja doch wohl nicht mehr hier! Jest aber vor

den wirren, ungepflegten Beeten, vor dem Gestrupp der Sträucher und vor den von Schnee und Regen verwaschenen Wegen spürte ich plötlich den drängenden Wunsch, auch hier zu ichaffen. Neben dem roben Bretterverschlage, der als Hundezwinger sich an das Haus anschließt, lehnte ein Spaten. Mit einer heißen Urbeitelust habe ich den ergriffen und habe umzugraben begonnen. Weiter - immer weiter; bis das Kreuz mich ichmerzte. Gine Befreiung von inneren Lasten sind mir die Spatenstiche dieser Stunde gewesen: Richt in unfruchtbarem Zuwarten die Zeit bis zur Beimkehr verrinnen laffen! Nach dem Ziele der Wünsche und Gehnsucht streben - aber sich abfinden mit der Barte der Tage und sie so leben, daß auch sie erfüllt sind und in die Bukunft wirken! - Geitdem habe ich täglich in unserem fleinen Garten gearbeitet. Es ist Ordnung in ihn gefommen. Einer wird seine Früchte ernten - ich ober ein anderer.

Das waren die Tage des Kapp-Putsches gewesen. Ich muß zu dieser unglückseligen Episode noch etwas sagen. Ich würde mein Empfinden und würde meine tiese Überzeugung, nach der eine über den Gegensäßen der Parteien stehende monarchische Regierung den bestonderen, innerpolitisch so vielfältig aufgesplitterten Vershältnissen unserer Heimat — des deutschen Landes und der deutschen Menschen — am besten entspricht, versleugnen, wenn ich nicht offen ausspräche, daß ich die Versuchungen und Lockungen verstehen kann, die so viele bewährte, vortreffliche und sicher von idealer Gesinnung geleitete Männer in dieses abwegige Unternehmen versstrickten. Daß nicht zugleich ein genügend klares Vers

ständnis für die nach dem Zusammenbruche gewordene Lage ihnen die Kraft gab, diesen Versuchungen zu widersstehen, bedaure ich tief. Mit Tatsachen zu rechnen, auch wenn die Tatsachen unseren Wunschbildern nicht entsprechen, ist für uns Deutsche heute nötiger denn je, weil uns als erste und wichtigste Pflicht gegen uns selbst und gegen jene, die nach uns kommen werden, zunächst der Wiederausbau unseres niedergebrochenen Hauses vorgeschrieben ist, weil jede Kraft, die sich im Streben nach anderen Zielen verzettelt, diesem Notwendigsten verloren geht und entgegenwirkt. Steht das Haus erst wieder groß und fest auf unserem Heimatboden, dann wird am Stolz auf das Geschaffene auch unser krank gewordenes deutsches Nationalgefühl wieder ersstarken! —

Was bleibt noch zu berichten? Es ist sachte Frühling — mein zweiter Frühling auf der Insel — geworden. Die Eltern sind auf ihren neuen Wohnsty übergesiedelt.

In den im Spätherbst 1919 erschienenen "Records", seinem Memoirenwerke von rückhaltloser Offenheit, sagt Lord Visher:

»The Essence of War is Violence.

Moderation in War is Imbecility.«

Auf gut deutsch:

"Das Wesen des Krieges ist Gewalttätigkeit.

Beschränkung im Rriege ift Dummheit."

Und weiter: "Es ist Pflicht der Regierung, und zwar jeder Regierung, sich in weitem Maße auf die Ratsschläge der Militär: und Marinesachverständigen zu verlassen, aber auf die Dauer muß eine Regierung, die

ihren Namen verdient und die vom Vertrauen des Volkes getragen wird, alle diese Fragen in ein bestimmtes proportionales Verhältnis bringen, und manchmal wird es nicht nur besser, sondern unbedingt erforderlich sein, Wagnisse auf sich und Gesahren in Kauf zu nehmen, denen man mit Befolgung der Natschläge der Militärund Marinesachverständigen wohl aus dem Wege gehen könnte."

Erkennen wir diese Gate des Lord Fisher als richtig an - und ich für meine Person stehe nicht an, mich hier zu ihnen zu bekennen - so ergibt sich hieraus eine herbe Rritik des Berhaltens unserer Reichsregierung, denn es hat während des ganzen Krieges ein solches Busammenarbeiten zwischen ihr und der Dberften Deeresleitung, vor allem aber ein solches Übergewicht der Regierung niemals bestanden. Die Reichsregierung, die in allen das politische Gebiet berührenden Fragen das lette und entscheidende Wort hatte sprechen muffen, hat eine viel zu passive Rolle gespielt. In den kritischen Mugenbliden, in denen die Ereignisse nach Entscheidungen, nach Sandlungen und Taten ichrieen, geschah von ihr aus meist wenig oder garnichts. Allenfalls "pflog sie Erwägungen", "stellte Erhebungen an", schwankte zwiichen dem "Allerdings" der Einsicht und dem "Immerhin aber" ihrer eigenen Ungst vor jeder Bewegung und ließ die rechten Augenblide ungenutt verstreichen. So kam es — was jett den Hauptpunkt aller Vorwürfe gegen General Ludendorff ausmacht — daß die D.S.L. zeitweise mehr in Probleme der äußeren oder inneren Politik eingriff - eingreifen mußte! - als ihr nach der sachlichen Abgrenzung ihres Arbeitsfeldes eigentlich zustand. Sie fat es notgedrungen, tat es, damit zur Lösung der drängenden Fragen nur überhaupt etwas geschehe und die Dinge nicht ganz und gar im Sande verliefen und einschliefen.

Wenn man also in der breiten Offentlichkeit dem Beneral Ludendorff den Vorwurf gemacht hat, und immer noch macht, daß er wie ein Diktator geherricht habe, indem er fich in alle Fragen der Politik, in die Probleme des Ersates, der Ernährungs, Rohstoff: und 21r: beiterangelegenheiten mischte, so wird ber Renner ber tatfächlichen Umftande und Vorgange einen Rern von Wahrheit, der in einer folden Behauptung liegt, taum bestreiten. Er wird nur immer wieder darauf verweisen muffen, daß General Ludendorff zum Eingreifen gezwungen war durch die Tatlosigkeit und Odwäche der Beborden und Perfonlichkeiten, die von Rechts und Pflicht wegen zur Erfüllung ber auf ben erwähnten Bebieten erwachsenen Aufgaben berufen waren. 3ch fonnte ibm nicht widersprechen, wenn er mir mehrmals sagte: "Das alles ift ja garnicht meine Gache, aber gemacht muß boch etwas werden - und wenn ich es nicht fue, geschieht zu Sause (d. h. von seiten der Regierung) doch nichts!" Mein Berg hat in solchen Alugenbliden ben tatkräftigen und verantwortungsfrendigen Mann wohl verstanden, wenngleich mein Berftand mir fagte, daß fich hier allzuviel auf diese Schultern turmte. - Jede Urbeitskraft hat ihre naturlichen Grenzen, und mehr als vierundzwanzig Stunden ergibt fein Sag. Go mußte es denn ausgeschlossen sein, daß ein Mann, und wenn er auf seinem ureigenen Felde unser Befter und darüber hinaus auch noch so reich begabt war, neben

dem ungeheuren Upparate der Obersten Heeressührung gleichzeitig auch noch alle Gebiete der Wirtschaftsfragen, der inneren und äußeren Politik übersehen und beherrschen konnte. Der Zwang, sich auf eine solche übermächtige Aufgabe einzustellen, mußte selbst die stärkste Persönslichkeit zu einer Zersplitterung ihrer Kräfte führen.

Der ungunftige Ausgang der Marneschlacht im Geptember 1914 hatte uns das Schlieffensche, nach ihm von Moltke übernommene Kriegsprogramm — schnelle Nieberwerfung Frankreichs, dann Abrechnung mit Rugland - verdorben. Daß wir jest vor einem Kriege von nicht absehbarer Dauer standen, ichien mahrscheinlich, und ich persönlich habe bald darauf schon - im Jahre 1915 die Einsicht gewonnen, daß die Zeit im Falle einer übermäßigen Ausdehnung des Krieges für unsere Begner und gegen uns wirksam sein muffe. Gie mußte ihnen die Möglichkeit geben, eine ihnen als Hinterland ihrer Fronten offenstehende Welt mit all ihren unermeglichen Rraftquellen zu mobilisieren und gegen uns heranzuführen, und mußte unfer umschlossenes Mitteleuropa auf den Berbrauch seiner durch keinerlei planmäßige Vorkriegs: vorsorge gehobenen Bestände an Material aller Urt'beichränken. Gie mußte den Begnern Belegenheit gemähren, Riesenheere aufzustellen und damit die Unsprüche an die Leistung ihrer einzelnen Rämpfer auf ein Mindestmaß herabzuseten — und sie mußte uns zwingen, von jedem deutschen Manne die Hingabe des Letten weit über Menschenkraft hinaus zu fordern, uns endlich an der Ungleichheit der Bedingungen hüben und drüben erschöpfen!

Von dem Augenblick der Erkenntnis dieser Lage an

wäre es Pflicht und Aufgabe des leitenden Staatsmannes, des Reichskanzlers gewesen, bis zu einem gewissen Grade unabhängig von den Plänen und Ansichten der militärischen Führung, dauernd auf politische Schrifte zur Beendigung des Krieges zu sinnen, Führler auszustrecken, Verbindungen hinter den Kulissen des Kampses zu suchen und auszuwerten. Mochten die Wassen noch so glänzende Augenblicksersolge bringen, der weitschauende Politiker konnte und mußte diese wohl als Tritte und Griffe für sein Vorwärtskommen nutzen, er durste sich aber nicht von ihnen blenden lassen. Er durste sich aber nicht von ihnen blenden lassen. Er durste nicht der D.H.L. gegenüber den Standpunkt einnehmen: Macht ihr erst eure Arbeit zu Ende, nachher komme ich an die Reihe, vorläufig ist für mich nichts zu fun.

Ich möchte nicht ungerecht gegen den zweifellos guten Willen unseres ersten Kriegskanzlers werden, und fo fomme ich zu der Frage: War herrn von Bethmanns Energie denn überhaupt noch fähig zu ftarkem Wollen und starkem Wagen? Hatte er den furchtbaren Zusammenbruch seiner England-Theorie und hatte er das Barafiri seiner Reichstagserklärung vom 4. August 1914 als feelisch intakter Mann überlebt? Jedenfalls blieb unfer politisches Schidfal weiter diesen in miglungenen Unternehmen unsicher gewordenen Sanden, diesen mude und resignierend ausblickenden Angen anvertraut. — Unvergeflich stellt sich, wenn ich Bethmann Sollwegs Energetit suche, eine Episode vor mich bin, die mir ein Sam: burger Großreeder im Commer 1915 mit aller Burgschaft für die Wahrhaftigkeit des Vorganges erzählte: Ballin fei beim Reichskangler gewesen und habe bem

eindringlich und aus seiner breiten Kenntnis der Weltlage über die Situation gesprochen. Als er geschwiegen, habe Bethmann aus tiefer Versunkenheit geseufzt, sich über die Stirne gestrichen und gesagt: "Am liebsten wäre ich tot — —" Und Ballin, um ihn aus dieser Lethargie zu reißen, mit dem Versuch zu lachen, im Sinn der alten Kasernenhofanekdote: "Ja — das könnte Ihnen so pass sen: den ganzen lieben Tag im Sarge liegen und zusehen, wie sich die anderen quälen müssen!" —

Sanz gewiß wäre es keine leichte und keine für dieses entmutigte Herz erfüllbare Aufgabe gewesen, einen unserer Segner vom Verbande abzusprengen und mit ihm zu einer Sonderverständigung zu kommen; daß es aber, wie man im Auswärtigen Amte annahm, zwecklos gewesen wäre, einen ernstlichen Versuch dazu zu machen, habe ich während des Krieges nicht einsehen können, und das sehe ich auch heute noch nicht ein.

In Frage gekommen für einen Sonderfrieden wäre nach meiner Unsicht vor allem Rußland. Vielleicht schon im Frühsommer 1915 nach unserem siegreichen Durchebruch bei Gorlice — obwohl die Schwierigkeiten für Verhandlungen mit Rußland damals noch sehr groß waren. Nikolai Nikolajewissch und die gesamte russische Kriegspartei waren noch am Ruder, das Ententeabkommen gegen jeden Sonderfrieden war noch sehr frisch, und endlich war der Eintritt Italiens in den Krieg gegen uns Ende Mai ersolgt. Bei alldem aber war nicht abzusehen, wie Rußland sich zu einem Vorschlage unsererseits gestellt hätte, der ihm die Grenzen vom 1. August 1914 und vielleicht eine große sinanzielle Unleihe oder auch die Übernahme aller seiner

finanziellen Verpflichtungen gegen Frankreich angeboten hätte.

Ausgesprochen für ein Sonderabkommen mit Rußland aber war die Lage, als im Hochsommer 1915 Rußland militärisch arg in der Klemme war und der Bar den anerkannt deutschfreundlichen Stürmer zum Ministerpräsidenten ernannte. Ich hielt das damals für ein unverkennbares Zeichen der Geneigtheit zu etwaigen Berhandlungen und drang in unsere leitenden Personlichkeiten, diese Sandhabe zu ergreifen. Es sind denn in ber Sat im Laufe des Commers und Frühherbstes reichlich Besprechungen allgemeiner Urt geführt und Bedingungen erwogen worden - aber das blieben ichließ: lich Privatunterhaltungen deutscher Diplomaten untereinander oder Guhlungnahmen zwischen diesen und der D.S.L. Praktische Folgerungen, die sich in der Mufnahme von Beziehungen zu Stürmer ausgewirft hatten, find nicht geboren worden. Es blieb bei leeren Weben, bei allgemeinen tatlosen Rlagen darüber, daß aller und jeder Draht zu den respektiven Berren jenseits der Fronten mit dem Kriege so völlig abgerissen sei - daß man zusammen nicht kommen könne: das Wasser sei viel zu tief. -

Wenn man mir gegen diese Ausführungen einwenden will, daß es verhältnismäßig einsach sei, jest nach dem Verluste des Krieges aufzutreten und zu behaupten: "Ich hab's ja immer gesagt!" und "Wenn man mich gehört und mir gefolgt hätte, so wäre es vielleicht anders gekommen!", so will ich mich solchen an sich nicht ungerechtsertigten Einwürfen gegenüber durch die Mitteilung einiger Gedanken und Anregungen aus einer Denkschrift

ausweisen, die ich zu einer Zeit, in der sie noch wirken und fruchtbar werden konnten, am 18. Dezember 1915, aufzgeseßt und allen in Frage kommenden Stellen zugängelich gemacht habe. Ich vertrat in dieser Denkschrift die Auffassung, daß mit allen Mitteln auf die Erreichung eines Sonderfriedens mit einem unserer Gegner gesonnen und gearbeitet werden müsse. Rußland schien mir hierzu am meisten geeignet. Um Schluß dieser Denkschrift hieß es damals wörtlich:

"Was unser Volk in diesem Kriege geleistet bat, das wird erst die spätere Geschichtschreibung in vollem Umfange zu würdigen wissen. Wir wollen uns aber feiner billigen Gelbstäuschung hingeben. Die Blutopfer, die das deutsche Volk bisher gebracht hat, find bereits jest enorm . . . Es ift nicht meines Umtes, hier die Verlustzahlen aufzustellen, nur sollte uns eine Reihe ernster Unzeichen zum Nachdenken anregen, wie lange unsere Luden im Beere noch geschlossen werden können. Es ist mir wohl bewußt, daß, wenn wir, wie die Franzosen, unsere Volkskraft restlos ausschöpfen murden, der Krieg noch recht lange geführt werden könnte. Dies sollte aber gerade vermieden werden. Jeder, der mit der Front in enger Fühlung lebt, wird icon jest oft tief traurig, wenn er die Rinder sieht, die in die Graben mandern muffen. Wir follten daran denken, daß Deutschland auch nach dem Rriege noch genügend Kräfte übrig behält, um seine Mission zu erfüllen. Von den finanziellen Verhältniffen foll bier garnicht gesprochen werden, weil ich nicht in der Lage bin, über diese Frage ein kompetentes Urteil abzugeben. Wirtschaftlich hat sich Deutschland großartig den Rriegs:

zeiten angepaßt, und bennoch muß auch hier der Wunsch bestehen, daß der Krieg nicht unnötig in die Länge gezogen wird, da sonst zu große Werte verloren gehen. Auch die troß aller guten Maßregeln der Regierung dauernd steigende Teuerung der Lebenshaltung der armen Bevölkerungsklassen, die große Futternot auf dem Lande und was damit in Zusammenhang steht, lassen eine Abkürzung des Krieges sehr erwünscht erscheinen. Somit liegt die Beantwortung der Frage: was können wir erreichen? einfach so:

Bekommen wir einen Sonderfrieden mit Rußland, so können wir im Westen reinen Tisch machen. Ist dies aber nicht möglich, so mussen wir versuchen, eine Verständigung mit England herbeizuführen . . .

Nur auf diesen beiden Wegen ist meines Erachtens ein Ende abzusehen, und ein Ende muß abzusehen sein, wollen wir nicht unser Vaterland bis zur gänzlichen Erschöpfung weiter kämpfen lassen.

Gerade unsere momentane gunstige Lage ermöglicht es uns, im angedeuteten Sinne zu verfahren." —

Das also habe ich vor Weihnachten 1915 geschrieben und geraten — es hat nicht mehr genußt, als wenn ich's in den Wind gerusen hätte. Ein ähnliches Spiel wiederholte sich im solgenden Jahre, und es wurde Herbst 1916, bevor der Neichskanzler mit seinen Erwäzgungen bis zu der Erklärung gereift war, daß von Aussichten auf einen Sonderfrieden mit Nußland nicht die Rede sein könne: Rußland hänge am Diktate Engslands, und England wirke auf Fortsetzung des Krieges. Inzwischen hatten wir es allerdings zu einer Errungen:

schaft gebracht, die jede gutliche Verständigung mit dem zaristischen Rugland ausschließen mußte: wir hatten das Königreich Polen geschaffen und im Hochsommer 1916 ein polnisches Programm aufgestellt, das auf den Zaren und auf gang Rugland wie ein Ochlag ins Beficht wirken mußte. Stürmer fiel, und im Vorfrühling 1917 fiel unter den anprallenden Wogen der von der Entente geförderten Revolution auch der Zar. Die Oftfront war in den Monaten, die dem Ausbruch des russischen Umsturzes folgten, ruhig, und erst am letten Juni setten die Ruffen mit dem zweiten Bruffilow-Ungriff ein, den unser zwei Wochen später vorgetragener Begenangriff und Durchstoß westlich Tarnopol zu einem großen Giege über das in Zersetzung befindliche Beer gestaltete. Etwa zur gleichen Zeit, am 12. Juli, erfolgte endlich Bethmanns Rücktritt. Den in der Hauptsache richtigen Mitteilungen, die der Kangler felbst im zweiten Bande seiner "Betrachtungen" über meine Stellung in den bezüglichen Vorgängen gibt, habe ich Wesentliches nicht hinzuzufügen. — Herr Michaelis, ein politisch ungeprüfter Mann, über deffen Können oder Versagen bamals niemand so recht ein überzeugendes Urteil hatte, übernahm das Erbe. Soviel ich damals hörte, war Erzellenz von Valentini, als er - "Ein Königreich für einen Kangler!" — händeringend nach einer ihm geeignet erscheinenden Persönlichkeit suchte, auf den im Rahmen seines bisherigen Arbeitsfeldes sicher hochverdienten Beamten verfallen.

Ich selbst habe Herrn Dr. Michaelis, den ich bis das hin nicht kannte, den man mir aber als besonders füchtig und gewissermaßen als ein stilles aber tiefes Wasser ge-

rühmt hatte, in jenen Julitagen des Jahres 1917, in benen ich auf Befehl Geiner Majestät im Zusammenbange ber Bethmann-Rrife mit den Parteiführern in Berlin verhandelte, im Ochloß Bellevne unmittelbar vor feiner Prafentation bei Geiner Majeftat zum erftenmal gesehen und gesprochen. Die Unterredung bewegte fich um die brennenden Fragen der durch den im Reichstagsausschuß erfolgten Vorstoß des Abgeordneten Erzberger geschaffenen Lage und mehr noch um ben üblen Eindruck, den die in Form und Inhalt fo unpolitisch, unklug und plump aufgezogene und daber unsere Interessen schwer ichabigende Friedensresolution auf die Begner machte. Statt als der Alusdruck ehrlichen Friedenswillens eines ungebrochenen Rampfers mußte diese Rundgebung als ein Zeichen unserer mili= tärischen Schwäche und schwindender Widerstandsfähigfeit erscheinen. Alls Folgen konnte nur das Gegenteil ber bezweckten Wirkung erwartet werden. - 3ch fand Michaelis in der Hauptsache durchaus meiner Unsicht fonnte ibn zu einer Aufdedung feiner eigenen Ideen in dieser kurzen Zwiesprache allerdings nicht recht bewegen und so auch fein Bild davon gewinnen, welche Plane er zur Meisterung der überaus schweren Aufgabe, die ihm nach herrn von Bethmanns Scheiden als Erbe zufallen follte, in der Tafche trug. Nur daß hier beste Gesinnung und guter Wille zu einem gottesfürchtigen Vertrauen famen, ließ sich erkennen. Das war nicht gerade viel, aber ich fagte mir: er fteht vor feiner Audienz bei Geiner Majestät, er fennt deine Albwehrstellung gegen die bisberige Politik, weiß nicht, wie weit er zu dir reden barf - und man muß eben feben.

Jedenfalls schien mir der Kanzlerwechsel der rechte Augenblick zu sein, um noch einmal den Versuch zu wagen, meine Stimme, meine Auffassung der Dinge den entscheidenden Stellen zu Gehör zu bringen. Mich trieb dazu, nach aller Kritik, die ich an Herrn von Bethemann Hollwegs Regierung stets geübt hatte, die Überzeugung, daß sich ein Urteil über ein System, das nun mit Bethmanns Ausscheiden zu einem gewissen äußeren Abschluß gekommen war, nicht in Ablehnung und Nezgation erschöpfen dürfe; daß, wer für sich das Recht der Kritik einer Leistung in Unspruch nimmt, damit auch die Pflicht frägt, Vorschläge für einen besseren Wegzu machen und vor Gegenwart und Zukunft zu verstreten.

Go habe ich in jenen Commertagen 1917, mahrend derer wir in Rugland fampften, eine weitere Dentschrift ausgearbeitet und gleichzeitig dem Raifer, dem Reichskanzler und der D.S.L. eingereicht. Gie ift entstanden in Lagen, in denen ich als Führer meiner Seeresgruppe auf einen soeben bestandenen breiten Abwehrsieg an der Misne und in der Champagne gegen eine Durchbruchsoffenswe von neunundsiebzig französischen Divisionen zurückblicken konnte - und ich will das Urteil darüber, ob in ihr nun der "Ariegsfanatiker" und "Gieger" fich zum Worte meldet, oder ob fie ein Zeugnis meines Willens zum ehrenvollen Frieden ift, gerne der Allgemeinheit überlassen. Ich setze die hauptsächlichen Ausführungen dieser nach einer Unterredung mit dem klugen, politisch weitsichtigen Dr. Biktor Naumann entstandenen Denkschrift hierher, obwohl erft jene 216: schnitte, die sich auf die auswärtige Politik beziehen, für

meine Stellung zur Ostfriedensfrage Bedeutung haben, weil sie in ihrem Zusammenhange meine damalige Haltung auch zu mancher anderen kriegswichtigen Frage

zeigt:

"Der Wechsel in der Reichsleitung, mit der zugleich eine neue Üra deutscher und preußischer Politik bez ginnen soll, wird es als eine natürliche Folge mit sich bringen, daß man die Bilanz aus der Vergangenheit ziehen muß, um nach ihrer Feststellung den Plan für die Zukunft auf einigermaßen sicherer Grundlage übershaupt entwerfen zu können. Meines Erachtens muß daher zunächst Ausklärung über folgende Punkte gesschaffen werden:

- 1. Wie groß ist unser Vorrat an Rohmaterial aller
- 2. Welches Höchstmaß der Verarbeitung dieses Masterials ist möglich?
 - 3. Wie groß ist unser Vorrat an Roble?
 - 4. Wie der an Nahrunges und Futtermitteln?
 - 5. Wie steht es mit den Transportverhältnissen?

Hat man alles dies festgestellt, so wird man weiterhin sich darüber Alarheit zu verschaffen haben, wieviel zum Militärdienst verwendbare Reserven Deutschland im kommenden Jahr einziehen und ausbilden kann, ohne hierdurch seine durchaus notwendige wirtschaftliche Arbeitskraft zu gefährden.

Doch auch hiermit ist der Abschluß dieser Bilanz noch nicht beendet.

Wir mussen auch den moralischen Wert noch einsetzen, die Stinunung unseres Volkes, und bei ihrer Prüsung wird es sich voraussichtlich ergeben, ja man kann wohl Kronprinz Wilhelm, Erinnerungen. 11

,gewiß' sagen, daß die Friedenssehnsucht in den weisteren Schichten der Bevölkerung eine recht starke gesworden ist.

Die ungeheuren Blutopfer des nunmehr drei Jahre andauernden Krieges, die fast ausnahmslos jedes deutsche Haus und jede deutsche Familie in Trauer versetzt haben, die Aussicht, daß neue schwere Verluste an kostbarsten Menschenleben zu erwarten stehen, die Gemütsdepression, die durch Entbehrung aller und jeder Art erzeugt und genährt wird, die Ernährungs: und Rohlennot, alles dies zusammengenommen hat eine Unlust in weiten Volksschichten, und zwar nicht etwa nur in soziale demokratischen, erzeugt, die für die Fortsührung des Kampses ebenso erschwerend ist, wie sie zersetzend auf den monarchischen Gedanken gewirkt hat.

Rechnet man hinzu, daß die bestimmte Hoffnung auf schnelle Beendigung des U-Bootkrieges sich nicht erfüllt hat, so wird man sich über die ernsten Stimmungen kaum wundern dürfen. Genau die gleiche Aufstellung wie für uns selbst müssen wir nach dem besten uns zugänglichen Material für den Bestand bei unseren Bundesgenossen vornehmen, denn nur auf diese Weise ersfahren wir, was wir überhaupt zu erwarten haben und daher leisten können.

Ist für uns und unsere Bundesgenossen die Antwort auf die bezeichneten Fragen gefunden, so werden wir uns einen annähernd richtigen Einblick in die Machtmittel und Reserven unserer Gegner zu verschaffen haben. — Man darf aber schon heute, ohne als Schwarzseher verschrieen zu werden, es rund heraus sagen, daß ein Vergleich beider Ausstellungen, der

unseren und der gegnerischen, kaum zu unseren Gunften ausschlagen wird. —

Die natürliche Folge davon ist, daß selbst im besten Falle an eine Offenswe nicht mehr gedacht werden darf, sondern nur an ein möglichstes Halten der Stellung bei intenswer Fortführung des U-Bootkrieges für eine gewisse Zeit.

Ist sie verstrichen und keine Hoffnung auf Beendigung des Rampses eingetreten, so mussen wir den Frieden suchen, den unsere Diplomatie in der Zwischenzeit schon

vorzubereiten hat.

Dies zu tun, ist um so mehr unsere Pflicht, als wir es uns selbst sagen können, daß unser größter Bundessgenosse, Österreich-Ungarn, gezwungen durch seine wirtsschaftlichen, noch mehr durch seine innerpolitischen Verhältnisse, über eine sehr gemessene Frist hinaus den Krieg nicht mehr fortzusühren vermag. — —

Ich brauche wohl garnicht erst zu erwähnen, daß auch in der Türkei die Verhältnisse nicht allzu rosig sind. —

Nun verkenne ich durchaus nicht: auch unsere Segner befinden sich in einer sehr schlechten Lage, und auch in ihren Neihen scheut man den Winterfeldzug aufsäußerste, jedoch haben zwei Momente in letzter Zeit einen gewissen Umschwung der Stimmung hervorgerufen.

Bunächst der Eintritt Amerikas in den Streit und die dadurch wachgerusenen Hoffnungen, dann aber die vorschnelle Handlung des Deutschen Reichstags (Friedensresolution), die im seindlichen wie im neutralen Ausland als unsere glatte Bankerotterklärung angesehen worden ist. Heute glaubt man in London und Paris, ja selbst in Rom, abwarten zu können, weil die Frage

unserer Waffenstredung nur noch als eine zeitliche erscheint. — --

Was haben wir nun zu tun, um mit Ehren und möglichst mit Erfolg troß alledem zu bestehen?

Bunachst, was sollen wir im Innern fun?

Innehaltung der Trennungslinien zwischen den einz zelnen Reichsämtern, ohne die Gemeinsamkeit des Hanbelns aus dem Ange zu verlieren.

Trägt daher auch der leitende Staatsmann die volle Verantwortung für die innere und äußere Politik, so ist anderer seits ein gedeihliches Zusammenarbeiten mit der D.H., dem Admiralstab usw. unerläßlich. Auch die großen Bundesstaaten müssen auf dem Laufenden gehalten werden.

Ernste Gorge bleibt nach wie vor die Regelung der

Rohlen: und Ernährungsfrage.

Außere Politik. Auch hier kann nur ein Wille herrschen, gestützt auf die gegenseitigen offenen Informationen der leitenden Stellen, Auswärtiges Amt, D.H.L., Admiralstab.

Offenheit gegen unsere Bundesgenossen muß uns Pflicht werden. Soweit es irgend angängig ist, haben wir die Neutralen zu schonen und ihren Wünschen entsgegenzukommen.

Jeder Gedanke des Friedenssuchens über England ist aufzugeben, und zielbewußt muß auf den russischen Frie-

den hingearbeitet werden.

Es besteht die Hoffnung, daß nach dem Abschlagen der jetigen Offensive ein Stimmungswechsel in Rußland eintreten wird; dann heißt es, den richtigen Zeitpunkt erfassen.

Wir können auch die Neufralen verständigen, daß wir im wesentlichen einen Frieden auf dem status quo

haben wollen; sie werden das der anderen Seite mitteilen, zugleich mussen wir durch gewandte Unterhändler die Russen bearbeiten.

Es ist fast sicher anzunehmen, daß der Westen ablehnt, dagegen steht zu hoffen, daß Rußland dann für sich den Frieden sucht. In dem Fall haben wir eine Situation geschaffen, die England, das schon unter der U-Boot-not stöhnt, zweiselhaft stimmen wird, ob es und seine Verbündeten noch weiter kämpsen sollen oder in abseh-barer Zeit in Unterhandlung mit uns eintreten mussen.

Sollte jedoch Rußland nicht nachgeben, so können wir dann vor unser Volk hintreten und sagen: Wir haben alles getan, den Frieden herbeizuführen. Die Gegner — das ist nunmehr bewiesen — wollen uns aber vernichten, also müssen wir den letzten Nerv anspannen, ihren Plan zu vereiteln. — Vielleicht bringt ein solches Handeln uns ungeahnte Hilfe aus unserem Volke heraus. Unter allen Umständen ist es daher unsere Pflicht, auf einen nicht zu sernen Frieden hinzuarbeiten, denn haben die U-Boote innerhalb der nächsten Monate England nicht zur Einsicht gebracht, so nützt ihr ferneres Wirken nicht mehr in dem gleichen Maß wie zuvor.

Die Not wird bei uns steigen, die Auffüllung der Mannschaftsreserven bei uns von Tag zu Tag schwieriger werden.

Die Lebenskraft unseres Volkes wird durch weitere blutige Verluste sich mindern, im Innern können Streiks und Aufstände kommen, ein Brachliegen der Munitionserzeugung kann uns wehrlos machen. Die sinanzielle Belastung des Reiches wird ins Riesenhafte wachsen, die Bundesgenossen werden möglichenfalls ihren Frieden

mit den anderen suchen, die Neutralen zum Unschluß an die anderen gezwungen werden.

Politik treiben bedeutet den Mut besitzen, der Wahrs heit ins Untlit zu seben. Eine Gefahr kennen und erskennen, heißt sie ichon halb überwunden haben.

Es handelt sich heute um die Erhaltung der Dynastie, um den Bestand des Deutschen Reiches und das Fortsbestehen des deutschen Volkes. Diktieren unsere Gegner den Frieden, dann ist der letzte Buchstade hohenzollernscher, preußischer und deutscher Geschichte mit dem gleichen Federstrich geschrieben. Dazu darf es nicht kommen, und daher ist es unsere Pflicht, wenn es sein muß, auch auf einen Verständigungsfrieden einzugehen. Ein solcher bringt uns zwar eine Enttäuschung, aber eine uferlose Verlängerung des Krieges könnte uns im Frühjahr 1918 allein, ohne Bundesgenossen, nach dreieinhalb Kriegsjahren aus schweren Wunden blutend der ganzen Welt gegenüberstehen sehen, uns mit Vernichtung bedrohen.

Erhalten wir einen baldigen Frieden mit dem östlichen Gegner, so wird sich auch das Resultat für uns ergeben, daß Rußland als wirtschaftliches Expansionsgebiet uns gewonnen ist; kommt er zu spät, so kommen wir zu spät, weil der Amerikaner sich in dem weiten Reich bereits eingenistet hat.

Im ersteren Falle ist aber der Krieg sinanziell für uns gewonnen, auch daran mussen wir denken.

Eins steht fest: Behaupten wir uns in diesem Kriege, so sind wir tatsächlich die Sieger, weil wir gegen die ganze Welt gekämpft haben, ohne vernichtet zu werden.

Dies wird uns ein unerhörtes Unsehen nach dem Kriege verschaffen und eine gewaltige Machtvermehrung.

Unsere Lage gleicht der Friedrichs des Großen vor dem Frieden von Hubertusburg. Er gilt in der Geschichte mit Recht als Sieger, weil er im Kampf nicht unterlag.

gez. Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen."

Im März des Jahres 1918, rund dreiviertel Jahre nach dem Entstehen meiner Denkschrift haben wir einen Sonderfrieden mit dem revolutionären Rußland geschlossen — aber was für einen Frieden! Auf der einen Seite mit der herrischen Gebärde des Siegers, der seinen Willen diktatorisch aufzwingt, auf der anderen Seite nachgiebig und willfährig vertrauend in Fragen, die unser eignes Lebensmark berührten. Herr Josse durfte, allen Warnungen Helsserichs zum Trotz, in Berlin einziehen und seine Rubel für die Weltrevoslution in Deutschland rollen lassen. — Immer wieder das gleiche Bild: Halbheiten.

Nein, die Regierung hat meines Wissens nicht genug ernstliche Versuche unternommen, um die Urbeit der Wassen durch nachdrücklich und rechtzeitig eingeleitete, zulängliche politische Maßnahmen zu ergänzen.

Ich habe durch Heranziehung von Denkschriften, die ich im Dezember 1915 und im Juli 1917 dem Kaiser, der Obersten Heeresleitung und dem Reichskanzler einsgeschickt oder übergeben habe, gezeigt, wie ich mehrfach während des Krieges die Unbahnung eines Verständis

gungefriedens mit dringenden Worten angeregt habe. Die beiden bier erwähnten Ausarbeitungen erschöpfen das Bild meiner vielfältigen Bemühungen in diefer Richtung natürlich bei weitem nicht. Die aktenmäßige Busammenstellung all dessen, was ich im Laufe der Rriegs= jahre seit den Tagen der erften Marneschlacht zur Durchsetzung meiner in all dieser Zeit niemals verleugneten Ibeen über die Unerfräglichkeit einer unbegrenzten Rriegsdauer für Front und Heimat, über die Dringlichkeit eines Berftandigungsabkommens und über die Vorzüge eines solchen (auch wenn es zunächst wenig vorteilhaft erschiene!) vor einem nach uferloser Erschöpfung erreichten Ausgleich unternommen habe, würde den Rahmen, der diesen Aufzeichnungen geset bleiben foll, sprengen. Dazu kamen meine Versuche, irrige allzu optimistische Auffassungen, die an einzelnen hoben Stellen über die Beimatnot, über die Tragfähigkeit der in dem letten Jahre weit überlasteten Fronttruppen und über viele andere ähnliche Fragen herrschten, auf Grund meiner in direkter Berührung mit den leidenden Menichen gewonnenen Ginsicht und Aberzeugung zu forrigieren. 2111 diese Dinge bleiben einer anderen noch im Werden befindlichen Schrift vorbehalten.

"Aber" — so werden viele hier einwenden — "vor der Öffentlichkeit und namentlich vor der Truppe hat der Kronprinz doch mehr als einmal in Wort und Schrift Siegeswillen und Siegeszuversicht bestundet und gefordert. Er wollte doch sogar darauf hinwirken, daß gewisse deutsche Zeitungen, die diesen Siegesglauben dämpften, nicht an die Front gelangen sollten."

Jawohl, das habe ich gefan! Und tat damit meine Pflicht als Heerführer und Goldat, genau fo, wie ich meine Pflicht als politisch denkender Mann und als Kronpring des Deutschen Reiches und von Preußen fat, wenn ich vor den maggebenden Befehle: oder Regierungestellen auf Unbahnung eines Berftandigungefriedens ober auf flare Erkenntnis auch unangenehmer Wahrheiten hinzuwirken suchte. Ich bin dabei der festen Überzeugung, daß diese beiden, icheinbar fo verschieden gerichteten Sandlungen nur in dieser Berbindung jede für sich ein volles Recht besitzen, daß sie eine ohne die andere unvollkommen geblieben waren. Das ich bedaure, ist allein der Umstand, daß ich als politisch unverantwortlicher Ratgeber nicht Mittel oder Möglich: feiten hatte, auf die politisch verantwortlichen und ent: icheidenden Stellen erfolgreich einzuwirken - daß ich sebenden Muges politische Entschlusse oder Entschluß: lofigkeiten miterleben mußte, die nach meiner Auffassung Schidsalsfragen über Deutschlands Bukunft aufs ungludlichste entscheiden mußten.

Der Hinweis auf meine Anregung eines Verbotes verschiedener den Krieg in seiner um jene Zeit geltenden Form methodisch sabotierender Blätter für die Front ist mir vorhin in die Feder gelausen. Man hat damals bei den Demokraten mit großer Entrüstung von einer besabsichtigten Knechtung der Pressefreiheit und der öffentslichen Meinung durch die etwaige Durchführung der Idee geredet. Damals, als es sich darum handelte, die Truppe, an deren Kampskraft alles hing, ihrer alleinigen Ausgabe zu erhalten, sie vor einer Verstrickung in abwegige, zersesende Fragen zu bewahren. Es ist denn in

der Tat auch nichts erfolgt, man ließ das Übel ruhig

weiterfressen. -

Rur mit einem von hartem Giegeswillen und Giegesglauben erfüllten Volke hinter sich konnte die Regierung Schrifte zur Berbeiführung eines Gonderfriedens, einer Verständigung mit dem einen ober bem anderen unserer Gegner wagen. Zwecklos und geradezu verderb: lich und ichabigend für unsere Lage war jeder Versuch, wenn wir dabei den Gindrud machten, als ob wir etwa ein dringendes Friedensbedürfnis hatten und den Rrieg nicht lange aushalten könnten. Zwede und sinnlos waren daher unsere offen in die Welt hinausgeschrieenen Friedensangebote — die überdies noch keinerlei klares Bild von dem gaben, was wir eigenflich wollten. Gie hatten nur den Erfolg, daß sie der Hoffnung der feindlichen Bölker auf unseren baldigen Busammenbruch psychologische Stugen gaben und daß sie damit den Gieges. glauben und den Willen der Gegner, bis zum "knock out blow" durchzuhalten, stärkten - uns zum Schaden, uns zum Berhängnis.

Umgekehrt aber waren Siegeswille und Siegeszuversicht für die Dauer und bis zum glücklichen Ende nur in
einem Volke und in einem Heere aufrecht zu erhalten,
die an ihrer Spiße nicht nur eine kraftvolle kühne Heeresleitung wußten, sondern gleichzeitig, und dieser völlig
ebenbürtig, auch eine Regierung, die während des blutigen Ringens zu Lande, zu Wasser und in der Luft
keine Sekunde lang die Beherrschung der zahllosen
Fäden und Drähte der äußeren Politik aus dem Auge
verlor, deren zum starken Zugriff bereiter Hand nicht
die leiseste, etwa für unser Schicksal nußbare Bewegung

auf dem im Weltkriegssieber sich windenden Erdball entging. Eine Regierung, die in kühnem Fernblick, aber gleichzeitig in weiser Abwägung und Erkenntnis des Möglichen den Weg vor sich sah, auf dem sie das Vaterland so rasch wie möglich zu einem glücklichen und ehrenvollen Frieden sühren konnte.

Ein sicherer Wegführer zu einem brauchbaren Fries den konnte nur eine solche Regierung sein, die in ihrer inneren Politik das gesamte Volk in all seinen verschies denen Gliedern, Schichten, Richtungen und Parteien fest in der Hand hatte.

Daß es bei einem zu inneren Zwistigkeiten und Gpal: tungen so besonders neigenden Volke wie dem deutschen gang außerordentlich ichwer mar, die Vielheit der Meis nungen, Wünsche und Drange zu einheitlicher Rraft zu sammeln, ift sicher. Das nationale Empfinden, das etwa in England und Frankreich mahrend ber gangen Dauer des Krieges alle Parteien zu einem einzigen Willen zusammenschloß, bat bei uns Deutschen leider vielfach durch Parteigesichtspunkte, die nur allzu bald ba und dort wieder zur Geltung kamen, offensichtliche Mufsplitterungen erfahren; hierdurch wurde die 3dee des Burgfriedens erschüttert und wurden Ginbußen unserer Stoffraft berbeigeführt. In diefer Richtung ift feines: wegs allein auf der linken Geite gegen den großen Gedanken selbstloser vaterländischer Opferfreudigkeit gefündigt worden. Und eine verfehlte Wirtschafts: politik, die dem Kriegsunternehmertum uneingeschränkte Gelbständigkeit und uferlose Bewinnchancen ließ und die friegenotwendigen Betriebe dem um fein Dafein

ringenden Staatswesen nicht straffer einzuordnen verstand, hat durch diese Unterlassungefünde zweifellos zu einem frühzeitigen und bald fehr ichroffen Butagetreten der alten sozialen und wirtschaftlichen Gegensätze beigetragen. - Dazu hat der geradezu frankhafte hang zu einer migverstandenen Objektivität um jeden Preis weite Teile unseres deutschen Volkes auch mährend des Rrieges immer wieder zu breiten Erörterungen und bis zur feelischen Flagellation gesteigerten Gelbstprüfungen vor aller Welt getrieben — hat diese Welt ichließlich glauben gemacht, daß die Gewissenhaften unter uns an unserem Recht, an unserem Zun und Wollen verzweifelten. In England aber haben zur gleichen Zeit alle Parfeien für jedes Programm und jede Handlung ihrer Regierung nur den einen alten farten Grundfas der festgefügten Nation gehabt: Right or wrong my country!«

Ein armer Held solch mißverstandener Objektivität, ein Mann, in dessen Herzen die starke Flamme für die größere Idee niemals auflodern konnte, ist auch der erste Kriegskanzler des Reiches gewesen. Seine am 4. Ausgust 1914 im Reichstage abgegebene Erklärung über unseren Einmarsch in Belgien bleibt das große bittere Schulbeispiel für sein Unvermögen, die Seele des eigenen Volkes und die Mentalität der Gegner zu verstehen. An jenem 4. August 1914, und ehe noch ein Schuß da drüben gefallen war, hatten wir Deutschen die erste große Schlacht vor den Augen der Welt verloren.

Und blind für alles Werden und Geschehen um ihn ist er auch während der langen Jahre, die wir ihn dann im Laufe des Krieges noch ertragen mußten, geblieben.

Go hat er immer wieder hervorgehoben, es sei ein besonderes Verdienst der sozialdemokratischen Partei gewesen, daß sie sich zu Beginn des Krieges zur Mitarbeit gestellt habe. Alls ob die Arbeitermassen damals nicht ihre Buhrer einfach hinweggefegt hatten, wenn die fich etwa gegen ein Mitmachen ausgesprochen batten. War doch damals das ganze deutsche Volk einmutig ber tiefen Überzeugung, daß wir an der Schwelle eines uns aufgezwungenen, unausweichlichen Rrieges fanden, aus bem nur entschlossener Rampf- und Giegeswillen uns zu einem gesicherten Frieden bringen fonnte. Daß manche Führer der außersten Linken im stillen einen restlosen beutschen Gieg niemals gewünscht haben, icheint bem Rangler lange verborgen geblieben zu fein. Gefan hat er jedenfalls nichts gegen all ihre Bestrebungen, die barauf ausgingen, das Vertrauen der Massen in die beutsche Sache zu untergraben und zu erschüttern.

General Ludendorff führt in seinen Kriegserinnerungen bewegte Klage darüber, daß die Regierung in der Heimat so gut wie nichts unternommen habe, um den Willen zum Siege im deutschen Volke lebendig zu erhalten und die desaitistischen Strömungen energisch zu bekämpfen. Auch ich konnte mich während des Krieges dem gleichen Eindruck, daß die berufenen Stellen das Anschwellen dieser Gegenströmungen ohne jede tatkräftige Abwehr duldeten, nicht verschließen. Der Desaitismus, der in Frankreich, England und Amerika als ein gegen die Notwendigkeiten der Stunde und gegen das Staatsinteresse gerichtetes Prinzip mit rücksichtsloser Tatkraft erstickt wurde, konnte bei uns die üppigsten Blüten treiben. Hilsos stand unsere Regierung ihm gegenüber,

und sie glaubte durch weiche Nachgiebigkeit die antinationalen Treibereien beschwichtigen und beschwören zu können. Widerstandslos ließ sie die Dinge lausen und schien sich über das schicksalsschwere Ende, in das sie so über kurz oder lang ausmünden mußten, die letzte Klarheit garnicht geben zu wollen.

Wo irgend Odwierigkeiten aufwuchsen und hindernisse sich ergaben, da follten wieder die kleinen Mittelden, die halben Magregeln, die mit beiden Banden hingestreckten übergroßen Konzessionen ober das zaghaft und zu fpat gewährte Entgegenkommen helfen. Gie gaben Flidwerk, mit dem man fich notdurftig behalf, bis dann am Ende alles aus den Jugen ging. - Bivildittatoren mit ftarkem, meg- und zielbewußtem Giegeswillen, wie Clemenceau und Llond George solche für ihre Länder gewesen sind, haben bei uns vollständig gefehlt. Je länger der Krieg dauerte, umso autokratischer und straffer wurde in den Ländern unserer Begner regiert, umso unsicherer und nachgiebiger gegen jeden Druck von links bei uns. - Den beimischen Munitionsarbeitern wurden, um sie bei guter Stimmung zu erhalten, phantastische Löhne bewilligt. Ihre Begehrlichkeit wurde dadurch nur gesteigert, die Drückebergerei nur noch lohnender prämiiert, der Frontsoldat noch mehr verärgert und friegennluftig gemacht. Warum wurde nicht jede friegswichtige Urbeit in der Heimat als Wehrpflicht geregelt? Warum wurden die zu der Beimatarbeit Eingezogenen nicht in Entlohnung und Berpflegung den Beeresangehörigen gleichgestellt? Man redete ja bis zum Überdruß von den pflichttreuen Beimatfämpfern! Die Organisation in diesem Ginne hatte Rriegsarbeitgeber und Rriegsarbeitnehmer mit gleicher Rraft umspannen mussen.

Bur Zusammenfassung des Heimatkampses wurde endlich — und erst auf das Betreiben der D.H.L., deren Sache das wieder garnicht war — das Hilfsdienstgesetz eingeführt. Uber wie verwässert, wie verstümmelt sah das aus!

Entschlußlos und wenig glücklich ist das Verhalten der Regierung auch in dem Probleme der preußischen Wahlrechtsfrage während des Krieges gewesen. Die Sozialdemokratie trieb eine große Propaganda mit dem zur Parole erhobenen Begriff und schreckte — während draußen unsere Heere in schwerstem Ringen lagen und mit ihrem Wohl und Wehe von dem Weiterarbeiten des versorgenden Mechanismus in der Heimat abhängig waren — selbst vor Streikdrohungen nicht zurück.

Demgegenüber gab es für die Regierung nur zwei Wege: Entweder stellte sie sich auf den Standpunkt, daß der Krieg keine geeignete Zeit für Verfassungsänderungen sei, zumal während des Krieges der beste Teil des Volkes, der an der Front unter den Wassen stand, von der Mitwirkung an der Neugestaltung ausgeschlossen war — dann mußte sie sich aber auch dazu aufrassen, jede auf eine gegenteilige Aussalfung zielende Agitation rücksichtslos zu unterdrücken. Der die Regierung entschloß sich für diese Wahlrechtsänderung — dann hätte sie aber auch vor einer schnellen Ausseligung des Albegeordnetenhauses nicht zurückschrecken dürsen, um kein Mittel unversucht gelassen zu haben, ihren Willen durchzusehen.

Die Regierung wählte auch hier den Weg der Halb: beiten.

Als mir der Chef des Zivilkabinettes, Ezzellenz von Valentini, 1917 die sogenannte Osterbotschaft mitteilte, erklärte ich ihm mein Befremden über dieses Stückwerk, indem ich darauf hinwies, daß mit einem derartigen Erlaß niemand zufrieden sein würde. In kurzem würde die Regierung doch gezwungen werden, das gleiche Wahlrecht zu geben — da geschähe das doch schon besser jest und aus freiem Entschluß Seiner Majestät. Valentini erwiderte: "Das gleiche geheime Wahlrecht bleibt ausgeschlossen; es ist ein Pluralwahlrecht ähnlich dem belzgischen beabsichtigt." Zeuge dieser Unterredung war mein Generalstabschef der Heeresgruppe, Graf von der Schulenburg.

August 1920.

eit ich die Blätter hier aus meinen Händen legte, ist wiederum ein schwerer Schmerz über die Eltern und über uns Geschwister gekommen: Mein Bruder Joachim ist, seelisch niedergebrochen, aus dem Leben geschieden. Ich bin gleich am Tage nach dem Eintreffen der Nachricht nach Doorn hinüber gefahren, um meiner Mutter wenigstens in der ersten, härtesten Zeit nahe zu sein. Wie viel Leid das Geschick auf dieses arme kranke Mutterherz lädt!

Unfang des Monats hat mich dann mein Bruder Oskar, der gleich nach mir nach Doorn gekommen war, auf der Insel besucht, und auch Eitel Friedrich war hier. Go lernen sie nun alle nach und nach den kleinen

Fleden Erde kennen, auf dem ich seit über 20 Monaten lebe. Ich kann mir denken, daß es ihnen, wenn sie hier zufällig gut Wetter treffen, für ein paar Tage garinicht so schlimm erscheint. Eine große Freude brachte mir das Rommen meines alten allzeit getreuen Maltzahn, der bei seinen Besuchen im Felde manche ernste Gorge um unsere Lage im Inneren mit mir geteilt hat. — Ende des Monats soll auch meine Frau wieder kommen — diesmal mit allen vier Jungens!

Es drängt mich, im Zusammenhange meiner Aufzeichnungen über mein persönliches Erleben auch einige Worte über die beiden Männer zu sagen, in deren Namen sich für das gesamte deutsche Volk Idee und Bild des militärischen Führertumes verkörpern, über den Generalfeldmarschall von Hindenburg und über seinen Ersten Generalquartiermeister, den General Lusbendorff.

Was unser Vaterland den beiden Männern dankt, darüber sind wohl keine Worte nötig. Es mag genügen, die Erinnerung an die Tage der großen Siege bei Tannenberg und an den Masurischen Seen wachzurusen, in denen die Namen dieser Beiden auf allen Lippen waren, nach denen Front und Heimat in gleicher Weise wünschten, daß die Führung des gesamten deutschen Heeres in ihre Hände gelegt werden möge. Unch wir Oberbesehlshaber haben diesen allgemeinen Wunsch, Hindenburg und Ludendorff an der höchsten verantwortlichen Stelle wirken zu sehen, rückhaltlos geteilt und den endlichen Entschluß Seiner Majestät mit Freude und Hoffnung ausgenommen.

Nie vorher im Leben habe ich zwei Männer von so verschiedener Wesenheit sich ähnlich ergänzen und zu einer Einheit verbinden sehen wie diese beiden, denen der Gedanke an das Wohl des Vaterlandes, an Glück und Ehre des Heeres in allen Fragen jener Zeit, in der sie miteinander wirkten, der gemeinsame Boden für Pläne, Erwägungen und Entschlüsse gewesen ist.

Goll ich den Generalfeldmarschall, so wie er mir in den Jahren seiner reifen Höhe erschienen ist, charakterisieren, so möchte ich sagen, daß der ausschlaggebende Eindruck von der schlichten Wucht und Rube seiner in sich geschlossenen Persönlichkeit ausging. Von einer gläubigen, fest gefügten Rube, die sich jedem, der mit ihm menschlich oder dienstlich in Berührung trat, mitteilte, die jeden davon überzeugte, daß die Beschicke der Urmeen in dieser gelassen festen Sand und unter dem Blid dieser ernsten und doch stets warm blidenden, tief gebetteten Augen aufs beste geborgen seien. Sprach er dann noch, drang neben der Wirkung des gleichsam unverrückbaren Bildes seiner statuarisch großen, breitschulterigen Gestalt noch die tiefe Klangfarbe seiner langsam, besonnen und bedächtig fließenden Worte auf seinen Partner ein, fo verstärkte sich das vertrauende Empfinden, daß hier ein überlegener Beherricher ber Lage eine völlig gesicherte Auffassung vertrat. Dieser Eindruck war wirksam nicht nur auf den Einzelnen, mit dem er etwa sprach, er erstreckte sich auch auf die Menge, wenn sich der Generalfeldmarichall ihr zeigte. Dazu tam, daß eine kaum bestimmbare Besonderheit seiner Urt die Grenzen zwischen seinem dienstlichen und seinem menschlichen Interesse an Menschen, Problemen und Dingen aufzuheben ichien.

Vor dem hintergrund der fehr bald ichon mit beinabe mothischen Zugen umkleideten gewaltigen und befreienden Oftsiege wurde Sindenburge Derfonlichkeit für Weld und Beimat gewissermaßen das Opmbol des deut: ichen Gieges und der Errettung aus der Not des Rrieges. Das unenthüllte und wohl zum guten Teile in einer Rritik des Herzens und Gemütes wurzelnde Etwas, das für die Massen-Geele den volkstumlichen Beros macht und das sich von und zu Männern wie Falkenhann oder Ludendorff niemals spannte, umwob ihn rasch mit vollem Nimbus, machte ihn zum erwählten Buhrerideale der deutschen Bergen. Ich habe dieses in seiner primitiven Gläubigkeit ergreifende Vertrauen: "Unser alter Sindenburg wird's icon ichaffen!" immer wieder im Vaterlande wie an der Front als eine Buflucht aus allem Drud der Zeit aufflingen boren - auch noch in spaten Zagen, in denen wir Führer, denen die Rennfnis der Lage folden Optimismus längst entzogen batte. nur ein Schweigen als Untwort finden fonnten.

Es war schon während des Krieges und es ist wohl heute mehr noch als damals die Meinung verbreitet, daß der Generalfeldmarschall während seines Wirkens an dieser höchsten Rommandostelle neben dem General Ludendorff, der als der eigentliche spiritus rector der Obersten Heeresleitung angesehen wurde und wird, eine mehr repräsentative Rolle gespielt habe. Diese Aufsassung kann ich auf Grund meines Einblickes in das schöne Verhältnis zwischen den beiden Führern nur als irrig bezeichnen, und sie kann keinessalls Geltung haben für jenen Zeitabschnitt, in dem der Generalfeldmarschall sich noch auf der Höhe seiner physischen Kraft und Eners

gie befand. Daß auch ein Hindenburg, der als nabezu Giebenundsechzigjähriger, aber dabei im Besite vollster geistiger und korperlicher Frische in ben Rrieg eintrat, sich nach brei und vier an Arbeit, Gorgen und Berantwortungen überschweren Jahren den natürlichen Folgen seines zunehmenden Alters nicht ganz entziehen konnte, barf sicher ausgesprochen werden, ohne daß da: burch ben großen und unvergänglichen Verdiensten bes Feldherrn und verehrungswürdigen Mannes irgendwie Ubbruch geschähe. Die unermudliche Urbeitsfraft des soviel jungeren Freundes und engsten Mitarbeiters ist ihm bei den im Laufe der Zeit notwendigen Entlaftungen auf halbem Wege entgegengekommen, und jedenfalls ift ihre ichone Einheit zu einem farken zielsicheren Willen stets erhalten geblieben, ohne daß je ängstlich um die Buschreibung des geistigen Unteiles zwischen ihnen gemarktet worden ware. Was Hindenburg an seinem Rameraden in der Führung besessen hatte, das zeigte sich bitter hart von dem Augenblicke an, in dem diese Einheit der beiden durch das Musscheiden Ludendorffs zerbrochen war und ein neuer Mann an seine Stelle trat, deffen Unzulänglichkeit vor bem Gedanken, das led gewordene Schiff über Wasser zu halten und im Zeichen seiner alten Flagge burch allen Sturm sicher in den rettenden Safen zu bringen, nur allzu rafch verzweifeln mußte. Ein Mann, deffen Wesensart mit einem Achselzucken diese Flagge ftrich, fo wie er fühl Werte, die unserem deutschen Volke bisher Heiligtumer gewesen maren, als leere "Ibeen" zum Gerümpel marf; beffen auf andere Ziele gerichtete Energie die stärkste Triebkraft für die besondere Entwickelung der Vorgänge des 9. November im Großen haupt: quartier von Spa geworden ist.

Dienstlich bin ich - und das lag in der Natur meiner Aufgaben und Pflichten - wesentlich mehr als mit dem Generalfeldmarschall mit dem General Ludendorff in Berührung gekommen, und ich kann aussprechen, baß ich dabei ftete das ftarte Empfinden hatte, bier einer Persönlichkeit von gestählter Energie und icharf geichliffenem Beifte, einem preußischen Bubrer im beften Ginne der alten ruhmvollen Tradition gegenüber zu steben. Unzählige Male habe ich in seinem hellen Urbeitszimmer, in dem sich die Gtrablungen von allen Fronten des vom Jeinde umftellten Vaterlandes wie im Brennpunkte einer Linfe fanden, die Fragen und Probleme des Krieges, und im besonderen die Rampf: lage bei meiner Beeresgruppe mit ihm besprochen. Bewann man bei folden Aussprachen mit dem Generalfeldmarschall, wie ich erwähnte, den Gindruck, daß seine ichwer und fachte fließenden Worte das Ergebnis einer von ihm vertretenen tiefen Gicherheit waren, fo ichien es in den Auseinandersetzungen mit General Ludendorff, als ware man- in jene blanke Werkstatt hochsten geis stigen Ringens eingetreten, in der in einem nimmer ftill werdenden Rampfe mit ungezählten Widerständen, mit feindlichen Prinzipien, Sinderniffen, Noten, Ungulang: lichkeiten aller Urt diese Gicherheit jeden Tag nen gewonnen werden mußte.

Daß mit dem Komplexe dieser ungeheuren Forderung auch Aufgaben und Probleme sich an ihn heranschoben, die eigentlich nicht innerhalb der hergebrachten Greuzlinien seiner Stellung zur Erledigung hätten kommen

sollen, wurde schon erwähnt. Er hat sie auf sich genommen, weil ihre Lösungen von größter Bedeutung auch für die militärische Lage waren und weil sie ohne fein Bufaffen und Gingreifen liegen geblieben maren. Go dankenswert, gelungen und in mancher Sinsicht geradezu vorbildlich mir auch vieles erscheint, was er auf diesen Vorfeldern seines engeren Urbeitsbereiches geschaffen hat, so glaube ich doch, ohne jede Beeintrach: tigung des Umriffes feiner farten Persönlichkeit, aussprechen zu durfen, daß mir seine wesentliche Bedeutung und Größe auf den Gebieten der Strategie, Saktik und Drganisation zu wurzeln ichien. Auf diesem Welde bat fein theoretisch glanzend geschulter, an eigenen Ibeen reicher und wunderbar erakt arbeitender Beift in jenen Jahren, in denen die Truppen und das Kriegsmaterial noch als intakter Apparat in seinen Händen lagen, militärische Probleme von schwierigster Gestaltung blendend sicher gelöst und unvergänglichen Ruhm für sich und für die deutschen Waffen erworben. Die icharfe, reftlose Durchdenkung der Lage, die sichere Umwertung der Theorie in Befehl und Tat, die genaue Rennfnis der Leistungsfähigkeiten der zum Ginsat kommenden Rrafte, mit denen er wie mit feststehenden mathema: tischen Werten zu rechnen wußte, haben ihm damals im Often die großen Giege von Tannenberg, von Lodz und an den Masurischen Geen gebracht. Gie haben ihm auch weiter, als er die gewaltigeren Aufgaben ber D.S.L. übernommen hatte, im Ringen um die deutsche Linie bis in das Frühjahr 1918 hinein Erfolge von unvergänglicher strategischer Bedeutung gesichert. Erfolge, die vielleicht heute noch von dem Mangel einer letten

Auswirkung und dem Dunkel des Niederbruches im Endkampfe umschattet erscheinen, die aber eine gerecht urteilende Zukunft zweifellos den größten militärischen Leistungen aller Zeiten zuzählen wird.

Beeinträchtigt wurden seine großen und kühnen Ideen erst von dem Augenblicke an, in dem die Einheiten, die er in das Kunstwerk seiner Operationspläne einbaute, den Forderungen, die er nach alter Tradition an die Truppe glaubte stellen zu können, nicht mehr entsprachen — in dem der gerne als kanonisch angenommene Kampswert des Einsatzes dem Auf und Nieder physischer und psychischer Einstüsse dem Auf und Nieder physischer und psychischer Einstüsse allzusehr unterworfen war und damit in die exakte Berechnung der Maschine die Unsichersheit und Brüchigkeit des Materials als unabstellbare Fehlerquellen traten.

Der reife Schlachtendenker und Errechner der Siege, der, seit er als kleiner Leufnant zum ersten Male einen Bug geführt, gewohnt war, Begriffe wie Disziplin, Bunktlichkeit, Rampfgeift als eifern feststehend angufeben, und dem fich, feit er als junger Beneralftabsoffizier zum ersten Male die himbeerroten Streifen an den Beinkleidern getragen, mit Ginsatwerten wie Batterie ober Division stets die Vorstellung von Ginheiten mit bestimmter Schlagkraft und ichatbarer Wirkungsfähig: feit verbunden hatte, mußte hinter all diese Begriffe mit einem Male große Fragezeichen feten. Unternebmungen feines Beiftes, die ben Stempel des Erfolges bei Voraussetzung der Intaktheit aller Ginzelfaktoren zu tragen ichienen, mußten am Ende vor ihren letten Bielen niederbrechen, weil die feils überanftrengte, feils verunreinigte Maschine in Ginzelteilen ober als Ganges

versagte. Die letzten deutschen Offenswstöße seit dem 21. März 1918 bis zu dem entscheidenden Wendepunkt des Krieges — dem 18. Juli mit dem Feindeinbruch vor dem Walde von Villers:Cotterets — sind, trot zum Teil blendender Unfangserfolge, doch nur eine Kette von bitteren Beispielen für diese Tatsache.

General Ludendorff hat als Mann und Goldatschwer an diesen Zuständen getragen, hart unter ihnen gelitten, und ich, wie wohl auch jeder andere Führer, wußte ihm diese Dualen nachzusühlen. Wir alle, die wir durch die eiserne Schule der alten herrlichen Urmee gegangen waren und die wir die Lust des roten Hauses auf dem Königsplatz geatmet hatten, sind dort mit dem sicheren Vertrauen auf die Unerschütterlichkeit des großen, auf Kraft und Stolz des deutschen Volkes selbst gestellten Heeres und aller seiner Teile ausgerüstet worden. Dieses Palladium mußten wir erschüttert sehen.

Ich für mein Teil habe mich der Erkenntnis werdender Sprünge, Risse und Schäden recht früh schon nicht entziehen können und habe meine Beobachtungen und Unzregungen dem Generalquartiermeister in mancher Uusssprache pflichtmäßig vorgetragen. Noch jest, wenn ich dieser Unterredungen gedenke, erfüllt mich tiese Dankbarkeit bei der Erinnerung daran, wie General Ludenzdorff die Unsicht und Wünsche des soviel Jüngeren stets freundlich und aufmerksam entgegennahm und alles fat, um den Unforderungen, deren Berechtigung er erkannte, gerecht zu werden. Nur zu oft — und das gilt namentlich für die spätere Beit unserer fortschreitenzben Erschöpfung an Menschen, Nahrungsmitteln und Kriegsmaterial — mußte er freilich mit einem resigniers

ten vultra posse — — « bavon absehen, das zu geben, was er sicher nur zu gerne zugestanden hätte.

General Ludendorff ist, soweit ich ihn nach jahrelanger gemeinsamer Arbeit zum gleichen Ziele zu erkennen vermag, niemals ein Blender, niemals ein Streber gewesen. Das Drängen nach der Gunst oder die Sorge vor der Mißgunst einzelner Persönlichkeiten war seinem herb-soldatischen, geraden Wesen so fremd wie das Werben um Zustimmung der Masse oder die Angst, ihr zu mißfallen. Er kannte für seine Entschlüsse ein einziges Kriterium: ihre sachliche Eignung zur Erreichung des großen Zieles, die Mittelmächte und im besonderen Deutschland ungekränkt aus dem Kriege in einen starken Frieden zu retten, der unserer Zukunft Raum und Licht zur natürlichen Weiterentwickelung ließ.

Mit geradezu leidenschaftlicher Schaffensenergie und Hingabe hat er seine ganze reiche Personlichkeit rudhaltlos in den Dienst seiner Führeraufgaben gestellt, ohne in dieser ungemessenen Opferwilligkeit jemals mehr zu seben als eine selbstverständliche Pflichterfüllung, wie jeder deutsche Mann und Goldat fie seinem Vaterlande ichuldig ift. Gine Folge diefer ichonen und ftart. mutigen Auffassung von Pflicht und ausdauernder Treue, fowie feiner vornehmen, hoben Ginschätzung der ethischen Werte des deutschen Mannes an der Front und in der heimat war es, daß er, namentlich in den letten Ubschnitten des Krieges, geneigt war, solche Kräfte und Tugenden als eine tragfähige Basis für militärische Operationen oder für Unforderungen an die erschöpfte Beimat auch dort noch anzunehmen und vorauszuseten, wo Entbehrungen und Entfauschungen, wo gersegende

Einflusse amoralisch wirkender Kräfte die ursprüngliche Tüchtigkeit bereits zermurbt und angefressen hatten. Es ist dem von tiefstem nationalen Chrgefühl durch: drungenen Manne bitter schwer gefallen, endlich, da sich kein sehendes Auge mehr den Tatsachen entziehen konnte, an den Berfall dieses stärksten moralischen Saltes im deutschen Volke zu glauben. Er hat sich gegen diese bitterste Erkenntnis lange genug gewehrt und hat in seinem Innern darum gerungen, sich das stolze Idealbild des unerschütterlich zu Raiser und Reich stehenden Deutschen zu erhalten. Diese hohe Ginschätzung der Masse, der gegenüber er die absplitternden Kräfte durch geraume Zeit nur als üble Ausnahmeerscheinungen werten mochte, war vielleicht die lette Ursache dafür, daß verhältnismäßig spät und zu spät erst an ein energisches Vorgehen gegen die Wühler und ihre Opfer gedacht wurde.

In der Beurfeilung des moralischen Kampswertes und der physischen Kampsfähigkeit der Truppen, die als die wichtigsten Voraussetzungen für den Gedanken einer baldigen und glücklichen Beendigung des Krieges gelten mußten, wichen unsere Unsichten, wie schon angedeutet, namentlich in dem letzten Jahre des Ringens immer weiter von einander ab.

Ich möchte in diesem Zusammenhange nicht verbergen, daß General Ludendorff nach meiner Unsicht in der Wahl seiner nächsten Mitarbeiter nicht immer sehr glücklich gewesen ist und daß er auch für Hinweise auf die Unzulänglichkeit einzelner solcher Männer oder für Darlegungen, die ihren Berichten entgegen waren, nicht leicht zugänglich war. Eine hochgespannte Auffassung

des Begriffes der Treue gegenüber fleißigen Helfern, die im Rahmen ihres Könnens sicher das Beste geben wollten, ließ ihn dann solche Jehlbesetzungen länger ertragen, als das im Interesse der Sache wünschenswert erschien.

Stehe ich also dem General Ludendorff auch keineswegs als kritikloser Zustimmer zu jeder seiner Meinungen oder als stummer Bewunderer jedes seiner Schritte gegenüber, so bleibt er für mich doch ein überragend großer deutscher Feldherr von stärkster vaterländischer Kraft und Treue — ein Mann, der wie ein Sinnbild der Tradition und des Gewissens der deutschen Urmee an ihrer Spiße stand.

Wenn seine Gegner diesen Mann als einen "Spiesler" und "Hasardeur" bezeichnen, so setzen sie damit nur eine Unwahrheit in Umlauf. Wollte Gott, wir hätten auch in der Reichsleitung gleich tüchtige Fachleute von gleich gründlich wägender und ehrlich wagender Gewissenhafstigkeit gehabt wie diesen! Und wollte Gott, es wäre damit jedem Einzelnen möglich geblieben, alle Kräfte allein auf dem Felde seines ureigensten Beruses zu verwenden!

In der "Weltgeschichte in Umrissen" des Grafen Dorck von Wartenburg, in der ich dieser Tage wieder das Kapitel über Rom, die Schlacht bei Cannae und über die Standhaftigkeit gegenüber Niederlagen las, bin ich an einem Sate haften geblieben, der mir gleichsam für unsere Tage dazustehen scheint. Porck spricht in einem Exkurse auf spätere Zeiten davon, wie schmählich das preußische Volk Schimpf und Schande auf die bei Jena geschlagene Urmee gehäuft habe, "die doch weder die einzige noch die hauptsächlichste Schuldige war". Und er sagt weiter: "Will ein Volk auch ein Cannae siege

reich überstehen, so darf es die Achtung vor seinen Führern und seinen Fahnen nie gänzlich verlieren."

Aus tiefstem Herzen wünsche ich den neuen Ausstieg und die neue Größe unseres Vaterlandes und seiner deutschen Menschen. Aber nur wenn die breite Menge wieder frei geworden ist von jener Blindheit gegen vergangene Größe, mit der geisernde Hetzer und falsche Propheten sie schlugen, wird sie mit dem rechten Verstehen für das Versunkene auch die seelische Kraft zum gläubigen Bau am Neuen sinden!

Oktober 1920.

Ornfang des Monats bin ich ein paar Tage auf dem Westland drüben gewesen. In Dverveen beim Bahnarzt Schäfer, der mich behandelt hat. Ich hatte es nie für möglich gehalten, daß man sich auf die bescheidenen Vergnügungen, die ein Zahnarzt mit all feinen kleinen Folterinstrumenten zu bieten hat, so freuen tann! Geradezu wohlig habe ich mich in den schönen Kurbelstuhl zurud: gelehnt — 'mal etwas anderes als unsere Wieringer Möglichkeiten. Der Ausflug ist seit langer Zeit der erste Durchbruch durch die gleichmäßige Stille und Ginsamkeit der Insel gewesen und hat mich gerade in dieser früben Zeit, in der das große Welken den letten Reiz ber armseligen Landschaft auslöscht und die Herbststürme zu fegen beginnen, leichter über den Gedanken binmegkommen lassen, daß ich nun wieder einen langen, harten, dunklen Winter in dieser Abgeschlossenheit und Enge des Eleinen Hauses fern der Beimat und den Meinen verbringen foll. Dazu fanden wir in Schäfers, die eine reizende kleine Villa bei Haarlem bewohnen, liebenswürdige und hochgebildete Menschen, deren Gastsreundsschaft zu genießen eine Freude ist. Und auf dem Nückwege haben wir für ein paar Stunden unseren alten Freund, den Bürgermeister Peereboom heimgesucht, der jest in Bergen haust, seit vor ein paar Wochen der vortresseliche, allzeit hilfsbereite Herr Kolff sein Nachfolger in Wieringen geworden ist. Unch er und seine hochgebilz dete, aus deutschem Hause stammende Gattin sind uns ausgesetzt bemüht, mir das Leben erträglicher zu machen.

Un diefer Stelle möchte ich noch dankbar zweier bolländischer Familien gedenken, in beren Beimen mir ftets die größte Bastfreundschaft gewährt wurde, der Jamilien Bar und Coumou. Domine Bar ift nicht nur ein tief gebildeter Beiftlicher, sondern auch ein warmbergi= ger, aufrechter Mann, der fern aller Bofe die verstebende, verzeihende Nachstenliebe werktätig übt. Wir sprachen einmal über religiose Auffassungen, und ba sagte ber alte Berr mit fast schalkhaftem Lächeln: "Geben Gie mal, wenn ein Vater einen Jungen bat, der danernd zu ihm gelaufen kommt und fagt: , Vater, gib mir einen Cent', dann reißt dem Vater bald die Geduld, und ber Junge kriegt eine Dhrfeige. Go ift es auch mit ben Menschen, die stets vom lieben Gott etwas wollen, die ibn bauernd im Munde führen - die friegen benn auch eine Dhrfeige. Nur wer wirklich ein tiefes, ernftes Beburfnis empfindet, foll fich an feinen Gott wenden mit der Bitte um Rraft, und dann foll er felbst fest gu: paden: Silf dir felbst, dann hilft dir Gott!" - Conmon war langere Zeit Ingenieur der Wasserbauverwaltung auf der Insel und ein fröhlicher, stets hilfsbereiter Freund.

Unter den Briefen aus der Heimat, die ich bei meiner Rückfehr vorfand, war auch das Schreiben eines Kriegstameraden. Von hundert Einzelheiten redet es und kommt dabei auch auf das törichte Geschwätz, das über meine Tätigkeit als Oberbesehlshaber der 5. Urmee bei denen, die mehr wissen als alle anderen, im Umlauf ist. Also: auch den unglückseligen Rückzugsbesehl der D.H. nach der Marneschlacht des Jahres 1914 soll ich verschuldet haben.

Bang genau wissen das diese Superklugen!

Da ist's vielleicht doch nicht ganz unberechtigt, wenn ich auch sage, was ich von der Schlacht, die unsere Schicksalswende bedeutet, zu sagen weiß — zumal das meiste, was von ernsten kritischen Betrachtern bisher gegeben wurde, nur wenig von den Vorgängen bei der 5., 6. und 7. Urmee berichtet.

Was ich hier niederlegen will, soll nicht ein Bild der militärischen Entwicklung und Operationen meiner z. Urmee in jenen bitter schweren Tagen sein — dafür ist ja eine andere Stelle von mir vorgesehen — es soll allein in großen Zügen die Umstände zeigen, die das deutsche Heer damals mitten aus siegreichem Vormarsch heraus zu dem tragischen Rückzuge führten.

Eine Schuld meinerseits? Nur gemeine Böswilligkeit konnte derlei erfinden, nur grenzenlose Dummheit

es glauben!

Als Oberbesehlshaber der 5. Armee habe ich im Ausgust 14 den Vormarsch meiner Armee geführt, die Entschließungen, Meldungen und spärlichen Aussprachen mit der D.H.L. und den Nachbararmeen ständig miterlebt und endlich in den Tagen der Marneschlacht die Ents

widlung der Dinge aus nächster, bester Stelle stundlich mitangesehen und studiert.

Nach meinem Gindruck ift es eine ganze Reihe von Umständen, deren ungludseliges Busammenfließen die Entwicklung der Ereignisse zu ihrem heillosen 216: schlusse geführt hat. Neben der zweifellosen Ungulänglichkeit und dem aus ihr sich ergebenden moralischen und physischen Niederbruch des Generals von Moltke die unglückliche und rasch entmutigte Führung bei U.D.R. 2 durch General von Bulow - und die geradezu unselige Zätigkeit eines Beneralftabsoffiziers der D.S.L., der von einer ihm unverständlicherweise nur mundlich erteilten Direktive für besondere Falle unter dem Drud der Berantwortung und feines perfonlichen Pessimismus als von einer unbeschränkten Vollmacht Gebrauch machte und die beiden fiegreich fampfenden Flügelarmeen vor der Entscheidung zum Rudzug veranlaßte.

Stets wenn ich dieser Zeit der sinnlosen und unbegreiflichen Hingabe von errungenen Erfolgen gedenke, wenn mir das ganze Grauen dieser Kopflosigkeit wieder vor Angen tritt, schiebt sich damit and die tragische Gestalt des Mannes in mein Gesicht, der damals führen sollte — und kein Führer war, und der, als die schwellenden Ereignisse das überkommene Schema sprengten, zusammenbrach: die Gestalt des Generalstabsches Generaloberst von Moltke.

Ich habe den General gut gekannt, ich habe ihn als Menschen aufrichtig verehrt, und ich empfinde tief die Tragik seines Geschickes, das mir in seiner rein menschelichen Linie mit dem Geschicke des unglücklichen Öster-

reichers Benebek eine gewisse innere Gemeinsamkeit zu haben scheint.

General von Moltke war ein durch und durch vornehm denkender Mann, ein treu ergebener Freund meines Vaters. Als der Raiser auf dringende Empfehlung seiner nächsten Berater ihn 1906 an die erfte Stelle im General: stab stellte, bat Moltke selbst Geine Majestät inständig gebeten, dies nicht zu tun, da er fich der Stellung nicht gewachsen fühle. Ills aber der Raiser auf seinem Ent: schluß beharrte, hat er am Ende als preußischer Offizier geborcht. Er hat dann mit unendlichem Fleiß gesucht, die riesige Materie des Generalstabes zu meistern. Es lag in seinem Wesen etwas Schüchternes, er schien sich bisweilen selbst zu wenig zuzufrauen, und so geriet er bald in eine völlige Abhängigkeit von seinen Mitarbeitern. Die große persönliche Liebenswürdigkeit und von Bergen fommende menschliche Freundlichkeit, die er besaß, erschwerten es ihm, jene unbedingte Autorität zu erlangen, die ein Generalstabschef haben muß. Es wurde mir während meiner Rommandierung in den Generalftab als topisch bezeichnet, daß zu Zeiten des alten Schlieffen selbst die Oberquartiermeister nur mit einer gewissen Schen zum Vortrag bei biesem genialen, rudfichtslosen und unerbittlichen Chef erschienen, mahrend zum General von Moltke jeder gern und oft zum Vorfrag ging.

General von Moltke hat nie in einer gesunden Haut gesteckt, er war häusig leidend. Zu Beginn des Krieges hatte er zwei anstrengende Kuren in Karlsbad hinter sich. Er war ein kranker Mann, als er in den Krieg zog.

Die Führung der einzelnen Urmeen durch die Zentralstelle des Chefs des Generalstabes, die ihren Sit viel zu



weit zurud hinter dem Rampfgebiete in Luxemburg hatte, war vollkommen lose. Er konnte aus dem abgelegenen Quartiere die Vorgange nicht mit der nötigen Gicherheit verfolgen, nicht mit der gebotenen Rlarbeit überseben - vielleicht auch, daß ihm in den entscheidenden Momenten der Schlacht der Blid für das Notwendige oder die rasche Entschlußkraft versagte. Jedenfalls er gaben fich, bei der mabrend des damaligen Bewegungs: frieges noch recht großen Unvollkommenheit der Fernverständigungsmittel, vielfach gang ungenügende Verbindungen mit den im Vorrniden befindlichen Urmee-Dberkommandos, ja mandymal sogar der völlige Ausfall des Busammenhanges. Das führte zu einem Berfall der ein: beitlichen Bubrung, es fam Schließlich dazu, daß die einzelnen Urmeen, nachdem der Vormarsch angetreten und ihre Marschrichtung ihnen bekannt war, mehr ober weniger selbständig Rrieg führten und sich von Fall zu Fall durch Verständigung mit ihrer Nachbararmee halfen.

Gleich nach der Schlacht bei Longwo wurde ich in das Große Hauptquartier nach Luxemburg gerufen. Ich nahm dort Gelegenheit, mich zu Oberstleutnant Tappen, der rechten Hand Moltkes, über die lose Führung der Urmeen durch die Oberste Leitung ganz unzweideutig auszusprechen, und ich verlangte zugleich ständige Verzbindungsossiziere der D.H.L. (diesen Begriff gab es das mals noch nicht) bei den A.D.R.s. Der Vorschlag wurde lächelnd mit der Begründung abgetan: das sei gar nicht nötig, da ja alles sehr schon auch so gehe.

Alls sich die Lage bei der 1. und 2. Armee östlich Paris verschärfte, entsandte der Chef des Generalstabes den Aronpring Wilhelm, Erinnerungen. 13

Dberstleutnant Hentsch als Nachrichtenossizier der Obersten Here Keeresleitung auf eine Drientierungsfahrt zu den A.D.A.s. Man legte, wie mir der rühmlichst bekannte Chef der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht, General von Kuhl, einst sagte, die Entscheidung über den Auszang der Schlacht geradezu in seine Hand.

Hentsch erschien bei Beginn seiner Reise zunächst am Nachmittage des 8. September beim A.D.R. 5 in Varennes und gab uns hier ein Bild der Gesamtlage, soweit man diese in Luxemburg kannte. Nach diesen Aussführungen ergab sich für den sachlich ruhigen Beurteiler ein keineswegs unbefriedigendes Gesamtbild, aus dem allerdings hervorging, daß der bisher rasch vorwärtssträngende Siegeslauf zunächst zum Stillstand gekommen war. In direktem Anschluß an seinen Besuch beim A.D.R. 5 suhr Hentsch dann die ganze Front ab über A.D.R. 4, 3, 2 und 1, um persönliche Eindrücke zu gewinnen.

Hier nun, bei den Besuchen der anderen Urmeen, setzt jene unglückselige Wirksamkeit des Offiziers ein, von der ich andeutend schon gesprochen habe. Mag sein, daß Hentsch auf seiner Fahrt und namentlich beim U.D.R. 2 wirklich recht ungünstige Eindrücke gewann, mag auch sein, daß die Nerven ihm versagten, jedenfalls hat er beim U.D.R. 2, anstatt es mit schärster Energie zu rückssichem Widerstande anzuspornen, dem Rückzugsentschluß voll zugestimmt. Die Darstellung, die er dann weister von der Auflösung der 2. Urmee gab, und der Gesbrauch seiner vermeintlichen Vollmacht, den Rückzug sür die Urmeen selbständig anordnen zu können, veranlaßte schließlich auch die 1. Urmee, die ihre direkte Fühlung mit

der 2. Armee nicht hatte aufrecht erhalten können, nach starkem Widerstreben am 9. September ihrerseits den Rückzug auf Soissons anzutreten. Diese, die Vorgänge bei der 1. Armee bezeichnende Darstellung habe ich persönlich gleichfalls aus dem Munde des damaligen Generalsstabschefs der Armee, General von Ruhl, gehört, auf dessen Urteil unbedingter Verlaß ist. Bei der 3. und 4. Armee hat Oberstleutnant Hentsch, so viel ich weiß, die gleiche traurige Wirkung erzielt — ein Zwang durch den Feind lag nicht vor.

Meine 5. Urmee griff in diesen kritischen Tagen der Hentschichen Reisetätigkeit in der Linie Vavincourt—Rembercourt—Beauzée—St. Undré ohne Erfolg an und bereitete zugleich einen für den 10. September angesetzten Nachtangriff vor, dessen Zweck es war, uns in der beengten Lage, in der wir uns, eingekeilt zwischen Verdum und den unwegsamen Urgonnen, befanden, mehr Luft und Bewegungsfreiheit zu schaffen. Der Plan zu diesem Nachtangriffe, an dem die Beteiligung des XIII. U.R. einschließlich der 12. R.D. und des XVI. U.R. vorgesehen war, wurde von der D.H.L., die durch inzwischen bei ihr einlaufende Nachrichten von Hentsch in der Beurteilung der Gesamtlage sichtlich immer unruhiger wurde, zunächst nicht gebilligt, dann aber auf mehrsache Vorstellung meines U.D.R.s gutgeheißen.

Das Unternehmen wurde also pünktlich durchgeführt und glückte glänzend: die Armee erkämpste die Linie Louppy le Petit—Höhen östlich Rembercourt—Höhen nordöstlich Courcelles—Souilly. Die französische Armee Sarrails baute unter unserem Stoße nachweislich rund zwanzig Kilometer ab.

Um Tage dieses nächtlichen Erfolges, also am 10. September, kam Oberstleutnant Hentsch von seiner Rundschrt zu den A.D.A.s über Varennes zurück. Sein Urteil über die Gesamtlage war seit seinem ersten Besuche ausgesprochen pessimistisch geworden. Er sprach sich hosse nungslos über die Zustände am rechten Flügel aus und verlangte auch von mir die sofortige Zurücknahme der 5. Armee. Nach seiner Darstellung erschienen die 1. und 2. Armee nur noch als flüchtende Trümmer, die 3. Armee hielt sich mühsam, die 4. war leidlich in Ordnung.

Ich erklärfe dem Oberstleufnant Hentsch, daß von einem sofortigen Rückzuge der z. Urmee gar keine Rede sein könne, daß ein Zwang hierzu sich weder aus dem Gesamtbilde noch aus der Lage bei der Urmee ergebe und daß auch, ehe der Gedanke überhaupt erwogen werden könne, die Rückführung aller meiner Verwundeten aus dem soeben glücklich durchgeführten Unternehmen gesichert sein müsse. Als Hentsch trotz dieser Einwände dringlich wurde, fragte ich ihn nach seiner schriftlichen Vollmacht — er besaß keine. Darauf habe ich ihm beseutet, daß wir nicht in der Lage seien, seinen Wünschen nachzugeben.

Mit dem Rückzuge von der Marne war der große Schlieffensche Plan zusammengebrochen. Die rasche Niederwerfung Frankreichs war die Voraussetzung. Uns vergeßlich wird mir der erschütternde Eindruck bleiben, den ich empfing, als am 11. September vormittags plößslich General von Moltke mit Oberstleutnant Tappen in meinem Hauptquartier in Varennes en Urgonnes erschien — ein gebrochener Mann, der buchstäblich mit Tränen kämpste. Nach seinem Eindrucke war das ganze

deutsche Heer geschlagen und flutete sast unaufhaltsam zurück. Er legte dar, er wisse noch nicht, wo dieser Rückzung zum Stehen kommen würde. Wie er zu dieser Auffassung gelangt sein mochte, blieb uns damals unversständlich.

Er war sehr erstaunt darüber, daß er im A.D.K. 5 eine durchaus ruhige und zuversichtliche Beurteilung der Lage antraf, ließ sich hierdurch jedoch nicht zu einer besseren Auffassung bekehren und verlangte von mir — wie Hentscham Tage vorher — die sofortige Rücknahme meiner Armee. Da irgend ein ersichtlicher oder zwingender Grund zu einem solchen übereilten Schritte auch jest nicht vorslag, kam es hierüber zu einer lebhasten Auseinanderssehung, an deren Schluß ich erklärte: Solange ich Obersbesehlshaber meiner Armee sei, trüge ich die Verantswortung für die Armee, und eine sofortige Zurücknahme könne ich mit Rücksicht auf die notwendige Vergung und den schonenden Abtransport meiner Verwundeten nicht zugeben.

Tief bewegt fuhr General von Moltke wieder ab. Menschlich hatte ich das tiefste Mitleid mit dem völlig geknickten Manne, aber als Soldat und Führer konnte ich einen derartigen seelischen Zusammenbruch nicht versstehen.

Um Nachmittage des 11. September überbrachte dann Oberst v. Dommes die nochmalige Weisung der D.H.L. sür den Rückzug meiner Urmee nach der Gegend östlich St. Menehould. Er schlug dabei vor, den Güdrand des Urgonner-Waldes zu halten. Dem gegenüber entschloß sich das U.D.R., noch weiter nach Norden zurückzugehen in die Linie Upremont—Baulnn—Montsaucon—Ger-

court, da es ihm nicht angezeigt schien, vorwärts der auf Befehl der D.H.L. bereits im Rückmarsch begriffenen 4. Urmee zu bleiben, während es dem nunmehr losges lassenen Gegner freistand, auch aus Verdun in jeder besliebigen Richtung hervorzubrechen und damit die rückwärtigen Verbindungen nicht nur der 5. Urmee, sondern des ganzen Westheeres zu bedrohen.

Erst nach Nückführung aller Verwundeten ging die 5. Urmee, ohne im geringsten vom Feinde gedrängt zu werden, in den Tagen vom 12. bis zum 15. September in voller Ordnung und mit dem Gefühle stärkster Überslegenheit in diese neuen Stellungen zurück. Sarrail gestraute sich nicht, uns anzupacken; es wäre ihm auch schlecht bekommen. Ich habe mit eigenen Augen von den Höhen hart nördlich Varennes die letzten Nachhuten des XIII. und XVI. Korps ihre Schützengräben ausheben sehen und konnte dabei sessssielen, daß der Feind nirgends außer mit Kavalleries Patrouillen gefolgt war.

Ich hatte übrigens im Laufe des Krieges Gelegenheit, mit Hunderten von Offizieren aller Grade und mit ebensovielen Mannschaften der ganzen Front über die vershängnisvollen Vorgängewährend der Kampshandlungen der ersten Marneschlacht zu sprechen. Was ich da zu hören bekam, war immer wieder das gleiche: Wir hatten die französischen Gegenangriffe vollkommen abgeschlagen und gingen selbst zum Angriff vor, der überall erfolgreich zu werden versprach — da kam der unverständliche Rückzugsbesehl.

Mein Bruder Eifel Fritz führte in jenen Tagen das erste Garde-Regiment. Er schilderte mir später oft in tief-ehrlichem Zorn den Tag: "Wir waren in vollem

Ungriff auf die frangosische Stellung, nachdem wir verichiedene frangofische Begenangriffe abgeschlagen batten. Unsere Leute waren zwar sehr ermudet, aber sie gingen tapfer und entschlossen vor. Überall fah man die Franzosen zurudlaufen, wir hielten den Gieg in der Sand da kam ein Ordonnangoffizier mit dem verfluchten Befehl, sofort den Ungriff einzustellen und den Rudmarsch angutreten!" Er fagte mir, es feien die qualvollften Stunden seines Lebens gewesen, als er mit seinen braven Leuten den ganzen in schwerem Ringen erkämpften Weg wieder zurud mußte und als fie die Bermundeten faben, die nun sicher in Gefangenschaft fielen. Unsere famofen Grenadiere hatten es garnicht glauben wollen und nur immer wieder gefragt: "Warum muffen wir gurud, wir haben doch die Frangosen geschlagen?!"

Und sie hatten Recht. Das deutsche Beer ift an der Marne nicht geschlagen, es ist von seinen Führern zurückgenommen worden. Die Schlacht ging verloren, weil die Dberfte Führung sie verloren gab, sie hatte trot unserer zahlenmäßigen Unterlegenheit — das Kräfteverhältnis ftand wie eins zu zwei - zum Giege führen muffen, wenn die Oberfte Führung die Lage flar erfaßt und wenn fie

zwedmäßig und entschlossen gehandelt hätte.

Es ift nicht nachträgliche Weisheit, sondern die Wiedergabe eines Eindrudes, der sich mir damals ichon angesichts ber Gesamtlage aufdrängte, daß in einer starken Busammenfassung unseres rechten Flügels zu einheitlicher Affion und in seiner Verstärkung durch eine technisch durchaus mögliche Verschiebung von Kräften aus dem linken Alugel eine Beseitigung ber Gefahrpunkte unschwer hätte gelingen muffen.

Den General von Moltke habe ich nach diesen qualvollen Ereignissen nur noch einmal gesehen.

Es war im Hauptquartier Charleville. Er war seines Kommandos bereits enthoben; ich sand ihn, um Jahre gealtert, in einem kleinen Zimmer der Präsektur über die Karten gebeugt, in sich zusammengesunken. Der Un-blick war erschütternd. Worte ließen sich nicht sinden, mein Händedruck sagte ihm wohl alles, was zu sagen blieb.

In Berlin ist er am Ende an gebrochenem Herzen gestorben. Mit ihm ging ein echter preußischer Offizier, ein vornehmer Edelmann dahin. Daß ihm eine Aufgabe gestellt worden war, die über seine Kräfte ging — daß er sie in einem mißverstandenen Pflichtgefühl, wider Willen und in Erkenntnis seiner Unzulänglichkeit, doch auf sich genommen hat, war sein Verhängnis geworden. Seines — und das unsrige.

Ende Oftober 1920.

Mun bin ich in der zweiten Hälfte dieses Monats doch noch einmal drüben auf dem festen Land gewesen. Zum Zweiundzwanzigsten, dem Geburtstage der Mutter.

Stille, fraurige Tage waren das in Doorn, denn keinem, der sie liebt, kann es entgehen, wie ihre Kräfte schwinden, sich in all dem Leid verzehren. Das Ende meines Bruders Joachim ist nicht verwunden in dem Mutterherzen, das gerade um ihn, als um den schwächsten von uns Brüdern, immer so viel Gorge getragen hat. Un dem Geburtstag selbst mußte sie liegen; da konnte ich nur bei ihr an dem Bette sitzen, die schmal gewordene Hand in meiner halten

und zu ihr reden. Eine Menge kleiner harmloser Heiterkeiten aus meiner Inselwirtschaft habe ich ihr erzählt und war so froh, wie ich das gütige Gesicht dann immer wieder leise lächeln sah. Aber das kommt wie ein Sonnenschein— und vergeht wieder. Und auch wenn sie auf ist, durch die Zimmer geht und mit den müden Augen über all die alten Möbel und Erinnerungsstücke aus vergangenen Zeiten in Zerlin und Potsdam hinblickt, hinstreichelt so ist das alles wie ein stilles Abschiednehmen.

Auch mein Dukel, der Prinz Heinrich, war in Doorn und ist dann auf der Rückkehr zu meiner Freude für einen

Lag zu mir nach Wieringen gekommen.

Müldner soll im November wieder einmal nach der Heimat und hören, sehen, wie die Zustände jetzt sind. Wie der gute Vater Noah, der die Taube ausschickte, "auf daß er erführe, ob das Gewässer gefallen wäre auf Erden," komme ich mir bei diesen Reisen immer vor. Wann wird er mit dem Ölblatt wiederkommen?

Unser alter, stets hilfsbereiter Freund Major von Jena soll ihn während dieser Abwesenheit vertreten und mir und meinen beiden Hunden und nieiner Kate in meiner Arche hier Gesellschaft leisten.

Ich habe vor wenigen Wochen versucht, in diesen Blättern gegen das alberne Geschwäß anzugehen, das mich mit dem Mißerfolg der ersten Marneschlacht in Verbindung zu bringen sucht. Ich möchte im Anschluß daran noch eine zweite Lügenlegende zerstören.

Unter den vielen Unwahrheiten, die Böswilligkeit oder Dummheit über mich in die Welt gesetzt und verbreitet haben, steht auch der Anwurf, ich sei an den schweren Verlusten und an dem schließlichen Mißersolge vor Verdun schuld. Die Zähigkeit, mit der diese Behauptung immer wieder auftaucht, macht eine Klarstellung der Tatsachen notwendig.

Der Befehl, Berdun anzugreifen, ist nicht von mir ausgegangen, sondern beruhte auf einem Entschlusse der Obersten Führung. Zum Ausdruck kommt die Absicht zu diesem Unternehmen und kommen die allgemeinen Ideen, aus denen es der D.S.L. vorteilhaft erschien, bereifs in einem Vortrage, den General von Falkenhann als Chef des Generalstabes des Feldheeres dem Raiser um Weihnachten 1915 gehalten hat. Da heißt es: "Hinter dem frangösischen Abschnitt der Westfront gibt es in Reichweite Biele, für deren Behauptung die französische Rührung gezwungen ist, den letten Mann einzusetzen. Tut sie es, so werden sich Frankreichs Rrafte verbluten, da es ein Ausweichen nicht gibt, gleichgültig, ob wir das Ziel selbst erreichen ober nicht. Tut sie es nicht und fällt das Ziel in unsere Sande, dann wird die moralische Wirkung in Frankreich ungeheuer sein. Deutschland wird nicht gezwungen fein, sich für die räumlich eng begrenzte Operation so zu verausgaben, daß alle anderen Fronten bedenklich entblößt werden. Es kann mit Buversicht den an ihnen zu erwartenden Entlastungeunternehmungen entgegenseben, ja hoffen, Kräfte in genügender Bahl zu erübrigen, um den Ungriffen mit Gegenstößen begegnen zu können." Bald darauf erfeilte die D.H.L. dem A.D.R. 5 den Befehl zum Angriff auf Verdun. Mitbestimmend zu diesem Entschlusse der D. H. L. war zweifellos auch der Wunsch und die aus unserer zahlenmäßigen Unterlegenheit sich ergebende Notwendigkeit,

einem erwarteten Angrisse der Gegner aus deren ungeschwächter Kraft und gegen einen uns etwa unerwünschten Frontabschnitt zuvorzukommen. Die Organisation der Engländer war um diese Zeit wirksam geworden, die Entslastung der Franzosen war eingetreten. Der Gegner besaß im Frühjahre 1916 im Westen eine Übermacht von mehr als einer Million Kämpfern — nach General von Falkenhanns eigener Angabe standen 2350000 Deutsche gegen 3470000 Streiter der Entente — und ein geswaltiges Mehr an Material.

Bei der Beurteilung des Angriffsentwurfes vertrat das A.D. K. 5 die Ansicht, es müsse beiderseits der Maas mit starken Kräften gleichzeitig angegriffen werden. Ein solches Vorgehen lehnte die D.H. ab. Der alleinige Angriff auf dem Ostuser ist auf direkten Befehl der D.H.L. hin ausgeführt worden. Aber auch dieser Angriff wäre wahrscheinlich gelungen, wenn nicht ungünstige Umsstände eingetreten wären.

Die Vorbereitungen zum Angriff waren den Franzosen vollständig entgangen. Der Artillerieausmarsch war in keiner Weise gestört worden, die Angriffsinsanterie hatte in der Sturm-Ausgangsstellung kaum Verluste. Alles war glänzend vorbereitet. Da traten am Abend vor dem ursprünglich vorgesehenen Angriffstage strömende Regengüsse und Schneetreiben ein, die der Artillerie jede Möglichkeit nahmen, ihre besohlenen Ziele unter Feuer zu nehmen. Der Angriff mußte von Zag zu Zag ausgeschoben werden, so daß der Sturm erst zehn Zage später als ursprünglich beabsichtigt ersolgen konnte. Wir haben damals beim U.D.R. qualvolle Zeiten durchlebt, denn, wie die Dinge lagen, bedeutete

jeder verlorene Tag, jede verlorene Stunde Verminderungen unserer Aussichten auf raschen Erfolg. In der Tat ist in dieser Wartezeit der ganze Angriff den Franzosen durch zwei übergelausene Landwehrmänner elende Schufte — verraten worden.

Trothem wurde es unseren Gegnern nicht mehr möglich, die nötigen Gegenmaßregeln schnell genug durchzuführen. Der Angriff begann am 21. Februar 1916, und die überwältigenden Erfolge der drei ersten Tage sind bekannt. Die Infanterie des III., XVIII. A.R. und VII. Reservekorps vollbrachte auf ihrem Sturmwege Wunder der Tapferkeit. Die Einnahme des Forts Douaumont war die Krönung. Und auch jetzt noch wäre es gelungen, die gesamte Ostfront von Verdun zu überrennen, wären die uns zugesagten Reserven rechtzeitig zur Stelle gewesen. Warum diese nicht eintrasen, entzieht sich meiner Kenntnis.

Mir hat damals der Stürmer des Forts Douaumont, der Hauptmann von Brandis, erzählt, er habe am vierten Tage selbst beobachtet, daß in der ganzen Gegend zwischen Douaumont—Souville—Tavannes kein Franzose mehr war. Aber unsere eigenen Truppen waren am Ende ihrer Kräfte. Das Wetter war entsetzlich, und die Verpslegung konnte nicht überall rechtzeitig herangeführt werden. Daß es wohl möglich gewesen wäre, bei sofortiger Fortsetzung des Ungriffes die gesamte Ostfront von Verdun zu nehmen, geht schon allein daraus hervor, daß die örtsliche Führung der Franzosen bereits die Räumung der Ostfront besohlen hatte. Diesen Besehl hat erst General Josser rückgängig gemacht. Uns dem mir unlängst zugegangenen Berichte eines französischen Offiziers aber,

der bei Verdun mitgekämpst hat und die Rämpse beschreibt, ergibt sich, daß am dritten Tage die Verteidisgung der Ostsront von Verdun in der Lat gebrochen war. Die ganze Gefahr der Lage für die Franzosen am 24. Februar schildert auch General Mangin in seinen Ausssührungen in der Revue des Deux Mondes.

Die nach einer ungeheuren militärischen Leistung eins getretene Ermüdung unserer Sturmtruppen und der Mangel an Reserven haben uns um den Siegespreis

gebracht.

Ich klage nicht an, ich stelle nur die Satsachen fest. Von diesem Tage ab war das Moment der Über. raschung dabin, und die bisher stark vorwärtsdrängenden Stürme verwandelten sich in ein ungeheures Ringen und Burgen um jeden Bugbreit Boden. Schon nach wenis gen Wochen wurde mir hierbei flar, daß es nicht mög. lich fein wurde, die gabe Berteidigung gu durchbrechen, und daß die eigenen Berlufte auf die Dauer in feinem Berhältniffe zu dem Bewinn ftanden. Go habe ich bann bald alles daran gesett, den Angriff einzustellen, und ich habe diese meine Unsicht und die aus ihr gefolgerten Vorichlage mehrfach mundlich zum Alusdruck gebracht. Es wurde meinen Darlegungen, mit denen ich übrigens in einen gewissen Gegensatz zu der Auffassung meines damaligen Chefs, des Generals Schmidt von Anobelsdorf trat, zunächst nicht Folge gegeben, der Befehl lautete auf weitere Fortsetzung des Ungriffes. Daß ein anderer Entschluß für die D.H.L. angesichts der hoben moralis schen Werte, die an eine Aufrechthaltung des Unterneh. mens gebunden waren, ungeheuere Widerstände überwinden mußte und daß die D.S.L. den Rampf um

Verdun aus anderen Gesichtspunkten werten mußte als der Oberbefehlshaber des A.D.R. 5, ist ohne weiteres zuzugeben. Trothem glaube ich, daß meine Unregungen, auch von diesem höheren Standpunkte aus betrachtet, damals schon das Richtige trafen.

Als sich die Lage später so verschärfte, daß ich die Fortsetzung des Angrisses im Hindlick auf die Nutslosigsteit der Opfer nicht mehr verantworten zu können glaubte, din ich in persönlichem Vortrage dei Seiner Majestät dem Kaiser und auch schriftlich dei der D.H. vorstellig geworden, worauf der Kaiser meiner Ansicht beigetreten ist und die von mir gewünschte Einstellung des Angrisses genehmigt hat. Sie ist, nachdem General Falkenhann am 29. August als Chef des Generalstades des Feldheeres und von der Leitung der Operationen zurückgetreten war, von Generalseldmarschall von Hindenburg am 2. September 1916 zugleich mit der Anweisung, die erreichte Linie als Dauerstellung auszubauen, besohlen worden.

So traurig das Endergebnis gewesen ist, so soll man doch andererseits nicht vergessen, daß, wenn auch uns der Angriss auf Verdun schwerste Verluste gekostet hat, die Franzosen in noch viel höherem Maße unter diesen Rämpsen gelitten haben. Etwa fünsundsiedzig französische Divisionen sind in dem Höllenkessel von Verdun zerschlagen worden. Die Wucht des französischen Anpralles an der Somme ist so durch Verdun ganz außerordentlich gemindert worden, und es bleibt unübersehbar, welche Folgen die Somme Offenswe gehabt hätte, wenn die Schlacht vor Verdun nicht die Hilfsquellen Frankreichs an Menschen und Material in diesem Maße vorzeitig gebunden und verzehrt hätte.

Ich möchte die Darlegungen über meine Stellung zu den Rämpfen um Verdun nicht schließen, ohne mich auch noch mit einem Schimpfe auseinandergesetzt zu haben, der mir seit nun zwei Jahren immer wieder aus solchen Zeitungen, die lieber ein billiges Schlagwort gebrauchen als der Wahrheit Raum gewähren, seige und verleumderisch entgegenspringt.

Gerade dieser Tage konnt' ich's wieder lesen: "— der Kronprinz, der lachende Mörder von Verdun —"

Salle und Bitterkeit in das karg genug bemessene Licht, das mir auf meiner Insel hier, die von dreis hundertfünfundsechzig Tagen dreihundert Tage lang in Sturm und Nebel liegt, verbleibt.

"— der lachende Mörder von Verdun —" das bin also ich. Eigentlich könnte man ja daran gewöhnt sein, so oft hat man die gleiche Niederträchtigkeit nun schon gelesen. Über sie trifft mich immer wieder, weil sie an das rührt, was ich mir als letzten sichersten Besitz aus diesem Krieg und Niederbruch gerettet habe: an die reine Erinnerung meines Verhältnisses zu der mir anvertrauten Truppe — an das Wissen: die Leute und du, ihr habt euch verstanden und vertraut, und ihr habt mit Recht aneinander geglandt, denn jeder hat an seinem Teil sein Bestes gefan und gegeben.

Was von Verdun und meiner Rolle in dem Ringen um die Festung zu berichten ist, das habe ich ausgesprochen. Bliebe noch über mein Verhältnis zu der Truppe etwas zu sagen — und über mein Lachen.

Beinahe widerstrebt es mir, zum ersten dieser beiden Punkte überhaupt viel Worte zu machen. Nur dieses sei bemerkt: Mir waren meine in ungezählten Kämpsen

als tapfer und tren erprobten Divisionen wahrhaft wie Rinder ans Berg gewachsen, und ich habe stets alles getan, was in meinen Kräften stand, um ihnen 216lösung, Ruhe, Verpflegung, Fürsorge und Auszeichnungen zu feil werden zu lassen — so weit sich das unter den harten Umständen des Krieges nur irgend schaffen ließ. Wann und wo irgend möglich — das heißt: immer wieder, wenn mir die Pflichten meiner Stellung die längere Entfernung von dem Dberkommando der Heeresgruppe möglich machten — bin ich zu meinen kämpfenden Truppen in die im Teuer liegenden Abschnitte nach vorne gegangen, habe mit eigenen Augen nach ihrer Lage gesehen, wenn möglich dann auf Grund des eigenen Erkennens Erleichterungen für fie durchzusetzen gesucht. Das war in den Argonnen nicht anders als vor Verdun oder in den Kreidegraben der Champagne, und es wird wenig Kämpfer unter den vielen Sunderttausenden geben, die meinem Oberbefehl im Lauf des ungeheueren Ringens unterstanden haben, die mich nicht so in ihren Kampfabschnitten gesehen haben.

So kann ich, statt viel Worte zu verlieren, sie alle, meine tapferen Offiziere, Unterossiziere und Mannschaften der alten 5. Urmee und der Heeresgruppe, ohne Scheu zu Zeugen dafür aufrusen, wie ich zu ihnen stand. Das Wissen, daß sie mir alle meine Liebe mit unvergleichlicher Soldatentugend, mit Treue und Tapfersteit gedankt, daß sie rein menschlich an mir gehangen haben, das ist für mich noch heute ein Stück Glück, das ich mir aus der Vergangenheit herüber gerettet habe — und das mir auch kein leichtfertiger Hetzer mit seinen lügnerischen Unwürsen zerstören soll!

"— der Kronpring, der lachende Mörder von Bersbun —"

Allso schließlich: mein Lachen.

Ja, und noch einmal ja: Ich habe gern gelacht in meinen jungen Jahren und bin ein Trübsalbläser und ein matter Stubenhoder nie gewesen. Ich habe gern gelacht, weil ich das Leben damals schön und reich gefunden habe und weil mir dabei war, als ob mein Lachen etwas wie ein Dank an das Geschick sei, das mich frisch, gesund und gläubig meine Kräfte fühlen ließ.

Ich habe auch im Krieg, troß alles bitter Schweren, mein Lachen nicht völlig verlernt. Wer mitgemacht hat und ein ganzer Kerl ist, der hat das sicher auch an sich selbst erlebt, wie damals gerade in den schweren Zeiten alles in einem sortgedrängt hat von dem unerhörten Grauen, von Tod und von Vernichtung, und man beinahe gierig nach jedem Empsinden und jeder Äußerung der Zejahung dieses ewig zwischen hier und dem zweiselzlos besseren Jenseits pendelnden Lebens gewesen ist. Also auch damals habe ich aus meinem Gesichte kein Theater für ein registrierendes Publikum gemacht, sonz dern habe es gezeigt, wie es war.

Daß mir das auch in jener Zeit schon in der Heimat, vielleicht auch in der Etappe, hier und da üble Zenssuren eintrug, weiß ich: Der Kronprinz sieht immer vergnügt aus — er nimmt die Dinge wohl nicht allszuschwer —

Thr lieben, braven Ausdeuter und Klugschwäßer, was habt denn ihr gewußt?! Wenn ich mich damals halb so viel um euch gekümmert hätte wie ihr um mich, dann wäre mir mein Lachen vielleicht doch vergangen. Kronpring Wilhelm, Erinnerungen. 14

Ich aber habe mich allein um eines gesorgt und gekümmert: um die mir anvertrauten Männer, die im Kampfe standen. Und nur wenn diese meine alten Kämpfer, die mir an das Herz gewachsen waren und deren ich heute wie je in Liebe und in kameradschaftlicher Zugehörigkeit gedenke — wenn die etwa an meinem Lachen Unstoß nahmen, dann sollt ihr Recht behalten haben!

Die aber haben mir dafür gedankt und haben mich verstanden. Um derentwegen habe ich auch wirklich mehr als einmal gelächelt und gelacht — auch wenn mir nicht eben danach zu mute war.

Bilder drängen mir aus den schweren Tagen zu. Es ist Besichtigung eines Refrutendepots. Der jungere Jahrgang hat seine Alusbildung beendet, jest soll er an die Front. Da stehen nun sechshundert kaum der Anabenzeit entwachsene frische, liebe deutsche Jungen eigentlich sind sie ja noch viel zu jung für das schwere Sandwerk! Erwartend, fieberig find ihre hellen Augen auf mich gerichtet: was wird der Kronpring ihnen fagen? - Und da steigt es einem in der Rehle boch, und die Augen wollen trübe werden — ich sah schon zu viele geben und zu wenige wiederkehren, und dies sind ja beinabe noch Rinder! Durfen diese Jungen seben, was in mir vorgeht? Nein! Man reißt sich zusammen - und lächelt - und spricht zu ihnen: "Rameraden, denkt an die Heimat, es muß sein, es wird mir schwer, euch ziehen zu laffen, aber ihr werdet eure Gache ichon gut ichaffen. Erweist euch würdig der Rameraden an ber Front. Gott ichute euch!" Und nun jubeln fie mir zu und gehen gläubig ihren schweren Weg. -

Es ist Großkampf. Ernste Meldungen von der Front, der Feind ist an einer gefährlichen Stelle eingebrochen, im Zimmer des Chefs sitze ich vor der Karte, das Tezlephon neben mir. Wir haben die Reserven herangez führt, die Artillerie und Flieger sind angesetzt, und nun wartet man auf Meldungen. Das Telephon klingelt, man reißt den Hörer ans Ohr. Meldung vom A.D.K.: Die Einbruchstelle hat sich erweitert, wir hoffen aber in der Linie A bis B halten zu können. Die schwersten Sorgen drücken auf den Chef und auf den Oberbesehlschaber. Reserven sind nicht mehr verfügbar, der letzte Mann, das letzte Maschinengewehr ist in Marsch gezsetzt. Zetzt muß die Truppe es machen. Wird sie es machen?

Dann trete ich aus dem Oberkommando, um mit dem bereitstehenden Auto nach vorne in das Gebiet des Alnzgriffes zu sahren. Hunderte von Soldaten stehen auf der Straße; ihre fragenden Augen sind unsicher auf mich gerichtet. Die Schwierigkeit der Lage vorne hat sich herumgesprochen, richtig nach Panikstimmung sieht es hier aus. Da richte ich mich auf und ruse ihnen zu: "Kinder, es sind schwere Kämpfe im Gange, aber die Sache wird geschafft, muß geschafft werden, und ihr müßt mir dabei helsen." Und dabei lächle ich ihnen zu. Da wissen sie Wohl, es geht hart auf hart, und vielzleicht kommt es bitter schwer. Aber er glaubt an uns, und er läßt selbst den Kopf nicht hängen — es wird werden.

Und statt des dumpfen Schweigens, das ich fand, tönen jest zustimmende Rufe hinter mir ber. —

Ein anderes Bild. Es ift nach dem ichweren Ringen

am Chemin des Dames. Ich fahre zu einem Regiment, das soeben aus den Kämpfen kommt und auf dem Boveruden einige Tage ausruhen soll. Die Leute haben sich in Granattrichtern und in alten frangosischen Unterständen notdürftig eingerichtet. Mit vielen spreche ich; die Männer sind sehr abgespannt. - Da sitt in einem Granattrichter eine Korporalschaft und spielt Gtat. 3ch setze mich dazu und stifte drei Mark in die Kasse. Und nun geht's los. Alles waschechte Berliner Jungens -Die meisten kennen mich von zu Hause. Gie schimpfen gunächst, daß der Krieg so lange dauert, aber behaupten trogdem: "wir wern det Rind ichon ichaukeln." Ich muß fort zu anderen Truppen. Da steht so ein alter Knabe auf, fünfundvierzig ist er wohl, und hält mir seine raube Hand hin, fagt: "Gie sind unser oller Willem, und det Ge uns hier besucht haben, vergessen wir Ihnen nich; wenn wir wieder injesett werden, dann denken wir an Ihnen, und Gie follen mit uns zufrieden fin." Und bann ertont ein donnerndes Hurra über den blutgetränkten Chemin des Dames. -

Go also war es mit dem Lachen.

Ja — und da ich schon dabei bin, so soll noch ein Bekennenis her: Ich kann's auch heute noch!

Ullen Schicksalsschlägen und Widrigkeiten und aller Enge und Einsamkeit zum Trotz: Auch jest noch spüre ich es manchmal froh und unbefangen aus mir quellen — und danke meinem Gott dafür, daß er mir das ge-lassen hat!

Gestern erst, als ich in Den Dever drüben mit den Fischerkindern spielte — und letzthin, als ich mir da mit dem Schmiedegesellen eins erzählte.

Dezember 1920.

Dibel? "Da aber die Taube nicht fand, da ihr Fuß ruhen konnte, kam sie wieder zu ihm in den Rasten; denn das Gewässer war noch auf dem ganzen Erdboden. Da tat er die Hand heraus und nahm sie zu sich in den Rassen. — Da harrete er noch andere sieben Tage."

Go bleibt nichts, als das Herz in beide Hände nehmen und in den dritten Winter auf der Insel gehen.

Eine große Freude habe ich erlebt: Besuch! Meine kleine Schwester ist auf dem Rückwege von Doorn auf ein paar Tage auch bei mir gewesen. Wer wissen könnte, was wir einander seit Kindheitstagen sind — der "große Bruder" der kleinen Sissy und umgekehrt — der könnte auch mit uns fühlen, wie viel uns beiden dieses Wiederssehen nach so langen Jahren gegeben hat.

Raum daß meine kleine Herzogin dann wieder abgereist war, hat auch das Stürmen von der Gee her eingesetzt. Wüst — ohne Pause durch Tag und Nacht. Gerade daß das Fegen uns das Dach der Pastorie nicht über unseren Köpfen sortgerissen hat. Wie im Großangriff ist der Winter diesmal über uns hergefallen: mit jäh hereinbrechendem Ubsinken der Temperatur, mit Schneetreiben und harten Frösten und Eismassen in der Zuidersee. Schlimmer noch als der bittere erste Winter unseres Hierseins vor zwei Jahren läßt er sich an.

Jett machen schneibend scharfer Nordost und schwerer Eisgang in der See die Verbindung mit dem Festlande beinahe unmöglich. Dazu ist die Telephonverbindung

unterbrochen, so daß man richtig abgeschnitten ist von aller Welt.

Und die letten Nachrichten vom Krankenbette meiner lieben Mutter so bitter trübe, daß man alles befürchten muß. Denk' ich daran, so drängt sich mir wie ein Gebet der Gedanke auf: Nicht jett — in diesen Tagen nicht!—

Um drei Uhr, spätestens um vier Uhr ist es dunkle Nacht. Dann sige ich neben dem kleinen Eisenofen bei der Petroleumlampe vor den Büchern, vor den Papieren.

Wenn ich das Büchergestell mit den Bänden überschaue: Was habe ich nicht alles gelesen und durchgeackert in den beiden Jahren! Mehr als in den sechsunddreißig anderen, die vorhergegangen sind.

Während des Krieges waren mein U.D.K. 5 und meine Heeresgruppe oft das Ziel für Besucher aus der Heimaf und aus dem neutralen Auslande. Von einigen dieser Besuche sei hier kurz gesprochen. —

Die deutschen Bundesfürsten kamen häusig, um ihre Truppen zu sehen, und mit manch einem von ihnen konnte ich eingehende Gespräche über die Gesamtlage und über die Verhältnisse in der Heimat führen; häusig genug gingen ihre Mahnungen dahin, jede irgend mögsliche Gelegenheit zur Verständigung mit den Gegnern zu suchen, und ich teilte diesen Gedanken durchaus mit ihnen. Es ist sehr zu bedauern, daß die deutschen Bundesfürsten nicht öfter von der Reichsleitung gehört wurden, viele von ihnen haben das Unglück sehr wohl kommen sehen. Der bundesstaatliche Charakter des Deutschen Reiches, den Bismarck stets ängstlich hütete, war leider in den letzten fünszehn Jahren allzusehr in

den Hintergrund gedrängt worden durch die zu große Zentralisation in Berlin. Man übersah, daß gerade der Stolz auf die eigene engere Stammesart den besten Ritt für das Reich bildete.

Von hervorragenden Persönlichkeiten, die aus vers bündeten oder befreundeten Staaten als Besucher zu mir kamen, seien erwähnt Enver Pascha, der Kronprinz Boris von Bulgarien, Graf Tisza, Kaiser Karl und Sven Hedin.

Graf Ottokar Czernin war zweimal bei mir, und wir hatten aussührliche politische Gespräche. Ich gewann hierbei den Eindruck, einen vornehmen und klugen Staatsmann por mir zu haben, der die tatsächlich por bandenen Verhältniffe flar überblichte und mit ihnen rechnen wollte. Er war, als ich mich im Gommer 1917 in Charleville mit ihm eingehend über die ichon recht drudend gewordene Lage besprach, der Unsicht, daß die Doppelmonarchie bereits am Ende der Kräfte angelangt fei, daß sie sich nur durch stimulierende Mittel noch weiter im Rampfe aufrecht erhalte und daß auch für uns die Gipfellinie unserer militärischen Leistungsfähigkeit überschritten sei. Go sah er einen kommenden Busammenbruch vor Mugen und wollte diesen rechtzeitig burch größere greifbare Ronzessionen an unfere Begner verhindern. Gin Verständigungsfrieden auf Grund von Singaben und Opfern von seiten der Zentralmächte war fein Ziel, und aus feinen Worten ichien eine gewisse Überzeugtheit davon zu klingen, daß dieses Biel, wenn die Voraussetzungen gesichert maren, erreicht werden konne. Wir follten größere Teile der Reichs: lande an Frankreich abtreten und Rompensationen dafür

im Often finden, wo auf eine Eingliederung Polens zuzüglich Galiziens zum Reiche hingewirkt werden sollte. Bfterreich seinerseits wollte nicht nur Galizien preisgeben, sondern auch das Trentino an Italien überlassen. Ich konnte mich angesichts der mir nur allzuwohl bekannten Schwierigkeiten unserer Lage seinen Ausführungen durchaus nicht verschließen, wies ihn aber darauf bin, daß die Vertrefung eines Schrittes, wie er ihn vorschlage, in der deutschen Heimat auf völliges Unverständnis stoßen mußte. Die Heimat sah uns siegreich tief in Feindesland steben, glaubte zum überwiegenden Teile noch an den guten Stand der Dinge - und fonnte daber für den Gedanken, altes Reichsland binzugeben, bloß um zu einem Frieden zu gelangen, nur Abwehr haben. Trot der Erkenntnis dieser Schwierigfeit und trot meiner absoluten Stepfis gegenüber der polnischen Kompensationsidee habe ich mich in der Albwägung des großen Opfers, das der Czerninsche Plan von uns forderte, gegen das unabsehbare Unheil, in das wir bei einer unbegrenzten Fortsetzung des Krieges nach meiner Überzeugung gleiten mußten, dem Grafen gegenüber bereit erklärt, im Ginne meiner eigenen Auffassung und seiner Unregung namentlich bei der Beeresleitung nach Rräften zu wirken. - Die Schritte, die Graf Czernin barauf felbst unternahm, brachten ihm keinen Erfolg. Der Reichsleitung erschien das uns zugemutete Opfer zu groß, Bethmann Hollweg ichien - wenn ich die Situation recht erkannte - namentlich vor dem Probleme: "Wie bringe ich dem Reichstage, der Heimat die Wahrheit bei?" zurudzuschrecken. Noch weniger Gehör fand der Graf bei der D.S.L., die es, wie Gene-

ral Ludendorff ausführte, für unverständlich hielt, mit ungeschlagenem Beere über die Bingabe alten deutschen Landes, das nach langer Fremdherrschaft mit deutschem Blute zurudgewonnen worden war, zu sprechen. Ich ehre all die Gesichtspunkte, die General Ludendorff in Berfechtung seines Standpunktes ins Treffen führte und die übrigens in seinem Erinnerungswerke nachgelesen werden können: sie kamen aus dem optimistischen Bergen eines prachtvollen Goldaten - fie kamen nicht von einem fühl abmägenden Polititer. Ich für mein Teil suchte das Problem reduziert auf seine einfachste Fassung zu seben, und die bieß: Prestigefrage um die frangösischen Teile des Elfaß - ober Eristengfrage für das Reich? Go bin ich damals lebhaft für einen Bersuch auf dem von Czernin gewiesenen Wege eingetreten - boch ift mein einziger Erfolg der geblieben, daß man mir nachsagte, ich sei zu ben Flaumachern gegangen und habe "schlapp gemacht". -

Holländische, schwedische, spanische, anfangs auch amerikanische Militärmissionen waren häufig unsere Gäste. Manch tüchtiger, spmpathischer Offizier war unter ihnen.

Mehrfach auch fanden Abordnungen deutscher Parlamentarier den Weg zu mir, so die bekannten Abgeordneten von Hendebrand, Oldenburg-Januschau, Rämpf, Schult-Bromberg, Trimborn, Fischbeck, David, Hermann Müller und andere.

Mit dem Mehrheitssozialisten David hatte ich bei solcher Gelegenheit im Sommer 1917 ein längeres interessantes Gespräch. Obgleich unsere Unschauungen naturgemäß keineswegs in allem übereinstimmten, fanden wir doch mancherlei Berührungspunkte. Alls ich ihn nach

den nächsten Forderungen seines Parteiprogrammes befragte, betonte er die Notwendigkeit eines Besetzes zur Unterflühung der Arbeitslosen. Meiner Ginwendung, daß es doch wohl fehr schwierig werden durfte, in jedem Falle festzustellen, ob wirklich unverschuldete Arbeitslosigkeit vorliege, begegnete er mit der Bersicherung, daß man eine febr icharfe, jeden Migbrauch ausschließende Rontrolle einführen werde. Wenn ich jett immer wieder von den riesenhaften Gummen lese, die das Reich und die Rommunen für die Zwede der Urbeitslosenunterstützung ausgeben, kommt mir bisweilen jenes Gespräch mif dem Genossen David in Erinnerung. Db es ihm und den anderen Batern des Gesetzes wohl gelungen ist, die jeden Migbrauch ausschließende Kontrolle, von der ihre Theorie träumte, in der Praxis durchzuführen? Ich möchte es wünschen - und muß doch daran zweifeln. Spater ift mir dann noch ein kleiner Vorgang aus den Tagen von Davids Reise in das Kriegsgebiet gemeldet worden, eine Episode, die den Abgeordneten als wackeren Mann erkennen läßt: Eine Ungahl von Parlamenta: riern besuchten einen Frontabschnitt, um die Verhältniffe hinter unserer Linie burch eigenen Augenschein kennen zu lernen. In einem kleinen Orte lagen Landwehr und einige Kolonnen - meift ältere Herren, die dem Kriege nicht mehr viel Reiz abgewinnen konnten. Gie erkannten Herrn David und erklärten ibm, sie wollten nach Saufe und nicht mehr kämpfen. Da hat der Gozialdemokrat David ihnen eine forsche Rede gehalten, in der er ihnen fagte, jeder habe seine Pflicht zu tun, und streiken vor bem Beinde gebe es nicht. - Die Rede hat ihre Wirkung nicht verfehlt.

Mit Berrn von Hendebrand hatte ich im Juli 1918 ein Befprach über die Lage und die Kriegeziele, und ich mar dabei betroffen über den Optimismus, mit dem er auch zu diesem Zeitpunkte noch in die Bukunft blickte. Er war geradezu erschüttert, als ich ihm die nadte Wahrheit enthüllte, als ich ihm fagte, daß wir ichon feit langer Zeit an der Westfront einen Bergweiflungskampf mit ermudeten, erschöpften Truppen gegen eine riefige Übermacht führten. Alls ich ihm dann genaue Bahlen als Unterlagen für meine Ausführungen nannte, ihm unsere bitter traurige Ersatlage barlegte, ichien er die harte Wirklichkeit, wie sie sich da vor ihm auftat, faum fassen zu können. Mein Chef hat ihm im Unfoluß an meine Aufklarung die Angaben bestätigt und noch weiter ergangt. - Berr von Bendebrand fagte mir darauf, nach dem, was er jest erfahren habe, muffe er bekennen, daß er bisher eine völlig falfche Auffassung von unserer Lage gehabt habe; man habe ihn und seine Partei in Berlin völlig unrichtig orientiert. -

Die Tatsache der zu rosigen amtlichen Drientierung erklärt auch die sonst völlig unverständlichen, oft viel zu weit gesteckten Ziele der infolge ihrer Fehlwünsche so verschrieenen alldeutschen Partei. Sie, wie viele andere, wußte eigentlich nichts von dem tatsächlichen Bilde der Lage. Die Alldeutschen wollten dem Volke Kriegsziele zeigen, für die wir kämpsten; Frankreich socht für Elsaß-Lothringen, England um die Vorherrschaft zur See und um sein Handelsmonopol, Rußland um Konstantinopel und um einen Zugang zum eisfreien Meer, Italien endlich um die "unerlösten Provinzen". Wofür kämpste Deutschland? Darauf wollte die so

genannte alldeutsche Partei die Untwort geben — und die schlichte Wahrheit: "um seinen Bestand, um sein ungekränktes Dasein, um seine ungeengte Entwicklung!" klang ihr nicht stark genug. Und doch war das die einzig unerschütterliche, die stärkste und würdigste Kampsparole von allen!

Mus Traumländern sind Millionen Deutscher durch die unglücklichen Vorgänge des Jahres 18 in eine grausam harte Wirklichkeit geriffen worden. Gin unvergängliches Beispiel dafür, welche verhängnisschweren Folgen gerade im Kriege die kunstliche Zuchtung eines unbegrundeten Optimismus, einer zu gunstigen Beurteilung der allgemeinen Lage mit sich bringt! Ja, ich behaupte, daß der Zusammenbruch in Deutschland niemals zu einer so grausamen Katastrophe hätte werden können, ware das Volk nicht durch die von ihm für ganz und gar unmöglich gehaltenen schweren Rückschläge an der Front aus allen von den amtlichen Stellen ängstlich gehegten Illusionen gerissen worden. Man hatte doch allgemein geglaubt, es stehe alles sehr schön - und man erkannte nun, daß man von einem Patjomkinschen Dorf der Stimmungsmache genarrt worden war. Go fest war dieser gedankenlose, nebelhafte Optimismus den Behirnen aufgezwungen worden, daß sich die muden Menichen selbst in Zeiten schwerster Spannung in ihn fluch. teten, daß die Wenigsten nur die Rraft und den selbständigen Mut hatten, sich die Folgen einer möglichen Niederlage klar vor Augen zu stellen. Und doch haben sicher gerade diese dann die stärkere Widerstandskraft aus einer folden inneren Auseinandersetzung mit letten bitteren Möglichkeiten gewonnen — denn sie haben dabei erkennen gelernt, daß jede äußerste Unstrengung dem Kampfe und dem Siege gelten, daß das Unterliegen Vernichtung bedeuten mußte.

Der auf einem Denkfehler ruhende Mangel an Hufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit ber Beimat gegenüber, ber manchen Berrn ber hierfür verantwortlichen Stellen in Fleisch und Blut übergegangen war, bat sich schwer gerächt. Micht mit dem einschläfernden Opiate ewiger Beruhigungen, daß alles zum besten stehe, spannt man die Leiftungen des Ginzelnen wie eines ganzen Volkes zu ihrer letten Sobe an. Stärker wirkt ber ehrliche Hinweis darauf, daß Ungeheures in einem Rampf um Leben oder Sterben zu vollbringen ift, daß diefer Rampf fich barter als irgend einer gestaltet, den ein Volf je durchrungen bat - daß bei dem Aluf und Mieder seiner Phasen fein Nerv nachlaffen, feine Geele lässig werden darf, soll nicht alles verloren geben. Den klaren Blid in die Folgen einer etwaigen Niederlage hatte man ber heimat nicht vorenthalten, die ganze Furchtbarkeit bes Ringens an den Fronten hatte man ihr nicht durch eine faliche Bebeimnistuerei im Fall von Migerfolgen verschminken dürfen.

Ich rede da gewiß keiner frühseligen Flaumacherei das Wort — aber einer Auffassung, nach der dem deutschen Volke von Anfang an die Ehre gegeben werben mußte, es für mundig und reif genug zu nehmen, daß es die ganze harte Wahrheit sehe und sein Herz an ihrem Anblicke stähle!

Was ich meinen Truppen hundert und hundert Mal zugerufen habe: "Kameraden, es steht hart und bitter schwer. Es geht um Leben oder Sterben für euch und für das alles, was wir Deutsche haben. Ob wir durchkommen werden, weiß ich nicht. Aber allen Glauben
habe ich an euch, daß keiner den anderen und das
Sanze im Stiche läßt. Und es gibt keinen anderen
Weg — darum vor — mit Gott für Kaiser und Reich!
für alles, was ihr liebt und nicht zertreten sehen wollt!",
das etwa in der Unwendung auf unsere jeweilige Lage
hätte auch die Heimat immer wieder hören müssen.

Man hat es vorgezogen, die Wahrheit zu rationieren. Der Erfolg war, daß die Hungernden gierig nach Gerüchten und Legenden als Ersat für das ihnen Vorsenthaltene haschten, daß Mißtrauen und zersetzende Zweisel groß geworden sind. Schon bei der ersten Marnesschlacht hat diese falsche Taktik eingesetzt — wir sind sie bis zum Zusammenbruch nicht los geworden.

Nicht ber beutschen Presse darf die Schuld an der falschen Drientierung ihrer Leser zugeschoben werden - die Wurzel des Übels lag dort, wo der deutschen Presse das Material zugewiesen wurde. Den ehrlichen Drang nach Wahrheit haben die Zeitungen aller Richfungen in diesen Jahren wohl durchweg gehabt - daß dabei parteimäßige Färbungen und Eigenbröteleien mitspielen konnten, versteht sich von selbst. Während des Rrieges haben mir führende Vertreter aus den verschiebenften Richtungen der deutschen Presse und namentlich Kriegsberichterstatter, die meine Gaste maren und die ich bei der kämpfenden Truppe immer wieder traf, oft genug darüber geklagt daß sie nicht so über die Dinge Schreiben durften, wie sie ihnen hier vor Mugen ftunden, das beißt, daß sie ihren Lesern nur einen Zeil der Wahrheit sagen und nicht den ganzen Ernst der

Lage darstellen könnten. Bittere Nachrichten wurden am liebsten ganz zurückgehalten. Dazu wüte der Rotsstift, namentlich in Zeiten kritischer Vorgänge an der Front, in den Depeschen und Berichten, und was so am Ende stehen bleibe, das sehe oft genug ganz anders aus als das, was im Zusammenhange gemeldet wurde.

Die Zensur hat durch ihren Einfluß auf diese Berichte unmittelbarer Augenzeugen viel und schwer an

der Heimat gesündigt.

Sylvesternacht 1920.

Dor einer halben Stunde sind wir von der bescheis denen Splvesterseier aufgestanden: Muldner, Zobeltit und ich.

Allso eine gang richtige kleine Gesellschaft!

Wie habe ich mich gefreut, als Zobel, sowie der Gis-

gang das erlaubte, doch herüberkam.

Alber der Albend heute ist trozdem still und schwer gewesen. Gleichsam, als ob ein jeder heimlich im Gespinst der eigenen Gedanken gefangen hinge und als ob jeder, wenn er sprach, sich ängstlich vorsähe, wie er die Worte setze, daß er nicht irgendwie an Leid und Wunden rührte.

Ein Glud, daß wir den guten Zobel hatten mit seiner orangegelben Strickjacke und seinem unverwüstlichen melancholischen Humor. Der hat die Gabe, auch das bitter Harte durch seine stille, überlegene Narrenweisheit mil-

ber und erträglicher zu machen. -

Was einem doch in solchen Stunden nicht alles durch die aufgestöberten Bedanken läuft!

Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft — ein bunter Film, in den man als ein armer, hilfloser Zusschauer starrt.

Und Menschen: die Frau, die Kinder, Elfern und Geschwister, die alle auch jetzt, in der letzten Nacht des alten Jahres, irgendwo an mich denken.

Die lieben Kameraden aus dem Felde — die lebens den und toten! Freunde, wenn es am Ende auch so anders kam: was ihr für unser armes Vaterland, für unsere Sehnsucht und für unser Hoffen aus bestem Dpserwillen hingegeben habt, wird nicht verloren sein. Und eure Taten bleiben heiliges Vorbild und bleiben beste Saat für eine neue Zeit der wieder stark an sich und ihre Sendung glaubenden Deutschen — für eine Zeit, die kommen wird — die kommen muß!

Und all die anderen Gesichter aus den Jahren vor dem Kriege! Aber das ist mir jetzt, als ob das alles schon viel weiter noch zurückläge als nur sechs oder sieben Jahre. Alls ob schon sachte ein dünner Hauch von Staub sich darauf senken wollte. So vieles, das man sich so, wie es war, nicht wieder denken könnte. Ich glaube doch, wir haben alle in dem bitteren Erfahren viel gesternt. — Und doch erst sieben Jahre.

Wie schnell das Leben rinnt! Und wieder in sieben Jahren?

Weiß Gott, es geht uns armen Deutschen jetzt ganz elend schlecht — und ich persönlich kann über Bevorzugung eigentlich auch nicht klagen. Aber wenn ich ins Weite schaue und an die Zukunft denke, dann ist's mir doch, als müßten wir den Weg ins Helle in nicht zu weiter Zeit wiederum sinden können!

Sest ist das Winterwetter doch wieder beinahe leide lich — die unerfräglich drückende Abgeschlossenheit durch den Eisgang hat aufgehört. Auch Post traf ein, und man gehört doch wieder zum Ganzen dieser Welt. Springfluten und orkanartige Stürme nimmt man das bei — wie hier die klimatischen Temperamentsäußerungen nun einmal sind — mehr als harmlosere Erzesse, aus denen man am besten nicht viel Wesens macht.

Bobel ift, kaum daß wir "eisfrei" waren, vermummt

wie ein Nordpolforscher losgefahren.

Ich selbst bin dann für ein paar Tage wieder druben in Doorn gewesen, um den Weihnachtsbesuch bei den Eltern nachzuholen.

Jest sind auch diese Tage mit ihren stillen Stunden bei der Mutter und mit den langen Aussprachen mit meinem Vater versunken, und nur die große Wintersstille liegt vor mir.

Diese Aussprachen mit dem Vater! Kaum ein Problem unserer Vergangenheit gibt es, das dabei nicht gelegentlich zur Sprache käme. Und immer wieder, wenn ich vor ihm stehe und wenn ich sehe, wie sich all sein Suchen um die Erkennknis unseres Schicksalsweges quält, wenn ich erkenne, wie er bei allem Unglück stets nur das Beste für das seiner Führung anvertraute Reich und Volk gewinnen wollte, spüre ich auch das herbe Unrecht, das ein großer Teil der Heimat begeht, wenn er heute nichts mehr vom Lebenswerk des Kaisers gelten lassen will. Wenn er unter den Trümmern einer gescheiterken Friedenspolitik auch all das Große, Gute und Kronprinz Wilhelm, Erinnerungen. 15 Unvergängliche begräbt, das an die dreißig Jahre der Regierungszeit meines Vaters gebunden ift.

Ich felbst glaube mich leidlich frei zu wissen von Blindbeit gegen Fehler, die in den letten Jahrzehnten an hoher Stelle unseres beutschen Vaterlandes unterliefen, und vielleicht geben diese Blätter da und dort Zeugnis von meinem Willen, klar zu sehen und über das Erkannte offen zu fprechen. Daß nach meiner Unsicht vieles, was heute von der allgemeinen Meinung dem Schuldkonto des Raisers zugeschrieben wird, vielmehr bem ungludlichen Wirken ungeeigneter Ratgeber gur Last zu legen mare, ift an anderer Stelle icon ausgesprochen. Bei all bem aber würden diese Aufzeichnungen ein nur einseitiges Bild meiner Auffassung von dem Wirken meines Vaters geben, wenn sie nicht auch ausdrücklich feststellten, daß ich mich feinem von den großen perfonlichen Verdiensten verschließe, die er sich um das Emporblühen des Reiches erworben hat.

Diese Verdienste reichen zurück bis in seine Prinzenzeit. Die Urmee war in den Jahren nah dem Kriege 70/71 in einen Zustand der Sättigung und des Stillsstandes geraten. Das Ofsizierkorps war zum Teil überaltert, man wollte die im Kriege bewährten Männer nicht verabschieden und verhielt sich Neuerungen gegenüber im allgemeinen sehr zurückhaltend. Die erprobten Grundsäte, nach denen man den Krieg mit Frankreich gewonnen hatte, sollten möglichst unberührt bleiben. Da war es ein zweiselloses Verdienst des damals noch jungen Prinzen Wilhelm, daß er die in diesem Stillstand ruhenzben Gefahren rechtzeitig erkannte. Er setzte seine ganze Persönlichkeit für eine zeitgemäße Umgestaltung der Ausp

bildung ein und hatte im Dienste dieser Idee manchen harten Rampf zu bestehen. Ich erinnere mich noch ber Tatsache, daß mein Vater als erster zu einer Übung ber Potsbamer Barnison ichmere Urtillerie ber Festung Spandau befpannen und zum Erstaunen ber boben Generalität mitwirken ließ. In der Fortentwicklung dieses Bedankens hat er auch später in seiner Regierungezeit lebhaften Unteil an der Schaffung unserer fcmeren Artillerie genommen. Cbenfo ift die Ent: widlung der technischen Truppen vielfach auf die perfonliche Initiative des Raifers gurudguführen. Für die Pflege eines vaterländischen, opferwilligen Beiftes im Heere hat der Raifer sich immer wieder mit feiner gangen Persönlichkeit eingeset, und wo er konnte, ift er für die Aufrechterhaltung von Tradition und innerem Zusammenhang bei ben einzelnen Truppenteilen eingetreten.

Die Schaffung der Kriegsmarine erkenne ich als das ureigenste Verdienst meines Vaters, mit ihr hat er den großen Schrift in die Welt hinaus getan, der sur Deutschland notwendig war, da es sich von der Kontinentalmacht zur Weltmacht entwickeln wollte. Aber nicht nur der als Schuhwasse zur See gedachten Kriegsstlotte, auch dem Ausbau unserer Handelsstlotte hat seine dauernde werktätige Unteilnahme gegolten.

Auf dem Gebiete der Arbeiterschutzesetzung ist er führend vorangegangen, und es liegt eine große Tragik in dem Gedanken, daß gerade die Partei, für die der Raiser die ersten großen Konflikte seiner Regierungszeit durchfocht, indem er das Gozialistengesetz fallen ließ, am Ende seinen Sturz herbeigeführt hat. —

Mit dem Scheitern der großen Reimsoffenswe des Monates Juli 1918, zu der die Oberfte Beeresleitung noch einmal alle irgend verfügbaren Rrafte (bis auf bestimmte Reserven an frischen Divisionen und schwerer Artillerie, die bei der Heeresgruppe Rupprecht für den "Hagen"-Ungriff zurückgehalten wurden) gusammengerafft hatte, bestand für mich fein Zweifel mehr barüber, daß sowohl die Vorgange an der Front wie auch die Entwicklung der Dinge in der Beimat dem endgültigen Busammenbruch unfehlbar zusteuerten, wenn nicht noch in zwölfter Stunde große Entschluffe gefaßt und rudsichtslos durchgeführt wurden. Mein Chef, Graf von ber Schulenburg, hat meine Auffassung vollkommen geteilt, und so haben wir ichon im Unschluß an die große feindliche Offensive von Villers-Cotterets fein Mittel unversucht gelassen, um die D.S.L. vor allem für zwei Magnahmen zu gewinnen, deren eine die Buftande im Welbe, deren andere die Berhältniffe in der Beimat auf gesundere Grundlagen stellen sollte.

Mit Hinblick auf unsere äußerst schwierig geworsbene militärische Situation hielten wir die sofortige, nach vorherbestimmten Etappen geregelte Rückverles gung der gesamten Front in die Untwerpen—Maassefellung für geboten. Diese Stellung hätte damals eine ganze Reihe von Vorteilen mit sich gebracht. Zunächst hätte man sich damit einmal weit genug vom Feinde abgesetzt und so Zeit zur Erholung und Aufstrischung der stark ermüdeten und seelisch gedrückten Verbände gewonnen. Ferner wäre die ganze Front ersheblich verkürzt worden, und die durch ihre natürliche Gliederung sehr starke Maassfront in den Ardennen

hätte mit einer verhältnismäßig schwachen Besetzung dieses Abschnittes doch eine starke Widerstandslinie ergeben. Somit konnten Reserven aufgespart werden. Die operativ schwachen Punkte der ganzen Front blieben natürlich nach wie vor der rechte Flügel in Belgien und der linke bei Verdun.

Unsere Beurteilung der Lage wurde in einem Bericht an die D.H.L. niedergelegt, in dem zum Ausdruck gebracht war, daß jett alles darauf ankomme, die Angriffe der Feinde die zum Eintritt der nassen Jahreszeit, also etwa Ende November, "auszusiten". Hätten wir nicht die Kräfte, um die langen vorderen Reihen zu halten, so müßten wir rechtzeitig in eine kürzere Linie zurückgehen. Wo wir stünden, sei gleichgültig, entscheidend sei aber, daß unser Heer ungeschlagen und kampfkräftig bleibe. Unser linker Flügel zwischen Gedan und Vogesen könne nicht zurück und müsse deshalb vorausschauend in der Front und durch Reserven gestärkt werden.

Die D.H.L. antwortete uns, daß sie sich äußersten Falles nur dazu entschließen könne, in die Angriffsauszgangsstellung des Frühjahrs 18 zurückzugehen. — Sie vertrat die an und für sich sehr richtige Aussalfung, daß ein weiteres Zurücknehmen der Front ein Eingeständnis unserer Schwäche sei, dem unsere Feinde die übelsten politischen Folgen geben würden, daß unsere Eisenbahnen nicht in der Lage seien, das große Kriegsgebiet vorwärts der Antwerpen—Maas-Stellung schnell zu räumen, daß infolgedessen unermeßliche Werte an Kriegsund wirtschaftlichem Material in die Hände des Feindes sallen müßten und daß die Antwerpen—Maas-Stellung schnell zu räufer eine Dauerstellung ungünstig sei wegen der Eisen-

bahnverhältnisse: Querverbindungen seien dort nicht vorhanden und somit die Verschiebung von Reserven hinter der Front und von einem Flügel zum anderen erschwert und verlangsamt.

Wir waren demgegenüber der Unsicht, daß eine Zurücknahme der Front nicht zu vermeiden und daß es
besser sei, mit kampsfähigen Truppen zurückzugehen,
als so lange zu warten, bis die Truppen ausgebrannt
seien. Die Politik müsse vor der militärischen Notwendigkeit, sich ein schlagkräftiges Heer zu erhalten,
zurücktreten. Mit dem Verluste des Kriegsmaterials
müsse man sich ebenso absinden wie mit den ungünstigen
Verbindungen hinter der Untwerpen—Maas-Stellung.
Zurück müßten wir doch, dann besser rechtzeitig als zu
spät.

Für die Heimat wünschken wir eine energische, rückssichtslos durchgreisende Führung. Diktatur, Unterdrükstung aller revolutionären Umtriebe. Exemplarische Bestrafung der Deserteure und Drückeberger, Militarissierung der Rüstungsbetriebe, Ausweisung zweiselhafter Ausländer und anderes mehr.

Aber unsere Vorschläge und Warnungen blieben ohne jeden Erfolg. So wußten wir, was kommen wurde.

Bald genug standen wir denn auch inmitten der Zersetzung, die an unseren Kräften fraß, mußten mit offenen,
erkennenden Augen das Unheil unentrinnbar und mit
jedem Tage rascher, gieriger sich näher schieben sehen
bis zum Ende.

Jene Zeit ist für mich die traurigste meines ganzen Lebens, wenn ich zurücklicke und vergleiche: trauris ger sogar als die kritischen Monate vor Verdun und als die gleichfalls von tiefstem Schmerz erfüllten Tage, Wochen und Monate nach der Katastrophe.

Mit bangem Bergen ging ich jeden Morgen aufs Buro ber Heeresgruppe, immer auf eine Biobsmelbung gefaßt, die auch nur zu oft eintraf. Auch die Sahrten zur Front, die fonft immer eine Erquidung und Freude für mich gemesen waren, wurden zur Bitterkeit. Die Stabe trugen die Gorgenfalte auf der Stirn. Die Truppe, fast überall, wohin ich kam, noch famos in der Saltung, willig, freundlich und mich freudig begrüßend, war zu Tode erschöpft. Das Berg drehte fich mir im Leibe um, wenn ich diese hohlwangigen Besichter, die mageren, muden Gestalten in ihren zerriffenen, beschmutten Uniformen fah - wenn fich biefe Manner, benen man am liebsten hatte fagen mogen: "Geb jest nach Sause, lieber Ramerad, Schlafe bich grundlich aus und iß dich fatt - bu haft genug getan!", immer noch ftramm zusammenrissen, wenn ich sie ansprach, ihnen die Hand bruckte. Und der tiefste Jammer, gegen den es kein Mittel gab: ich konnte ihnen nicht helfen - fie, diese muden und verbrauchten Treuen, waren der Rest von Rraft, der uns jest noch verblieben mar, der rudfichtslos eingesett werden mußte, wenn wir eine Ratastrophe vermeiden und für Deutschland einen noch erträglichen Frieden erringen wollten.

Von Tag zu Tag mußte ich so mit ansehen, mit erleiden, wie der alte Rampswert der tapfersten meiner Divisionen mehr dahinschmolz, wie sich Kraft und Glauben in den ununterbrochenen schweren Kämpsen mehr und mehr verbluteten. Ruhe konnte, so wie die Dinge lagen, auch den abgekämpsten Divisionen höchstens noch tageweise gegeben werden. Unftatt daß eine grundliche Berkurzung der Front eingetreten ware, blieb die gleiche Ausdehnung, und so sollten die blutlosen, zusammengeichossenen Divisionen viel zu breite Gefechtsstreifen halten. Bald genug wurde es nun unmöglich, diese weiten Frontabschnitte mit den geschwächten Verbanden ausreichend zu beden. Schreie nach Ablösung und Rube kamen an mich heran - und fanden mich vor dem Unvermögen, den an sich nur zu berechtigten Forderungen nachkommen zu können. Der Ersat ftodte vollkommen, und das Wenige, was in Grüppchen herausklederte, war nur zum Teil zu gebrauchen. Das fette fich zusammen aus alfen kriegsmude gewordenen Leuten, die man noch einmal und oft viel zu früh aus Lazaretten aufgegriffen hatte, aus Halbwüchsigen ohne rechte Ausbildung und ohne Bucht. Der größte Teil von ihnen allen aber brachte eine auffässige, schlechte Gesinnung mit - ebensosehr das Werk der Hetzer in der Heimat wie der energielosen Regierung, die nichts gegen diese Beger und ihre auf Umfturg gerichtete Wühlarbeit unternahm.

Daß der Herd der Zersetzung, aus dem ein ewig neuer Schlammfluß von Hetzerei, von Unbotmäßigkeit und aufrührerischen, nach Umsturz drängenden Elementen sich in die Front wälzte und sie vergiftete, die Heimat war, darüber konnte kein unvoreingenommener Beobachter der Dinge im Zweifel bleiben. Ich stütze mich, wenn auch ich mich zu dieser Überzeugung bekenne, keineswegs etwa nur auf die Auffassung militärischer Kreise im Felde — ich habe auf meinen Urlaubs und Dienstreisen in die Heimat und durch die Etappe selbst gesehen und selbst geprüft.

Rährboden für all jene Faktoren, die namentlich in ben letten anderthalb Jahren des Rrieges aufwuchern und zu einer am Ende jede beffere Stimmung erftidenden Uppigkeit gelangen konnten, war nach meiner aus folder Beobachtung erwachsenen Überzeugung die ungenügende Verpflegung und Verforgung der Beimatmenschen. Und an dem endlichen Versagen diefer Beimat gebe ich so weniger ben Menschen die Schuld, die für das Vaterland durch Jahre ehrlich gehungert und gedarbt haben, als jenen, die berufen maren, pflichtmäßig für eine bessere Vorsorge und für eine gerechtere Verteilung des Vorhandenen mit rudfichtsloser Energie zu wirken. Ochließlich auch jenen Männern der Reichsleitung, die, als sie das Berfagen der vorhandenen Rrafte erkannten, nicht jene Stelle ichufen, deren Inhaber mit ungebundenen Rraften, und über alle Semmungen und Schwerfälligkeiten ber alten veräftelten Umtswege weg, die nötigen Magnahmen mit diktatoris icher Gewalt durchseten konnte.

Daß wir an wirtschaftlicher Kriegsvorsorge während der drohenden Krisenjahre so gut wie alles versäumten, daß also von einer wirtschaftlichen Kriegsbereitschaft garnicht die Rede sein konnte, habe ich dort, wo ich von den Jahren vor Ausbruch der Katastrophe von 1914 sprach, schon erwähnt. Die aus jener Zeit ererbte Schuld ist dann während des Krieges durch Mangel an Weitsblick, durch Festhalten an Spstemen, die ihr unruhig flackerndes Leben von Behelf zu Behelf fristeten, ins Ungemessene vergrößert worden. Nicht präventiv, sons dern stets nur unter dem Zwange der schon mit starken Schlägen anpochenden Not wurden Pläne und Ents

schlüsse geboren. Als Beispiel sei hier nur die staatliche "Erfassungs"psichose genannt — die ausbrach, als es gerade nicht mehr allzuviel zu erfassen gab, und deren Wirkung zudem durch eine leider recht breit gewordene und vielsach durch Duldung geradezu gezüchtete Korruption zur Unzulänglichkeit verdammt war.

Was ich hier sage, soll den Linksradikalismus und seine Freibeuterei, seine parteimäßige Kriegsgewinnlers politik ganz und garnicht von der unsühnbaren Mitschuld entlasten, die er am elenden Zusammenbrechen unseres über vierjährigen Heldenkampses hat. Es soll ihm allein zugeben, daß Seelen nur gefangen werden können, wenn Umstände sie mürbe und gefügig für den Fischzug eines gerissenen Seelensängers machten — und daß die Stellen, die das Volk mit geistiger und leibslicher Kraft hätten speisen, die es vor dem Verfalle seines Siegerwillens, seines nationalen Geistes und seizener gesunden Körper hätten sichern sollen, ihm leider Wegbereiter und Helfer gewesen sind.

Schon zu Unfang des Jahres 17 habe ich in Berlin im Gespräche mit vielen einfachen Leuten den Eindruck gewonnen, daß die Kriegsmüdigkeit sehr groß sei, und schon damals sah ich, wie das Berliner Straßenbild sich in einer bedrohlichen Weise umgestaltet hatte. Das, was ihm einst seinen Wesenszug ausgedrückt hatte, das zufriedene Gesicht des mittelständischen Menschen, war verschwunden. Der ehrlich arbeitende kleine Bürger, der Beamte, ihre Frauen und Kinder schlichen mit bleichen Gesichtern, hohlwangig, abgemagert, in verbrauchten, zu weit gewordenen Kleidern. Gorge und Bitterkeit lagen auf den Gesichtern. Daneben machten sich die Topen des

Schiebertums, der Kriegsgewinnler und gesellschaften mit all ihrer üblen Gefolgschaft breit.

Daß diese Gegensätze bei den Entbehrenden Mißvergnügen und Bitterkeit groß werden lassen, den Glauben an Recht und Billigkeit der leitenden Stellen erschüttern mußten, lag auf der Hand. Trothdem geschah nichts, um den Mißständen abzuhelsen — man ließ im wahren Sinne des Wortes wuchern, was wuchern wollte: mit Lieferungen, mit lebensnotwendigen Nahrungsmitzeln, mit Rohstoffen — mit Parteiprosit zu Gunsten der Internationale.

Zum Träger der erzentrischen Wirkung dieser Zusstände auf Ctappe und Front wurde jeder bittere Brief aus der Heimat, wurde jeder rückkehrende Urlauber, der mit diesen zuchtlosen Verhältnissen in Beziehung gestommen war und jest den überanstrengten Kameraden vorne von seinen Cindrücken erzählte, wurde jeder von jenen renitenten, seit Jahren ohne väterliche Zucht aufgewachsenn Bengels, die eine unfähige Heimatbehörde im Notfalle an die Front abschob, weil sie mit ihnen zu Hause nicht fertig zu werden vermochte.

Ersahquelle für alle Abgänge der Rampstruppe waren die stellvertretenden Generalkommandos in der Heimat. Ihre ungeheure Bedeutung ist nicht genug erkannt und bei der Auswahl der Persönlichkeiten, die als stellvertretende kommandierende Generale und Chess eingesetzt wurden, nicht genug gewertet worden. Man hat von Ansang an auf diese Posten vielsach alte Herren gestellt — oft genug brave, verdiente Soldaten, die in schöner Begeisterung ihre Kräfte auch noch gerne in den Dienst des Vaterlandes stellen wollten, die aber doch die

rechte Kritik über das Ausmaß der ihnen noch verbliebenen Energie und Säbigkeit nicht mehr besagen. Man wollte da nicht rudfichtslos sein, den Bewerbern, die sich in patriotischer Treue so willig zur Berfügung stellten, einen Wirkungstreis, "in dem fie nichts verderben konnten", nicht versagen; man wollte auch frischere Rrafte freikriegen für "draußen" und griff zu. Das alles konnte gelten, solange man mit einem furzen Rriege und mabrend dieses furgen Rrieges mit einer Stabilität der inneren Verhältniffe des Reiches auf dem Stande von 1914 rechnen konnte - und hatte mit unbedingter Energie nach neuen Gesichtspunkten gewandelt werden muffen, als sich die Kriegsdauer auch schähungsweise nicht mehr absehen ließ, als man die Möglichkeiten neuer oder wiederauftauchender Ginfluffe zersetzender Urt auf die anfangs fo beruhigend einheitliche Stimmung in den Bereich vorsorglicher Erwägungen ziehen mußte. Bu einer folden, den neuen Verhältniffen angepaßten, durchgreifenden Umstellung ist es leider nie gekommen. Wer einmal auf einem der stellvertretenden Beimatposten faß, der blieb. Wurde da oder dort aber ein Posten frei durch Tod oder weil's wirklich nicht mehr ging - bann fand der Ausgeschiedene seinen Nachfolger aus den Reiben jener, die im Frontdienst versagt hatten ober wegen Kränklichkeit, Verwundungen u. s. w. "nur noch zum Beimatdienste" verwendet werden sollten.

"Ein Heimatposten! Was kann der Mann da viel schaden?"

Der Mann, der keiner mehr gewesen ist — diese verbrauchte Energie, die den Krieg draußen entweder garnicht kannte oder die, wenn sie von draußen kam, ver-

bittert oder mude den Heimatdienst als Buenretiro nach vollbrachter Urbeit ansah (ich lasse Ausnahmen natur: lich gerne gelten), hat ungeheuren Ochaben getan! Berade in den letten Jahren hatte all das, was wir an Erfat nachholten und "auskammten", durch ftarkfte und festeste Bande geben muffen, ebe es in die Front eingegliebert wurde. Mus einem Materiale, bas zum guten Teile icon durch Berhetzung wurmstichig oder von pazifistischen Ideen angekränkelt war, hatten in fraftvoller Erziehungsarbeit pflichttreue Manner gebildet werden muffen - wurdig ihrer Rameraden an der Front. Freilich mit ein paar ichonen Redensarten, wie sie für Rriegervereine und Erinnerungsfeste üblich waren, konnte ein foldes Erziehungswerk nicht vollbracht werden. Und was die Beimat bier verfaumte, das konnte spater kein "vaterländischer Unterricht", und wenn er noch so gut gemeint war, nachholen. Für mein Empfinden hat die 3dee, den Leuten angesichts des Trommelfeuers den etwa feblenden Patriotismus durch Unterricht beibringen zu wollen, übrigens immer etwas reichlich Naives gehabt. — Wir haben Leute als Erfat bekommen, die ichon binausgegangen waren mit dem Entschlusse, bei der erften Gelegenheit die Sande boch zu heben. - Um ichwersten aber hat sich die Fehlauffassung bei der Besetzung der verantwortlichen stellvertretenden Rommandoposten gerächt. --

Im Sommer und im Frühherbst 18 nun begann die ausstrahlende Zersetzung auch im besetzten Gebiete mehr und mehr in Erscheinung zu treten. Die ursprüngeliche Ordnung hinter der Front versiel zusehends. In den großen Etappenorten trieben sich Tausende Vers

sprengter, Drudeberger und Urlauber herum, die teils jeden Tag, den sie länger der Truppe fern blieben, als Geschenk Gottes auffaßten, teils wegen der Überlaftung der Bahnen gar feine Möglichkeit mehr fanden, ihre Truppenteile zu erreichen. Ich erinnere mich aus dieser Beit einer Nahrt gur Front, die mich durch den Sauptknotenpunkt Hirson führte. Da war gerade Essenbe fang für Urlauber und Berfprengte, die gu hunderten umberstanden. Ich mengte mich unter die Leute und sprach mit vielen von den Männern. Was ich zu hören bekam, war bart genug: Die meiften hatten ben Rrieg satt und verbargen kaum ihre Schen vor dem Wiederanschluß an ihre Truppe — nicht alle bavon waren Lumpen, da war auch manches Gesicht darunter, dem man es ansah, daß die Nerven nicht mehr hielten, daß die Spannkraft nicht mehr reichte, daß ein primitiver, hemmungsloser Gelbsterhaltungstrieb Berr geworden war über alle Ginsicht in die Notwendigkeit, burchzuhalten, zu widerstehen. Natürlich waren auch unter den Versprengten von hirson eine Unzahl ganger Rerle, die ihre gute Gesinnung und Haltung bewahrt haften.

Gegen diese Aufsplitterung von Kräften, die bei neuer kraftwoller Zusammenfassung immerhin zu einer werts vollen Hilfe in unserer täglich größeren Not hätten werden können, ist leider nichts oder nahezu nichts geschehen. Hier hätten nur ganz große, durchgreifende neue Maßregeln helsen können, deren Anordnung dem Besehlsbereiche der D.H.L. unterstanden hätte. Wir taten im Bereiche der Heeresgruppe natürlich alles, was in unseren Kräften stand, um in dieses Chaos Ordnung zu

bringen, fanden aber bei diesen Bemühungen nur wenig

Unterstützung.

Die Disziplin hinter der Front ließ bedenklich nach. Das konnte ich sogar im Standorte der Heeresgruppe, in Charleville, beobachten. Dauernd mußten Mannschaften megen ihrer ichlechten Saltung und megen mangelhafter Ehrenbezeugungen zur Rede gestellt merden. Der Geift der rudtehrenden Urlauber, die vorher ihren Dienst stefs fabellos verrichtet hatten, mar zu Widersetlichkeiten und Auflehnungen geneigt, das Wefen der jungen Ersagmannschaften im besten Falle ohne jeden Schwung, oft aber geradezu von einer frivolen Auffassung der für den Goldaten beiligen Begriffe von Vaterland und Pflicht und Treue. Leider entschloß sich die oberfte Stelle auch mit Binblid auf diese gefährlichen Erscheinungen gu feinen durchgreifenden eremplarifden Magnahmen. Die frangosische Bevölkerung benahm sich bei all dem zwar forreft, aber sie ließ doch ibre Freude daran, daß es mit uns bergab ging, unverfennbar merken.

Mit Ende September etwa begannen die Ereignisse sich zu überstürzen. Wie ein riesiger Brand, der lange Zeit schon im geheimen schwelte, jest aber plöslich Luft bekam und seine Flammen an zahllosen Stellen aufzüngeln ließ, war das. Überall war das Feuer: hier im Westen — und unten im Südosten — und in der Heimat.

Der Niederbruch Bulgariens war das erste weithin sichtbare Zeichen.

Schlimme Nachrichten waren am 26. Geptember von

der Balkanfront gekommen. Gie trafen uns, während die Heeresgruppe felbst in schweren Ubwehrkampfen gegen feindliche Großangriffe westlich der Misne und beiderseits der Argonnen von öftlich Reims bis an die Maas rang und frot heldenmütigen Widerstandes vor der Übermacht der feindlichen Massen und Panzerwagen Raum aufgeben mußte. Die Bulgaren waren unter dem ftarken Drud der vereinigten Ententemachte an der mage: donischen Front in breitem Buge zurudgegangen, sie hatten eine große Zahl von Gefangenen und viel Material verloren, und der bulgarische Ministerpräsident Malinow hatte - soweit wir aus den kurzen Depeschen und telephonischen Übermittelungen ersaben - geglaubt, diesem ungludlichen Rudschlage Rechnung tragen zu muffen, indem er Friedensverhandlungen mit dem Oberbefehlshaber der Ententeheere einleitete. Aus der hierdurch geschaffenen Lage ergaben sich für uns die ernstesten Gefahren — das Ausscheiden Bulgariens fonnte für die Mittelmächte den Unfang vom Ende bebeuten: die Donau lag den Ententekräften offen, der Einbruch in Rumänien und Ungarn war in den Bereich naber Möglichkeit gerückt. Die Nachricht hat in der Tat auch bei der D.S.L. in Avesnes wie beim Raiser die größte Bestürzung hervorgerufen. Das Loch wurde zunächst geflicht: es gelang bem Ginflusse bes Rönigs und des Kronpringen Boris, den Zusammenbruch aufzuhalten, dazu leitete die D.S.L. fogleich den Abtransport mehrerer Divisionen aus dem Often und einiger öfterreichischer Divisionen nach dem Balkan in die Wege - sie sollten die ichmer erschütterte Front stugen.

Indessen gingen die gewaltigsten Ungriffe der Entente-

heere gegen die gesamte deutsche Westfront von Flandern bis östlich von den Argonnen mit bisher beispielloser Wucht weiter. Wir hatten das Empfinden, im Hochpunkt der konzentrischen seindlichen Offenswe zu stehen und — wenn wir dem ungeheuren Anprall auch Boden überlassen mußten — im großen und ganzen bei Hingabe aller Kräfte doch noch standzuhalten. Nur daß hinter dieser verzweiselten Kraftanstrengung immer wieder die qualvolle Frage lauerte: Wie lange noch?

Um 28. Geptember besuchte ich meinen Bruder Frig, der mit seiner ersten Gardedivision am Oftende der Urgonnen in ichwerem Rampfe mit den Umerikanern ftand. 3ch fenne meinen Bruder als einen fehr tapferen, un: verzagten und nuchternen Mann, der vorbildlich wirkte in der Fürsorge für seine Truppen. Er war Rummer und Elend gewöhnt, hatte doch die erste Barbedivision so ziemlich immer dort gestanden, wo die Luft am did: ften war: Dpern, Champagne, Comme, Chemin des Dames, Gorlice, Argonnen. Diesmal fand ich ihn verändert; erfüllt von einer maßlosen Bitterkeit fab er das Ende, gegen bas er sich mit seinen Leuten verzweifelt wehrte, herankommen. Er gab mir eine Schilderung der Lage, die mich tief erschütterte: Geine ganze Division bestand noch aus fünfhundert Bewehren in der Rampffront - die Stabe mit ihren Melbegangern fampften in der vordersten Linie, das Gewehr in der Sand. Die eigene Artillerie mar auf das außerste ermudet, die Befcute ausgeschoffen, Erfat aus den Artilleriewerkstätten faum zu erhalten, die Verpflegung ungenügend, ichlecht. Wie sollte das nun werden?! Dabei waren die ameri-Aronpring Wilhelm, Grinnerungen. 16

fanischen Ungriffe an sich falsch aufgezogen, friegsfremd. Die Gegner griffen in Kolonnen an und wurden burch unsere noch überlebenden Maschinengewehre zu Tausenden hingemäht. Hierin lag also nicht die große Befahr. Aber ihre Tanks durchstießen die dunnen Linien — alle zwanzig Meter ein Mann! — und beschoffen uns nun von hinten. Erst bann trat die amerikanische Infanterie an. Dabei verfügten die Umerikaner über unwahrscheinlich große Mengen schwerer und schwerster Urtillerie. Das feindliche Vorbereitungsfeuer jener Tage übertraf an Intensität und Schwere weit das Feuer vor Verdun und von der Comme. — Bei einem Vortrage vor Geiner Majestät in Spa schilderte ich eingehend diese gang verzweifelte Lage ber ersten Bardedivision; der Raiser hat auch mit Ludendorff darüber gesprochen, ein entlastender Entschluß ist aber auch dann nicht gefaßt worden — konnte, wie ich zugeben mag, vielleicht auch nicht gefaßt werden, benn wir brauchten nun jeden Mann bis zum letten Utemzuge. -

Meine gesammelte Ausmerksamkeit und Arbeitskraft war um diese Zeit pflichtgemäß den wild gesteigerten Frontvorgängen und der mir anvertrauten Truppe zugewendet. Ich war nahezu täglich vorne in den umfämpsten Abschnitten und blieb bis tief in den Oktober hinein von meinen Pflichten als Führer der Heeresgruppe so sehr in Anspruch genommen, daß ich die wichtigen politischen Vorgänge, die sich zur gleichen Zeit abspielten, obschon ich ihre schwerwiegende Bedeutung erkannte, doch nicht mit einem gleich eingehenden Eiser verfolgen konnte. So kann ich, während ich über die gewaltige Schlacht, in der wir standen, an anderer

Stelle nach eigenem Urteil und nach eigenster Unschauung zu berichten vermag, zu diesen politischen Ereignissen (die ja wohl auch mehr oder weniger als bekannt vorausgesetzt werden dürfen) nur kurz und gewissermaßen referierend Stellung nehmen.

Um 30. September wurde ich unerwartet durch Exzgellenz von Berg telephonisch nach Spa gebeten, wo im Großen Hauptquartier wichtige Entscheidungen militärischer Urt, zur Friedensfrage und zur inneren Lage gestallen waren oder noch getroffen werden sollten. Der Bestehl ließ, da man mich sonst gestissentlich auf den Dienst im Rahmen meines Kommandos beschränkte, Ungewöhnsliches erwarten. Ursache, zu hoffen, daß es Gutes sein könne, sag nicht vor. —

Die Mitteilungen, die in Spa auf mich einstürmten, waren in der Tat aufrührend und schlimm genug — auch für einen, der wie ich schon mit gewappnetem Gemüte auf diesen Weg gegangen war. Ich skizziere das Bild, das ich empfing, mit wenigen Linien:

Generalfeldmarschall von Hindenburg und General Ludendorss hatten mit dem Staatssekretär des Auswärstigen Umtes beraten und die Mitteilung erhalten, daß die im Unschluß an die Verhandlungen vom 14. August eingeleiteten Versuche, durch die Vermitslung neutrasler Mächte zu Anknüpsungen mit den Feindstaaten zu kommen, keinerlei Erfolg im Sinne von Friedensvershandlungen ergeben hätten oder erwarten ließen. Die Vertreter der D.H.L. hatten im Abtausch gegen diese Bankerotterklärung des Auswärtigen Amtes ihrerseits ausgesprochen, daß sie vor der Einsicht in die Unmögslichkeit stünden, den militärischen Sieg noch zu erringen,

angesichts des eigenen Zerfalles im Felde und in der Seimat und angesichts der ungeheuren gegnerischen Übermacht und Kraftanstrengungen. Wenngleich auch dieser feindliche Kraftaufwand als lette Steigerung des noch Möglichen zum Finish erscheine, so könne unser Erfolg doch nicht mehr im "Giege", er könne, wie ichon im August zugegeben wurde, nur in einem Überdauern des gegnerischen Kriegswillens, im Ringen darum, ob man bis zur letten Viertelstunde durchzuhalten vermöge, bestehen. Allein die Möglichkeit, in besseren selbstgewählten Stellungen den Spatherbst und den Winter in Abwehr überdauern zu können, wurde mit Hinblick auf das völlige Versagen des Heimatdienstes und der Ersatfrage anerkannt. Inzwischen sollten und mußten der Waffenstillstand erreicht und Friedensverhandlungen eingeleitet werden. Die Maasstellung - die gleiche, die mein Chef und ich schon sofort nach der mißglückten Reimsoffenswe im Monat Juli, und als man sich noch verhältnismäßig leicht vom Feinde lofen konnte, vorgeschlagen hatten — sollte nun als Aufnahmestellung für die Winterdefensive gelten.

Drohender noch war das, was der Staatssekretär über die Lage der immer rascher unter die Hand und den Einfluß der Mehrheitsparteien geglittenen Heimat zu berichten hatte. Hier stand nach seinen Aussührungen im Ringen um die Staatsgewalt die Revolution gleichssam anpochend vor der Türe. Die durch die ungünsstige militärische Lage geschaffenen Verhältnisse hatten die Mehrheitsparteien, die ohne jede Rücksicht auf die Machtsülle oder Machtschwächung des Staates die Offensive um ihre Ziele wollten, im Hauptausschusse des

Reichstages zu heftigen Angriffen gegen den Reichskanzler Grafen von Hertling veranlaßt. Die Vorwürfe, die gegen ihn erhoben wurden, betrafen im wesenklichen: das Übergewicht der stellvertretenden kommandierenden Generale in der Heilwertretenden kommandierenden unverantwortlichen Einfluß der D.H.L. auf die innerpolitischen Vorgänge. Die Forderungen, die gestellt wurden, zielten unumwunden auf Parlamentarisierung und Ausschaltung des militärischen Regimes.

Die beiden Wege zur Bewältigung der Krisis wiesen nach energischer Behauptung ber Regierungsgewalt, nach Rraft und Diktatur noch in zwölfter Stunde einerseits - nach Unpassung, Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Mehrheitsparteien andererseits. - Der Staatsfefretar glaubte burch eine parlamentarische Regierung auf breiter nationaler Basis den revolutionären Beift entwaffnen zu können und trat, trot der fur eine derartige Umstellung der Verfassung unglücklichen Verhältniffe im Lande wie zu den Begnern, hierfur ein. Die drohende Revolution von unten sollte also unter dem Mantel einer Revolution von oben erstickt und so eine neue Zusammenschweißung der zerfallenden Volkskräfte unter der Parole einer "Regierung der nationalen Verteidigung" erreicht werden. - Ich will gern als zweifellos unterstellen, daß die verantwortlichen Männer, die dieser Idee das Wort redeten, an die Möglichkeit, auf ihren Wegen zu brauchbaren Verhältniffen zu kommen, glaubten - daß sie zum mindesten nach außen, also mit Sinblid auf die Friedensverhandlungen, gewisse Ergiebigkeiten aus der Firma der neuen Regierung erhofften. Aber ich möchte nicht verschweigen, daß ich selbst

mich dem Eindrucke nicht entziehen konnte, als handle es sich dabei eben nur um schöne Worte und als sei dies ses Ganze nur die üble, durch Autosuggestion verschönte Form, unter der man die Macht im Innern den Gezgenspielern aus der Mehrheit freigab.

Geine Majestät stimmte den Vorschlägen der schließlich vortragenden Herren zu. Er schien mir unter dem Druck der vielfältig andrängenden Schwierigkeiten, die nun auch schon an die Stusen des Thrones rührten, an einem Tiesstand seelischer Widerstandskraft zu leiden, sich zu einer starken selbständigen und Verantwortungen auf sich nehmenden Stellungnahme nicht durchringen zu können. So sah er in den verschiedenen Vorschlägen seiner militärischen und politischen Berater Stügen und Hilfen, nach denen er gerne griff, um wenigstens für den Augenblick die Gesahren überwunden zu wissen.

Die Stellung des alten, körperlich leidenden und so auch rein physisch den Anforderungen seines Amtes nicht mehr gewachsenen Reichskanzlers Grafen von Hertling schien derart schwer erschüttert, daß Seine Majestät sich dazu verstand, die Konsequenz zu ziehen und ihm, angesichts seiner Weigerung, diese Verfassungsänderung mitzumachen, die gewünschte Entlassung zu geben. Alls Nachfolger wurden in erster Linie Prinz Max von Bazden und Reichsschatzsekretär Graf Rödern genannt — die Wahl des letzteren schien die größere Wahrscheinzlichkeit für sich zu haben.

Die Stimmung der Berliner Herren, ebenso wie der Herren aus dem Gefolge Seiner Majestät und aus dem Großen Hauptquartier, war angesichts der bedrohlichen

und unsichtigen Gesamtlage an den Fronten wie in der Heimat sehr ernst. In Bezug auf die militärischen Schwiestigkeiten hoffte man immerhin die große Schlacht an der Westfront ohne eine schwere Niederlage durchzukämpsten. Weiterhin hoffte man die unzuverlässig gewordenen Bundesgenossen zu halten. Den Geist der Heimat aber glaubte man, wenn die beschlossene Umstellung sich erst vollzogen hatte, soweit beeinflussen zu können, daß man bei etwaigen Friedensverhandlungen, die man für die nächste Zeit bestimmt erwartete, eine nach außen und nach innen im großen und ganzen gesestigte Front aufweisen konnte.

Ich persönlich vermochte den Optimismus, der in dieser Aufsassung der Heimatverhältnisse zum Ausdruck kam, nicht zu teilen. Ich habe von jeher nach meiner Veranlagung und nach meinen aus Geschichte und Ersfahrung gewonnenen Lehren sür das englische Versassungssystem manches übrig gehabt und seiner Übertragsbarkeit auf unsere Staatssorm oft genug nachgedacht, und es blich mir — wie ich an anderer Stelle schon andeutete — bei Darlegung dieser Gedanken in der Vorkriegszeit manche Ablehnung nicht erspart. Was nun geschehen sollte, schien in die Linie meiner Ideen zu sallen. Schien! Hatte aber in Wahrheit nichts mehr mit ihnen gemein.

Nur das Geschenk aus willig gebender Hand sindet Schähung — was uns, nachdem es allzulange vorentshalten wurde, am Ende mit dem Anspruch eines Rechtes darauf entrissen wird, ist als Gabe ohne jeden Wert. Im rechten Augenblick und aus Einsicht freiwillig sich entäußern, ist mannhaft und königlich — wenn man das

Wort gebrauchen will; aber ebenso mannhaft und königlich ift es, zu verwehren, was in der Stunde bitterfter Not, in der das Land um sein Dasein ringt, als Preis einer Kraftprobe erpreßt werden foll. Der zur rechten Beit aus freiem Willen gegebene freiheitliche Ausbau unseres Staatswesens hatte die Krone in ihrer Starke gezeigt und die Opposition entwaffnet und verpflichtet. Wenn aber jett die Krone vor der gewaltsamen, mit Revolution drohenden Forderung nach der neuen Verfassung zurüchwich, so gab sie bamit ein Zeichen ihrer Hilflosigkeit und Schwäche, das die Begehrlichen im Lande und außerhalb des Landes nur gierig nach größeren Erfolgen machen mußte. hier wurde in dem Augenblide, da eine Sturmflut im Unzuge war, ein Damm niedergelegt - weil man glaubte, die ankommenden Riesenwogen durch Wegräumen des Hindernisses befanftigen und glätten zu können. Wahn! Preisgegeben hat man alles, was hinter dem Damme ftand, mit den Entschließungen in Spa, die Staatsgewalt ohne jeden Vorbehalt den "auf das Sanze", auf den Umsturg hinarbeitenden Parteien der äußersten Linken ausgeliefert. Vor bem Sturme hatte man fich ftart zeigen, hatte man ftart fein muffen. Aber das für die Beimat festgelegte Programm des 14. August, das Programm des Durchgreis fens, der Ordnung, Straffheit, Energie, des nicht mehr weiter durch die Finger Gehens, das Ludendorff damals in den Tagen der ersten unverkennbar drohenden Zeichen als conditio sine qua non gefordert und bessen Durchführung der Kangler zugesichert hatte, war unerfüllt geblieben. Nichts war feitdem geschehen. Jest, da der Sturm brullte, war es zu fpat, um das Verfaumte nach-

zuholen, um angefaulte Bollwerke zu festigen, vernad: lässigte Deiche wieder fart zu machen. Rein noch so genialer Deichhauptmann - und mare es der unfterbliche Deichhauptmann von Schönhausen selbst gewesen! - fonnte die Gunden und verschleppten Schaden langer Jahre in Stunden ungeschehen machen oder beilen. Daß wir die feste Sand in der Beimat nicht mehr gekannt, daß die Regierung seit Jahren dort nicht mehr geführt, sondern alle Dinge hatte laufen lassen, das hat in seinen Auswirkungen jest über Vorherrschaft von huben oder druben entschieden. Und Manner, deren lette Weisheit es gewesen ift, die Verantwortlichkeit für die Folgen ihres Versagens auf fremde Schultern zu legen, haben damit an diesem Tage icon den Monarchismus mit einer Verbeugung vor den Demokratisierungs: forderungen unserer Feinde und vor den drohenden Internationalen aller Schattierungen preisgegeben. Der Staatssefretar des Auswärtigen, Erzelleng von Singe, hat es, wie ich schon sagte, bamals auf sich genommen, über den Zustand auch im Innern zu referieren und die "Revolution von oben" - die, wie die Dinge lagen, nichts anderes war als die Rapitulation auf Gnade und Ungnade - als Ausweg zu empfehlen. Geltsam, daß dieser Mann, dem nach rühmlicher Bergangenheit Ruf und Zutrauen vorausgingen, der als Rühlmanus Nachfolger noch Großes hätte leiften können, diesen Weg ging! -

Was ich hier zulet niederschrieb, sind, das muß ehrlich gesagt werden, zum Teil posthume Erwägungen und Einsichten. Damals drängten, in knappe Stunden eingepreßt, so viele aufrührende Nachrichten auf mich ein — der ich aus der Schlacht kam und wieder fort zu meiner Heeresgruppe, meinen Truppen, in die Schlacht drängte — daß ich nur Umrisse aufnahm. Um meine Meinung zu all den brodelnden Problemen, zu all den meist schon unumstößlich sest getrossenen, teils noch aus Wehen drängenden Entschließungen wurde ich nicht gestragt. Gerade daß man sich erinnert hatte, daß der Oberzbeschlshaber der Heeresgruppe auch Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen war. Unverantwortlich, rechtlos, aber immerhin ... So war ich denn gerusen worden — so mußte ich denn, während kausend Stimmen mich sort an die Stelle meiner Soldatenpslicht riesen, mit ansehen, wie die Ereignisse unaushaltsam dem Zusammenbruch zufrieben.

Der Kaiser reiste sogleich nach Abschluß der Bespreschungen nach der Heimat zurück, wohin ihm der Generalsseldmarschall am 1. Oktober folgte — wie er selbst aussprach, um Seiner Majestät in diesen Tagen schwerster Entschlüsse nache zu sein und um der in Bildung begrifssenen neuen Regierung Aufschlüsse geben und ihr Verstrauen stärken zu können.

Schon am 2. Oktober verdichteten sich die Unzeichen dafür, daß die Wahl des Reichskanzlers trotz der ansfänglichen Bedenken auf den Prinzen Max von Baden fallen würde, der, wie man damals annahm, nach Herskunft und Persönlichkeit die Gewähr bot, daß er bei der anscheinend notwendig gewordenen Neuordnung der inneren Politik die Interessen der Krone gerecht wahren werde. Bei den Vorverhandlungen schien der Prinzsich restlos auf das ofsizielle Programm der Mehrheitsparteien gestellt zu haben.

Februar 1921.

Teine Heeresgruppe rang weiter noch in härtesgen Ernennung des Prinzen Max von Baden ersuhr. Es war eine neue Regierung geschaffen, in die die Sozialsdemokraten mehrere Mitglieder gestellt hatten. Diese Neuerung bedeutete also vor den Augen der Welt eine Umstellung der inneren Politik des Reiches, einen Systemswechsel zur Demokratisserung und Parlamentarisserung der Regierungssorm. Db das, was so zum Teil unter dem Druck der tief ernsten auswärtigen Lage geschäffen war, sich wirklich als tragfähig für ein Zueinanderskommen erweisen würde, mußte abgewartet werden.

Um 4. Oftober fand meine Heeresgruppe wieder in schwerstem Abwehrkampfe gegen den an der gangen Westfront vorgebrochenen Generalsturm der feindlichen Seere. Auf bem Ruden und ben Sangen des Chemin des Dames zwischen Millette und Aisne, in der Champagne, beiderseits der von Comme-Py nach Norden führenden Straße, zwischen den Urgonnen und der Maas, öftlich der Lliene und beiderfeite der Straße Montfaucon-Banthéville wurde erbittert gekampft. Nicht weniger als siebenunddreißig Ungriffsdivisionen hatten wir bisber feit dem 26. Geptember drüben festgestellt. Dagu famen Urtillerie-, Tank- und Fliegermaffen, die unerschöpflich schienen. Unsere alten Leute schlugen sich vielfach immer noch prachtvoll und mit ungebrochener Zähigfeit. Und doch gab es daneben bei uns jest oft Verlufte an Menschen und Material, wie wir sie früher nicht gekannt hatten. Mehr und mehr versagten einzelne Divisionen, feils aus Erschöpfung, feils aber auch -

und das war das Bedenklichste - durch die mit internationalen, pazifistischen Ideen verseuchte Stimmung ber Truppe. Tapfer vorgehenden Truppenteilen ichallten die Worte "Kriegsverlängerer" und "Streikbrecher" nach. Mißtrauen auf die Verläglichkeit der Rameraden zersette die einheitliche Kraft des Widerstandes, es kam durch das Versagen einzelner angefaulter Verbande gu Umgehungen und Gefangennahmen ehrlich fampfender Gruppen, und häufig ichon mußten jest solche unzuverlässig gewordenen Truppen herausgezogen werden, und die ichon überanstrengten zuverlässigen Divisionen mußten die Luden ichließen. Go mußte ich sebenden Auges mein bestes Rapital verwirtschaften. Und dennoch könnte ich jest noch das Seulen friegen im Gedanken an die ungebrochene Opferwilligkeit der freuen, tapferen, alterprobten Verbände, die bis zulett ihre schwere Pflicht faten. Gie haben unsere beste Friedensüberlieferung durch all dies Elend durchgehalten! - Ich fuhr an diesem 4. Dftober zunächst zu einer Besprechung mit dem Generaloberften von Boehn und seinem Generalstabschef, General von Logberg, nach Avesnes und von da nach Mons zum Rronpringen von Bayern, mit dem und deffen Generalstabschef, Erzellenz von Ruhl, ich mich länger über die militärische Lage besprach. Wir kamen hierbei übereinstimmend zu der Unsicht, daß die Abwehr der überlegenen feindlichen Ungriffe gegen unsere abgekämpften Fronten im Ringen um die umstrittenen Stellungen unter ben augenblidlichen Bedingungen nicht durchgehalten werden fonne. Es fehlte uns an Truppen, um Gegenstöße durchzuführen, um unseren Rämpfern die notwendige Ausspannung zu geben. Go erschien es uns erforderlich, unter

Aufgabe weiteren Geländes in Ruckzugskämpfen tiefer liegende Stellungen aufzusuchen und durch diese Fronts verkürzung die notwendigen Reserven für eine Weitersführung der in Bezug auf die Möglichkeiten ihrer Dauer noch nicht übersehbaren Schlacht zu gewinnen.

In der Nacht, die nun folgte und in der meine tapferen Divisionen, zersetzt, zerrissen, wie sie waren, sich in schrittweisem Ausweichen weiter wehrten — ist aus Berlin über die Schweiz das Angebot an den Präsidenten der Nordamerikanischen Nepublik abgegangen, das den "gerechten Frieden" im wesentlichen auf Grund der von Wilson aufgestellten Grundlagen suchte und mit der unheilvollen Bitte um Gewährung eines Wassenstillsstandes verknüpft war.

Weiter ging das Ringen, und fein Ende der Schlacht war abzusehen. Die Truppen standen jest gegen ungebeuere Übermächte an Menschen und an Material. Gie hielten aus - fie fingen Gtoge auf - und gaben Raum frei - Schlossen sich zu neuer Front und stellten sich aufs neue. Beinahe täglich war ich wieder vorne und fab und fprach die Manner. Gie haben belbenhaft in bem ungleichen Ringen gestanden und ihre Pflicht getren bis in den Tod erfüllt. Gin Lugner, wer behauptet, daß der Rampfgeist der Front versagt hatte. Stärker als die gerbrechenden und aufgeriebenen Rorper diefer Manner ift er gewesen. Geschimpft haben die Leute, wenn sie halbwegs Zeit dazu hatten - wie jeder gute Deutsche schimpft - aber wenn's galt, dann waren fie wieder zu haben. Und ein merkwürdiges Ergebnis hatten diese rubelosen Rampfe: es kam zu einer Urt von Gelbstreinigung der Berbande. Was faul und angefressen war,

schied in die Gefangenschaft des Gegners aus. Was uns verblieb, das war der gute Kern. Was diese durch taussend Tode gehetzten, abgezehrten, elend verpflegten und übermüdeten deutschen Kämpfer nur irgend geben konnten, das haben sie gegeben. Dankbar geht mein Erinnern zu ihnen allen — zu denen, die da draußen blieben, und zu denen, die nun zerstreut in deutschen Städten und in deutschen Dörfern am Pflug, am Umboß, vor dem Schreibtisch wieder friedlich schaffen.

Weiter rannten die Gegner an — Großangriffe brachte jeder Tag. Die Lüfte bebten im Feuer, ein dumpfes Schlagen, Brüllen, Rollen, das nicht wieder schwieg.

Die 1. Urmee war in der Nacht zum 5. mit ihrem linken Flügel hinter Suippes zurückgegangen, sie mußte, um den Unschluß an die ausweichende 7. wieder zu gewinnen, die vorspringende Reims-Front lassen und auch mit ihrem rechten Flügel bis Condé zurück. Die 18. Urmee, die in diesen Tagen gleichfalls der Heeresgruppe unterstellt wurde, ging am 10. Oktober in hartem Rückzugsringen in die kaum in ihren ersten Unlagen entsworsene Hermannstellung.

Und während all meine Gedanken dem Kampf und den mir anvertrauten deutschen Goldaten gehörten, drangen, wie etwas Fernes, Fremdes, Berichte aus der Heimat an mich heran: Der Wortlauf unserer Friedense note an den Präsidenten Wilson — brüsk ablehnende Pressestimmen aus Paris — die Antwortnote, die sich um die Antwort drückte und vor dem Wassenstillstand unsere Jusage zur Räumung aller besetzten Gebiete sorderte. Von Beratungen der leitenden Persönlichteiten wurde gesprochen — von der Zusammenstellung

einer Waffenstillstandskommission unter dem sachversständigen General von Gündell durch die D.H.L. Der Kriegsminister von Stein schied aus dem Almte, und General Scheüch trat an seine Stelle.

Wir kämpsten. Die Schlacht flaute jetzt am Ende der zweiten Woche ihres Rasens langsam ab. Zu Tod erschöpft war man auf beiden Seiten. Raum hatten wir unter dem ungeheueren Drucke aufgegeben, aber wir standen. Und nirgends war der Gegner durchgebrochen. Um zehnten stand die 3. Urmee in der neuen Brunhildsstellung von St. Germainmont am Norduser der Lisne entlang über Rethel, östlich Vouziers, westlich Grandpré. Und Gallwitz schlug sich mit Umerikanern im Raume zwischen Sivry und dem Haumontwalde. Um zwölften hatte auch die 1. Urmee die Gudrun-Brunhildstellung planmäßig bezogen, die 7. Urmee den Rückzug in die Hundingstellung hinter den Ubschnitt der Dise und Serre verlegt.

Wenn man das militärische Bild des Ganzen übersah, so konnte man erkennen, daß der drohende Zusammenbruch der Westfront durch die Verlegung des Widersstandes in stärkere, kürzere Albschnitte verhindert worden war. Bei allem Ernst der Lage standen wir zunächst doch wieder leidlich sest, konnten uns, während die Gegner zu neuen planmäßigen Ausmärschen und Angrissevorbereitungen schreiten mochten, selbst kräftigen und abswehrsertig machen — und eine solche Atempause war bei der Übermüdung und Überspannung der Truppen mehr als nötig.

Blieb also nach meiner Ausicht die leise Hoffnung, daß die eingeleiteten Friedensbestrebungen zu einem für

Deutschland ehrenvollen Abschlusse des Krieges durch einen Rechtsfrieden der Versöhnung noch vor dem Winter führen würden. Bei einem Versagen dieser Aussicht konnten wir — wieder: nach meiner persönlichen Ansicht
— mit einer Widerstandsfähigkeit dis höchstens zum Frühjahre 1919 rechnen.

Um 12. Oktober wurde aus Berlin als Untwort auf die Unfrage des Präsidenten Wilson die bündige Unnahme der von ihm aufgestellten Bedingungen erklärt und auch die Bereitschaft zur Räumung der besetzten Gebiete unter gewissen Bedingungen ausgesprochen.

Durch alles, was an Nachrichten von drüben kam, schien mir die Tatsache hindurchzuschimmern, daß dort zwei Auffassungen um die Vorherrschaft rangen: Wilson, der seine vierzehn Punkte landen wollte — und Foch, der nur ein Ziel kannte: Vernichtung. Wer siegen würde? Das Paar war ungleich: der Flieger Wilson und der Steher Foch. Gelang es, rasch zur Einigung zu kommen, so hatte Wilson jede Chance — gingen Vershandlungen ins Uferlose, so hatte Foch die Zeit für sich. Ein jeder Tag, der hinlief, ohne daß man der Verständigung näherkam, war für ihn Gewinn, ließ die Zerssehung in der Heimat weitergreisen, zermürdte und zersbröckelte die großenteils nur auf behelfsmäßige Widersstände und Abwehrstellungen gestützte Front.

Der dreizehnte brachte mir eine Nachricht, die mich um meines Vaters willen tief schmerzlich bewegte: Die weitere Entwicklung der innerpolitischen Lage hatte zum Rücktritte des ausgezeichnet bewährten Chefs des Zivilkabinettes des Kaisers, Erzellenz von Berg, geführt. Damit war ein Mann aus der ständigen engeren Umgebung des Kaisers ausgeschieden, der ihm auf Grund alter Jugendfreundschaft und ohne hösische Rücksichten in treuer Geradheit und Schlichtheit die Dinge so zeigen konnte, wie sie waren.

Um fünfzehnten setten die starken Ungriffe bei der Heeresgruppe Kronpring Rupprecht, bei mir und Gallwit wieder ein. Der Gegner hatte sich an unsere neue Front herangeschoben und fließ los. Geländeverlufte da und dort. Die Truppe war eben am Ende ihrer Kräfte. Um Tag darauf fiel Lille: da nebenan, beim Kronpringen von Bapern, ftand es wohl am ichlimmften. Ginbuffen, wo der Gegner sturmte. Alls ob unsere Leute nun, da sie etwas von einem etwaigen Waffenstillstand und von kommenden Verhandlungen gehört hatten, die volle innere Rraft zum Rampfe nicht mehr finden konnten. Much stellenweise so, als ob sie nicht mehr wollten. Aber wo lag in den von Hunger, Qualen und Entbehrungen verwirrten Röpfen dieser Männer, die fausendmal ibr Leben tapfer für das Vaterland eingeset hatten, jest die Grenze zwischen Können und Wollen? Macht das lette einmalige Versagen den abgehetten Mann, der sich zu hundert Malen als Seld bewährte, zum Feigling? Nein! - Nur eines nimmt es ihm: den Preis, fur den er hundertmal sein Leben bot.

Wiederum, während die neue Regierung im Eilzugstempo demokratisiert, das unterste der Reichsversfassung zu oberst kehrt — eine Note des Präsidenten Wilson: in einem neuen Zone. Hochfahrend, unverssöhnlich stellt sie jett Bedingungen, die eine Einmengung in Deutschlands innere Verhältnisse sind. Deutlich spricht Kronprinz Wilhelm, Erinnerungen. 17

der Geist Jochs, der Wilson zu überwinden droht, aus ihr. Jochs, der zugleich auf die Kampfergebnisse der letzten Tage pocht, der Aufschub und Verschleppung erreichen will, damit indessen das Unheil, das sich über Volk und Heer der Deutschen geworfen hat, wilder wüte.

Ein Tagebuchblatt, das die Lage sachlich festhält, so wie sie mir auf Grund dessen, was ich damals übersehen konnte, erschien, soll wörtlich hierher:

"Es besteht zur Zeit scharfer Gegensatz Wilson-Foch. Wilson will den Rechtsfrieden der Versöhnung und Verständigung. Foch will völlige Demütigung Deutsch-lands und Befriedigung der französischen Eitelkeit.

Jede Festigkeit der deutschen Front und der deutschen diplomatischen Haltung stärkt die Stellung Wilsons; jedes Zeichen militärischer und politischer Schwächestärkt Foch.

Wilson erstrebt nur Nachgeben in zwei Punkten:

1. U-Boot-Krieg; keine Passagierdampfer mehr versenken.

2. Demokratisierung Deutschlands. (Reine Absetzung des Kaisers, nur konstitutionelle Monarchie, Stellung der Krone wie in England.)

Eine militärische Demütigung Deutschlands erstrebt Wilson nicht. Foch dagegen will mit allen Mitteln volle militärische Kapitulation und Demütigung (Bestriedigung französischen Rachegefühls) erreichen.

Wer von beiden die Oberhand gewinnt, hängt einzig und allein von der Haltung Deutschlands ab. Steht die Front und halten wir uns diplomatisch würdig, so siegt Wilson. Ein Nachgeben gegenüber Joch bedeutet die Vernichtung Deutschlands und das Scheitern jeder Unssicht auf einen erträglichen Frieden.

Englands Stellung ist mehr vermittelnd. Die Hauptichwierigkeit für die Friedensaktion liegt bei Frankreich.

Erreichung des Verständigungsfriedens ist Wilson sehr erschwert durch das Zusammenfallen der Demostratisterung und des Friedensschriftes. Dies wird als Schwäche ausgelegt und hat Fochs Stellung gestärkt. Wollen wir den Rechtsfrieden erreichen, so müssen wir alles mehr Stop bringen — namentlich in unser Friedens: und Waffenstillstandsbedürfnis. Dazu müssen wir alles fun, die Front noch zu halten und die weitere Demokratisterung in ruhigere, sagen wir: glaubwürdige Bahnen zu leiten." —

Was hier über Wilson gesagt ist, war für den Augenblick, für den es galt, vielleicht noch richtig — und war es doch schon bald darauf nicht mehr. Doch glaube ich heute noch, daß dieser selbstgefällige Doktrinär anfangs wirklich nach Recht und nach Gewissen schlichten wollte — bis ihn der Stärkere und Listigere einsing und mit ironischer Überlegenheit an seinen Wagen spannte. —

Um 17. Oktober waren bei der Heeresgruppe meines tapferen Vetters Rupprecht auch Oftende, Brügge und Tournai aufgegeben — am neunzehnten sett der Feind sich beiderseits von Vouziers auf dem östlichen Lisneuser sest und trifft die Vorbereitungen zu weiteren Stürmen.

Aus der Heimat kommen in diesen Tagen Nachrichten über ein sieberhaft erregtes Wesen der Menschen. Gestrückt, verzweiselt die einen, voll Hoffnung auf ein leideliches Ende die anderen. Dazu Gerüchte über eine besvorstehende Abdankung des Kaisers — über eine Wahl

des Hauses Wittelsbach an Stelle der Hohenzollern — über eine Regentschaft des Prinzen Max von Baden ...

Es wird weiter gekämpft, und man hält sich leidlich. Alles wird eingesetzt, was nur sich irgend auf den Zeinen halten kann; denn es geht um die Möglichkeit des Waffenstillstandes, des Friedens. Mit Nachdruck weist die D.H.L. die Führer darauf hin, daß angesichts der laufenden diplomatischen Verhandlungen ein weiterer Rückzug von dem schlimmsten Einfluß auf den Erfolg werden könnte.

Also Festhalten an der Hermann, an der Gudrunsstellung! Du lieber Gott — was diese Stellungen, die unsertig und an vielen Stellen gerade nur markiert sind, schon bieten können!

Und doch — die Männer, die vier Jahre lang ihr Bestes hingegeben haben, erweisen sich auch jet, in diesen schwersten Tagen, als die herrlichsten, die treuesten Soldaten der Welt: sie halten diese Front!

Um einundzwanzigsten ersahren wir den Text der Untwortnote der Regierung an Wilson: Jedes Entgegenkommen ist gezeigt! Sicher, auf dieser Grundlage kann er Mittel und Wege zum Abschlusse des Wassenstillskandes sinden und Friedensverhandlungen einleiten. Will er es auch? Will er es noch?

Wieder gehen Tage hin, in denen Tausende von deutschen Männern und von Männern aller Völker bluten müssen, indessen die Herren an den grünen Tischen sich Zeit lassen — in denen unsere Lage an der Front nicht besser wird. Was dann am vierundzwanzigsten aus Wilsons Note anmaßend und hochmütig sprach, war die Stimme des Marschalls Foch — oder die Stimme

eines Wilson, der zur Marionette des französischen Drahtziehers herabgesunken war und nun das Räuspern und das Spucken des anderen so gut weg hatte wie sein Meister. —

Noch einmal in diesen grausam düstern Tagen, in benen ich meine armen zerschlagenen Divisionen ihr Letztes hingeben sah, sollte ich eine Herzstärkung durch meine braven Leute erleben!

Das war am 25. Oktober, und ich fuhr nach vorne, um mich von dem Buftande einiger meiner im ichweren Rampfe stehenden Divisionen zu überzeugen. Nachdem ich die Divisionsstäbe der 50. J. D. und der 4. G.D. besucht hatte, nahm ich den Weg nach einer Sobe, von der ich einen Ginblick in die Kampffront zu bekommen hoffte. In einem Wiesental vor dem Dorfe Geraincourt traf ich auf die Abschnittsreserve, die im Begriffe stand, in das Gefecht zu marschieren. Es waren dies die Regimenter ber 1. 3.D., unter ihnen mein Regiment Kronpring. Gowie die Truppen mein Auto erblickten, war ich von einer Menge fröhlich winkender und rufender Mannschaften umgeben. Allen waren die ichweren Rämpfe der letten Monate nur zu deutlich anzuseben. Die Uniformen gerriffen - faum noch die Abzeichen zu erkennen - die Besichter oft erschredend mager: und bennoch leuchtende Augen und eine stolze, selbstbewußte Saltung. Gie wußten, daß ich ihnen verfraufe und daß fie mich noch nie im Stich gelaffen hatten. Der Stolz auf die Taten ihrer Division war in ihnen. Mit vielen sprach ich, viele Sande brudte ich, Manner, die sich in ben jungsten Rampfen ausgezeichnet hatten, ichmudte ich mit dem Rreuge. Dann verteilte ich meinen fleinen

Vorraf an Schokolade und Zigaretten. So verging eine in all der Bitternis jener Tage unvergeßlich schöne Stunde im Kreise meiner bewährten Fronkkämpser. Indessen hatten die Franzosen das kurz vor uns liegende Dorf unter schweres Fener genommen, und jeht singen sie an, ihr Feuer die Wiesenschlenke entlang vorzuverzlegen. Ich befahl daher, die Bataillone auseinanderzuziehen. — Bei meiner Absahrt schallte hinter mir das brausende Hurra meiner lieben seldgrauen Kinder — von allen Seiten winkten sie mit Mühen und Gewehren. Ich sage es ohne Scham, daß mir vor ihrem Grüßen, Rusen, Winken die Tränen in die Augen gestiegen sind — ich wußte ja, wie schwer, wie verzweiselt die Gesamtzlage war. —

Mein Grenadierregiment Kronprinz bei Seraincourt
— es war die letzte Truppe, die ich mit Hurra und mit leuchtenden Augen in den Kampf ziehen sah. Liebe, liebe, treue Jungens, deren jeden mein Erinnern von meiner

Insel dankbar grüßt! —

Nur Stunden später, bei der Ankunft im Quartier der Heeresgruppe, stand ich wieder in jener anderen Welt voll Qual und Sorgen. Neue, schwer bedenkliche Nach-richten aus der Heimat lagen vor.

Und am nächsten Tage, am 26. Oktober, erhielt ich die telephonische Nachricht von Ludendorsffs Abschied. Im Zusammenhang der bekannten Ungelegenheit des Telegrammes der D.H.L. an die Truppen (vom 24. Oktober) war er das Opfer der vom Neichskanzler Prinzen Max von Baden gestellten Kabinettsfrage geworden. Damals wußte ich: das ist das Ende. Man meldete mir, es sei beabsichtigt, General Gröner zum Nachfolger

zu ernennen. Ich ließ mich mit dem Generalfeldmarschall verbinden. Eindringlich und im klaren Erkennen dessen, worum es hier ging, beschwor ich ihn, diesen Gedanken aufzugeben, nicht diesen Mann zu wählen, dem nichts von jenem Geiste innewohnte, der jest allein noch retten konnte, was zu retten blieb. Der Generalfeldmarschall, der wohl glaubte, den Ideen der Reichsregierung nachzeben zu sollen, war anderer Unsicht, und am nächsten Tage war die Ernennung des Generals zum Ersten Generalquartiermeister erfolgt.

Um 28. Oktober kehrte mein Adjutant Müller von einer Dienstreise aus der Heimat zurück. Er brachte die ersten bösen Nachrichten über Matrosenmeutereien, und aus seinem Bericht ging hervor, daß in Deutschland die Revolution eigenklich bereits drohend im Anzuge sei — daß aber bisher anscheinend nichts zur Niederschlagung der aufflutenden Bewegung geschehe. Er schlug damals in klarer Beurteilung der Lage die rascheste Bereitstellung einiger guter Divisionen hinter der Heeresgruppe vor, das mit man diese Truppen gleich zur Hand habe, wenn sich das etwa als notwendig erweisen sollte. Dieser Anregung ist leider nicht weiter gesolgt worden — unsere Aussmerkssamkeit war allzusehr nach vorne gerichtet und pflichtsmäßig den uns anvertrauten Verbänden zugewendet.

Meine vier Urmeen standen seit dem 4. November in ihrer ganzen Front in schweren, aber durchweg planmäßig und geordnet verlaufenden Rudzugskämpfen mit Ziel auf die Untwerpen-Maas-Stellung.

In diesen Sagen besuchte uns der neue Erste Generals quarfiermeister General Gröner. Die Chess meiner vier

Armeen gaben Bericht über die Lage an ihrer Front. Alle bekonken die Überspannung ihrer Truppen und das Fehlen von jeglichen frischen Reserven. Sie waren aber in guter Zuversicht, daß sich der Rückzug in die Antwerpen—Maas-Stellung in fester Geschlossenheit vollziehen und daß diese Stellung gehalten werde.

Uns dem anschließenden Schlußvortrag meines Chefs sind mir zwei Forderungen erinnerlich, die mit scharfer Bestimmtheit gestellt wurden: Einmal, daß die Distussion über die Raiserfrage in der Heimat und Presse aushören müsse; unsere Truppen seien nicht imstande, auch noch diese Belastung zu tragen. Ferner, daß die D.H.L. nicht Dinge besehlen dürse, an deren Durchtsührung sie selbst kaum glauben könne. Wenn z. B. besschlen würde, daß eine Stellung zu halten sei, so müsse die Truppe auch in die Lage versetzt sein, diesen Besehl aussühren zu können. Das Vertrauen zur Führung wurde durch Besehle erschüftert, die die Front nicht bessolgte, weil sie in der gegebenen Lage nicht mehr durchzussühren waren.

Das Oberkommando der Heeresgruppe ging am 5. November von seinem bisherigen Quartier Charleville etwa fünfzig Kilometer weiter nördlich nach Waulsort, einer kleinen Ortschaft halbwegs zwischen Givet und Dinant an der Maas. In eine düstere, unfreundliche Stimmung eingesponnen lag der Ort, es war kalt, und ein dicker, klebriger Nebel füllte das von zerklüfteten Felsgeschieben gleichsam engbedrängte Tal. Ich wohnte bei einem belgischen Grafen de Jonghe, einem Kavalier von wohltuendem Takt. In einem langen Gespräche, in das wir des Abends kamen, saßte er seine Ansicht über die

Ursachen unseres Niederbruches — der nun ja auch den Einwohnern des Landes offenbar war — dahin zusammen: Deutschland hat zwei schwere Fehler gemacht. Es hätte im Herbst 14 Frieden machen sollen; gelang das nicht, so mußte es einen Zivildiktator von unbedingter Macht und Energie ernennen, der dann die nötige Ordnung im Innern sicherte. — Un diesem gleichen Ubend erzählte mir der erste Generalstabsossizier der Heeresgruppe, Major von Bock, daß er von einem Etappensoldaten, einem Landsturmmann, auf offener Straße besleidigt worden sei. Zwei Tage später bin ich dann selbst zum ersten Male mit der Revolution in direkte Fühlung gekommen.

Ich fuhr mit meinem Drdonnanzossizier Zobeltist von Waulsort die Maasstraße auf Givet, um noch einmal die Truppen zu besuchen, die nunmehr bei Charleville die Maaslinie halten sollten. Als wir, wenige Kilometer hinter Waulsort an einer Stelle, an der die Eisenbahn dicht neben der Chausse entlangläuft, an einem auf offener Strecke haltenden Urlauberzug vorüberskamen, erblickte ich die erste rote Fahne. Und gleich darauf schallten mir auch schon aus den offenen oder zerstrümmerten Wagenfenstern die albernen Ruse entgegen, die damals zu einer Art Losungswort und Feldgeschrei aller Radaubrüder und Unzufriedenen geworden waren: "Licht aus!" — "Messer 'raus!"

Ich ließ mein Auto sofort halten und ging, von Bobeltit begleitet, auf den Zug los. Ich befahl den Leuten, auszusteigen, was auch sofort geschah.

Es mögen einige hundert Mann gewesen sein, eine ziemlich wuft aussehende Gesellschaft, zum größten Teile

Bapern, die aus Flandern kamen. Vor mir stand ein baumlanger baprischer Unterossizier in heraussordernd lässiger Haltung, die Hände tief in den Hosenkaschen, ein wahres Musterbild der Insubordination. Ich suhr ihn an, er solle sofort eine anständige Haltung annehmen, wie es sich für einen deutschen Goldaten gehöre — und die gute Wirkung trat auf der Stelle ein. Ich hielt den herandrängenden Leuten dann eine kurze eindringliche Unsprache, mit der ich sie bei ihrem Ehrgefühl zu packen suchte. Damit hatte ich — und das wurde mir klar, während ich noch zu ihnen sprach — gewonnenes Spiel.

Schließlich frat ein gang junges Kerlchen von etwa siebzehn Jahren mit dem Gifernen Kreuz und einem offenen Knabengesicht - ein Sachse - vor und sagte: "Berr Kronpring, nehmen Gie es nicht übel, es sind nur dumme Redensarten, dabei denken wir uns garnichts, wir haben Sie ja alle febr gern und wissen, daß Sie immer für Ihre Goldaten forgen. Gehen Gie, wir fahren jest ichon drei Tage Gisenbahn und sind überhaupt noch nicht verpflegt worden. Kein Mensch kummert sich um uns, Dffiziere sind garnicht mehr beim Transport. Geien Gie uns nicht bofe." - Allgemeines Beifallsgemurmel. Ich gab bem Jungen die Sand. Dann fam fogar ein tomischer Ausklang. Der Gachse sagte: "Wir wissen, Gie haben immer Zigaretten für füchtige Goldaten bei fich - zu rauchen haben wir auch nichts mehr." Ich gab den Leufen, was ich an Zigaretten hatte, obwohl diese "tüchtigen Goldaten" die Aufmunterung wirklich nicht verdient hatten, einfach aus Berfteben für ihre Lage, die sicher mitschuldig an ihren abwegigen Dummheiten war. Deutlich hatte ich den Gindrud: mare nicht in der Beimat und ben Etappen alles aus den Jugen, diese Mann- schaften wären auf gutem Weg geblieben.

Ich erzähle diese Episode vom 7. November nur, um zu zeigen, auf wie schwachen Füßen die Bewegung viels sach stand, die durch wüste Agitation zu scheinbar so bes drohlichen Formen aufgetrieben war, und wie ruhiges und entschlossenes Auftreten seine Wirkung auf die im Grunde ja keineswegs bösartigen Elemente nicht versfehlte. Leider hat jedes bestimmte Handeln bei den Heimatbehörden — sowohl bei den militärischen wie bei den zivilen Stellen — gesehlt. Durch das Schießverbot waren der Nevolution die Wege geebnet.

Bur Haltung der Truppe in diesen Tagen ist zu sagen, daß sich der Rückmarsch der Divisionen trotz des monates langen Ringens, das hinter ihnen lag, durchaus geordnet und in der Hauptsache ohne wesentliche Störung durch den nur zögernd solgenden Gegner vollzog. Die Aussicht auf die Ausnahme in die neue, durch natürliche Anslage und seldmäßige Behelse starke Maasstellung schien die Truppen sreier in die Zukunst sehen zu lassen.

Und nachzutragen bleibt noch eine Episode: Um sechsten haben die von der deutschen Regierung entsandten Untershändler in dem Gebiet der 18. Urmee auf der Straße von La Capelle nach Guise die Linie überschritten.

Ende April 1921.

mei Monate beinahe, seit ich die letten Zeilen ge-

Erst immer wieder, wenn ich daran gehen wollte, das tausendmal durchdachte lette bitterste Erleben auf-

zuzeichnen, die Hemmungen, die einen überfallen, wenn man sich in die Qual der rückhaltlosen Erinnerung an kaum verblaßte Leiden begeben soll; dann andere Gorgen, andere Schmerzen, die mich von der Arbeit an diesen Blättern ferne hielten.

Zu Ende Februar war ich in Doorn; am siebenunds zwanzigsten begingen meine Eltern die Feier der vierszigsten Wiederkehr des Hochzeitstages. Feier? Nein—eine Feier war es nicht. Trüb und gedrückt war alles in dem schönen und gepflegten Hause. Die Mutter mußte liegen, und die Schwäche gönnte ihr nur Stunden eines müden Wachens. So kraftlos war sie, daß sie kaum zu sprechen vermochte — und doch sür jede kleinste Haum zu sprechen vermochte — und doch sür jede kleinste Haum zu sprechen vermochte — und doch sür jede kleinste Haum zu sprechen vermochte — und doch sür jede kleinste Haum zu sprechen vermochte — und doch sür jede kleinste Haum zu sprechen vermochte — und doch sür jede kleinste Haum zu sprechen wir gehalten Enge zu mehren. Das Uhnen, daß ich sie an diesem Tage zum letzten Male im Urm gehalten und geküßt habe, hat mich seitdem nicht mehr verlassen.

Was dann noch an Berichten von ihr sprach, war so, daß alle Hoffnung fallen mußte, daß man nur flehen konnte: Herr, mache es kurz. —

Und bann, sechs Wochen nach dem letten Wieders sehen, kam die ichwere Nachricht zu mir auf die Insel.

Wir sind nach Doorn gefahren, und ich habe es in all den langen Stunden der Fahrt zu ihr kaum fassen können, daß sie jetzt nicht mehr zu mir reden, daß ihre guten Augen jetzt nicht mehr auf mir ruhen würden. Der starke Magnet, der uns Kinder, wo wir auch waren, immer wieder ins Elternhaus gezogen hat, ist sie gewesen, alle unsere geheimsten Wünsche, Hosse

nungen und Gorgen hat sie gekannt - und sollte jest für immer von uns fortgenommen fein.

Berändert, leer und fremd erschien mir Park und

Haus und alles.

Mein armer Vater! Wie er sich auch hielt: ich weiß, daß er ins tiefste Herz erschüttert war. Sein alter Stolz, die anderen nicht zu Zeugen werden zu lassen, sich auch im Schwersten königlich zu halten, hat ihn, solange wir und Menschen der Umgebung um ihn waren, wieder gestüßt. Aber die Einsamkeit —

Ich habe eine lange, stille Nacht am Sarge der geliebten Mutter und noch einmal, zum letzten Mal

allein mit ihr, die Totenwacht gehalten.

In ungezählten Bilbern aus Vergangenheiten ist sie da in dieser seierlichen Ruhe, in der von Kränzen und von Blumen ein schwerer Dunst und Duft lag und nur die Kerzen sachte niederbrannten, vor mir erschienen.

Ihre Freude, wie ich mich mit zehn Jahren als Leuts nant bei ihr meldete und die Parade gut verlief, troß meiner noch so kurzen Beine, denen das Mitkommen mit den langen Grenadieren doch reichlich sauer wurde.

Thr glücklich leuchtendes Gesicht, als sie meine Braut zum ersten Male in die Urme schloß und zu mir sagte: "Ja, lieber Junge — du hast eine gute Wahl getan!"
— Und von dem Tage bis zuletzt war eine große Liebe zwischen den zwei Frauen.

Un den Betten der schwer erkrankten Brüder Fris und Joachim sah ich sie sigen — Nächte um Nächte, unermüdlich — eine hingebende Pflegerin, eine Mutter, die sich selber opfern mochte.

Ich sah sie bei Hoffesten im vollen Glanz der Krone.

Schlank und edel die Gestalt, über dem frischen gütigen Gesichte das reiche, früh ergraute Haar. Und jedes Worf ein schlichtes, warmherziges Gebenwollen und Verstehen.

Dann immer wieder: in ihrem Schreibzimmer im Neuen Palais. — Zwischen Vor: und Nachmittags: dienst bin ich hinübergeritten und gehe nun, während sie zuhört und erwidert, vor ihr auf und nieder. Aleine Konflikte, in denen sie meine Beichtigerin ist, die immer den gerechten Rat und die würdige Lösung kennt — und ernste Gorgen um das Große, Ganze des Vater-landes, für die im Herzen dieser scheinbar aller Politik so fernen Frau viel Raum war. Sie hat von diesem stillen Leid, durch ihr klares Erkennen manches Irrens, weit mehr getragen, als man draußen ahnte.

Die Kriegszeit dann: Gorgen — Gorgen — Gorgen — Und das, was nachher kam.

Da sehe ich sie auch im Garten von Haus Doorn. Sie sitt im kleinen Ponywagen, und ich halte ihre Hand und gehe neben ihr her. "Mein Junge, es ist ja schön hier, aber mein Potsdam, das Neue Palais, mein kleiner Rosengarten, unsere Heimat, das ist es nicht. Wenn du wüßtest, wie mich oft das Heimweh innerlich zerfrißt, oh, ich werde die Heimat ja nie wiedersehen."—

Jetzt ruht sie in der Heimaterde, zu der sie ihre letzte Sehnsucht trug.

Ein Stud des Weges bis zum Bahnhof Maarn, habe ich ihr auf der Heimfahrt das Geleit gegeben — und bin wieder zurückgekehrt auf meine Insel.

Tage voll Schwermut sind das dann gewesen: nicht

eine Stunde, in der mein Gedenken nicht bei ihr war. Aber was mir aus vielen tausend Briefen in diesen Tagen sagte, wie sehr sie in der Heimat unvergessen ist und wie die Liebe, die sie säte, aufgegangen ist und blüht, das war mir ein Trost.

Dann war mein guter Schwager, der Herzog von Braunschweig, ein paar Tage bei mir. Siss soll zunächst in Doorn drüben bleiben, damit der Vater leichter über die erste Zeit seiner großen Verlassenheit hinwegkomme und damit eine gute Frauenstimme in dem schönen und doch so freudlosen Hause sei.

Ich aber will nun doch daran gehen, auch das noch aufzuzeichnen, was ich zu dem letten und bittersten Ersleben des Zusammenbruches zu berichten habe. Weiß Gott, daß es mir schwerer wird als alles, was ich vorsher niederschrieb.

Um 8. November 1918 abends erhielt ich in Waulssort unerwartet von Seiner Majestät Besehl, mich am 9. November vormittags in Spa bei ihm zu melden. Kein Wort weiter darüber, worum es ging und was ich sollte. — Blieb nur das Wissen, daß der Ruf viel Sutes nicht bedeuten konnte, das Uhnen neuer quals voller Konslikte.

Bei trübem kalten Wetter ging die Autofahrt durch das von grauen, tieflastenden Nebeln sast erdrückte Land. Stumpf, trostlos, traurig, wie gebrochen alles: die halb zerfallenen Häuser, denen der Bewurf von dem geschundenen Leibe bröckelte, die endlos langen, von hunderttausend wuchtenden, hart stoßenden Nädern zerfahrenen, von hunderttausend Pserdehusen und Nagels

schuhen zermalmten Straßen. Und diese abgezehrten grauen Menschen, die so voll Bitterkeit und Gram und Elend schienen, als ob sie sich nie wieder zu einem neuen Lebensglauben würden erheben können.

Durch Schlammfelder schlingerte der Wagen, sprühte den braunen Dreck in Garben und Fontanen um sich her — raste schleudernd vorüber an mühsam trekkenden Kolonnen, an aufgelöst hinschürfenden Trupps und Gruppen von abgerissenen, mit unkennbarem Kram bepackten Gestalten von Männern, die einmal Soldaten gewesen waren — ließ fluchende Ruse und in das Grau gereckte Fäuste hinter sich.

Weiter — weiter —

Rurz nach zwölf war es, da wir, bis auf die Knochen burchfroren und erstarrt, in Spa ankanien.

In der Villa Fraineuse draußen vor der Stadt wohnte der Raiser.

Der Hofmarschall General von Gontard empfing mich in der Halle. Sein Gesicht war ernst und tief besorgt. Nur ein hilfloses Aussheben beider Hände war die Antworf auf meine Fragen — und sagte mehr als Worfe.

Und da war auch schon mein Chef, Graf Schulenburg, bei mir. Seit dem frühen Morgen schon war er in Spa und hat bis zu dem Llugenblick, da ihm mein Eintressen gemeldet wurde, beim Kaiser unsere Unsichten vertreten. Bleich, sichtlich tief erregt war er, wie er mich jetzt mit raschen, soldatisch knappen Worten über die Vorgänge, in die wir hier mithineingezogen wurden, ins Bild setzte, mich mit der ganzen Eindringlichkeit des starken, verantwortlichkeitsbewußten, kaisertreuen Mannes bat, auch meinerseits alles zu tun, um Seine Majesstät von übereilten, niemals wieder auslöschbaren Entschließungen zurückzuhalten.

Nach dem Berichte Schulenburgs hatten die Ereigenisse bis zu meinem Eintreffen sich wie folgt entwickelt:

Mein Vater hatte am frühen Morgen mit seinem Generalstabsossizier, Major Niemann, die Lage einzgehend erörtert und sich entschlossen, dem drohenden Umsturz die Stirn zu bieten. Mit diesem sesten Entschluß kam der Kaiser zu einer Besprechung, zu-der der Generalseldmarschall und General Gröner, Plessen, Marschall, Hinte, Herr von Grünau und Major Niemann zugezogen worden waren.

Der Generalfeldmarschall hatte da als erster gleich einleitend ein paar Worte gesprochen, die klar erkennen ließen, daß er soweit war, das Ganze aufzugeben: Er musse Seine Majestät um seine Entlassung bitten, da er das, was er auszusprechen sich genötigt fühle, seinem Könige und Herrn als preußischer Offizier nicht sagen könne.

Nur mit dem Ropfe hatte der Raiser gezuckt: Erst bören, was es ist -

Jest hatte General Gröner das Wort ergriffen — mir war es, wie mir Schulenburg den Inhalt seiner Darlegung stizzierte, als ob ich ihn vor mir sähe und reden hörte! Gröner — seit knapp zwei Wochen der neue Mann auf dem verlassenen Plaze Ludendorss, der Mann, der Hemmungen, wie sie dem alten Generals seldmarschall die Worte in der Rehle würgten, nicht kannte. Ein neuer Ton, der sich brüsk und demonstrativ von allem Herkommen lossagte, der sich an dieser Mißskopping Wilhelm, Erinnerungen. 18

achtung aller Vergangenheit innerlich stark zu machen suchte für den Herzstoß, der jest kommen sollte.

Was mir Schulenburg von den Worfen des Generals Gröner wiedergab, das häfte, wenn es die lette Wahrheit gewesen ware, in der Lat das Ende bedeutet: Die militärische Lage der Urmeen verzweifelt - die Truppen wankend - ohne Zuverlässigkeit -Verpflegung nur auf Tage noch — dann furchtbar drohend Hunger, Auflösung und Plünderung. Die Heimaf aufflammend in unhemmbarem Umsturg - was an Ersattruppen herangezogen werden foll, versagt, zersplitterf und läuft zu der roten Sahne über. Das gange Sinferland, Bahnen und Telegraphen, Rheinbruden, Depots und Knotenpunkte in der hand der Revolutionare. Berlin in einer Überspannung, die jeden Augenblick gerreißen und Blufftrome über die Stadt ergießen kann. — Mit dem völlig unsicher gewordenen Beere kehrt zu machen und fo, den Jeind im Ruden, in der Beimat den Bürgerkrieg niederzuschlagen, sei gang ausgeschlossen. - Diefer, feiner und des Generalfeldmarschalls Unsicht hätten sich auch die Abteilungschefs und die meisten Vertreter der D.S.L. angeschlossen. Wenn auch nicht ausgesprochen, lag in diesem Vortrag für meinen Vater die Aufforderung gur Abdankung.

Wortlos, sichtlich tief erschüttert, hatte mein Vater diese in den dunkelsten Farben gehaltene Darstellung mitangehört und hatte sich dann, als ein starres Schweizgen hinter General Gröners Worten blieb und er aus einer Bewegung meines Chefs erkannte, daß auch der gehört werden wollte, emporgerissen und an ihn gewendet: "Sprechen Sie, Graf — Ihre Unsicht —?!"

Da hatte dann mein Chef erwidert:

Daß er die Schilderung des Generalquartiermeisters nicht als den wahren Verhältnissen entsprechend auffassen könne. Go habe sich zum Beispiel die Beeresgruppe Kronpring in der langen herbstichlacht trot allen großen Schwierigkeifen und übermenschlichen Sarten glanzend geschlagen, und sie liege nach wie vor fest und geschlossen in der Sand ihrer Bubrer. Jest fei fie nach der ungeheuren Leiftung erschöpft, überanftrengt und erfüllt von dem Wunsche nach Waffenruhe. Komme es zum ausgesprochenen Waffenstillstande und gebe man den Truppen jest mit wenigen Rubetagen eine neue Auffrischung burch Ochlaf und erträgliche Berpflegung, gebe man damit zugleich den Buhrern die Möglichkeit, wiederum feste Bublung mit den Leuten zu gewinnen und auf sie einzuwirken, so werde sich die allgemeine Stimmung auch wieder heben. Gine Rehrtichmenkung des gangen Westheeres zum Burgerfriege in Deutschland sei allerdings eine Unmöglichkeit - fie liege aber auch garnicht im Bereiche des Notwendigen. Was nottue, sei der entschlossene mannhafte Widerstand gegen ein Treiben, bem man leider allzulange tatlos zugeseben habe. Die fofortige energische Miederkampfung der Hufständischen an den Brennpunkten des Aufruhres die rudfichtslose Wiederherstellung von Ordnung und Autorität! Die Verpflegungsfrage fei von General Gröner zu ichwarz gemalt, die Auswirkung eines taffräftigen Vorgebens gegen die Bolfchewisten im Ruden der Front werde einen neuen Zusammenschluß der Betreuen im Lande und ein Erstiden der revolutionären Bewegung bringen. Alfo: Rein Nachgeben vor dem

Drohen mit verbrecherischer Gewalt — kein Abdanken — aber auch kein Bürgerkrieg; nur bewassnete Wiederscherstellung der Ordnung an den genannten einzelnen Stellen. Dazu werde die Truppe in ihrer Masse zweisfellos getren hinter dem Kaiser stehen.

Der Kaiser war dieser Auffassung beigetreten. So war es zu einem Gegensaße zwischen meinem Chef und General Gröner gekommen, der im Laufe dieser Auszeinandersetzung nach wie vor seine Behauptung verssochten hatte, daß die Ereignisse zu weit vorgeschriften seien, um den von Schulenburg vorgeschlagenen Maßnahmen noch irgendwelche Chancen zu lassen. Der Zussammenschluß der Aufständischen überspannte nach seiner Darstellung schon die gesamte Heimat, die Revolutionäre würden zweisellos jede Verpslegungsmöglichkeit für eine etwa gegen sie operierende Armee sperren — und wieder: das Heer sei nicht mehr zuverlässig und stehe nicht mehr hinter Seiner Majestät.

Diese von General Gröner aufgestellten Gesichtspunkte fanden eine gewisse Stütze in telephonischen Nachrichten aus dem Reichskanzleramt, die während dieser Distussion mehrsach einliesen, von blutigen Straßenkämpsen und Abschwenken der Heimattruppe zu den Reihen der Revolutionäre berichteten und immer wieder die Forderung auf Abdankung stellten. Wie weit diese augenfällig aus einer Panikstimmung kommenden Berichte, die durch ihr drängendes Wesen starken Eindruck machten, der Wahrheit entsprachen, konnte nicht nachgeprüft werden.

Trot all dem war der Raiser fest bei seiner einmal gefaßten Entschließung geblieben. Aber angesichts des

unüberbrückbaren Gegensates zwischen den beiden Beurteilungen der Lage und der notwendigen Folgerungen
hatte er sich endlich zu General Gröner gewendet und
mit großer Bestimmtheit erklärt: daß er sich mit der
geäußerten Unsicht des Generals in dieser ungeheuer
schwer wiegenden Frage nicht zufrieden geben könne,
daß er vielmehr auf einer schriftlichen Meldung durch
den Generalfeldmarschall von Hindenburg und General
Gröner bestehen müsse — auf einer Meldung, der das
einzuholende Urteil aller Urmeeführer der Westfront
zugrunde gelegt werden solle. Der Gedanke, einen Bürgerkrieg zu sühren, stehe für ihn außerhalb jeder Erwägung, aber seinen Wunsch, das Heer nach Abschluß
des Wassenstillstandes in geschlossener Dronung in die
Heimat zurückzusühren, halte er aufrecht.

Die Untwort General Gröners hatte sich brüsk abstuend — als ob er jede Weiterung für unnütz und als leeren Zeitverlust vor einem sesten Programm taxieren müsse — darauf beschränkt, zu erklären: "Das Heer wird unter seinen Führern und kommandierenden Generalen geschlossen und in Ordnung in die Heimat zurückmarschieren, aber nicht unter der Führung Eurer Majestät!"

Auf die erregte Frage meines Vaters: "Wie kommen Sie zu dieser Meldung? Graf Schulenburg meldet das Gegenteil!" hatte Gröner nur geantwortet: "Ich habe andere Nachrichten."*

^{*} Hierzu muß festgestellt werden, daß General Gröner diese Meldung meinem Vater lange vor dem Zeitpunkt machte, zu dem das Votum der Frontkommandeure vorlag. Was für "ans dere Nachrichten" hat der Erste Generalquartiermeister also bes

Auf den nochmaligen Einspruch meines Chefs hin hatte sich dann endlich auch der Generalfeldmarschall entschlossen, aus seiner bisherigen Zurückhaltung herauszutreten. Bei aller Zustimmung zu dem Geiste soldatischer Treue, von dem die Schulenburgschen Gedanken getragen seien, kam er praktisch zu der Auffassung des Generals Gröner, daß auf Grund der Nachrichten, die der D.H.L. aus der Heimat und von dem Heere vorsliegen, die Revolution nicht mehr niedergeschlagen werzben könne. Wie Gröner, so könne auch er die Verantzwortung für die Zuverlässigkeit der Truppen nicht mehr fragen.

Der Kaiser hatte endlich die Aussprache mit der Wiederholung seines Wunsches um Befragung der Oberbesehlshaber geschlossen: "— melden Sie, daß das Heer nicht mehr zu mir steht, dann bin ich bereit zu gehen — aber eher nicht!"

Im Unschluß an diese Besprechung und Entschließung, aus der deutlich hervorging, daß der Kaiser im Interesse des deutschen Volkes und zur Erhaltung der inneren und äußeren Friedensmöglichkeit bereit war,

sessen, und welcher Führer der Westfront hat sie erstattet? Diese Fragen sind die heute noch nicht beantwortet. Von den mir unterstellten vier Urmeen habe ich nicht eine Meldung erhalten, die diese Schlußfolgerung für die Front und selbst für meine Etappe zuließ. Diese Meldungen müssen dem General Gröner am 7. oder 8. November zugegangen sein, denn in Charleville war er noch guten Mutes, am fünften setzte er sich in Berlin scharf für den Kaiser ein, und am sechsten schrieb die D.H.L. den Urmeen der Westfront, daß es für die Urmee keine Kaisersfrage gebe und daß sie, ihrem Side getreu, unerschütterlich sest zu ihrem Obersten Kriegsherrn halte.

seine Person zum Opfer zu bringen, hatte mein Chef dann noch besonders darauf hingewiesen, daß bei allen etwaigen Entschlüssen Seiner Majestät die Fragen bestreffend die Kaiserwürde von jenen, die sich auf den preußischen Königsthron bezogen, scharf auseinanderzuhalten seien: Nur um die Abdankung des Kaisers, nicht um einen Thronverzicht des Königs von Preußen könne und dürse es sich im äußersten Falle handeln. Er hatte die für diesen Standpunkt wichtigen Gesichtspunkte entwickelt und weiter seine Unsicht zum Ausschruck gebracht, daß die Berliner telephonischen Alarmanachrichten der genauen Nachprüsung bedürsten, ehe sie zur Grundlage von Entschließungen gemacht werden könnten.

Mein Vater hatte ibm barauf versichert, daß er unter allen Umftanden König von Preußen bleiben und als solcher das Seer nicht verlassen werde. Er hatte weiter die sofortige telephonische Rudfrage über die Berliner Lage beim Gouverneur von Berlin angeordnet und fich hierauf mit einem Teile ber Berren seines Befolges in ben Garten begeben, mahrend ber Generalfeldmarichall, General Gröner und Graf von der Schulenburg im Beratungsraume zurudgeblieben waren. Bei der Aussprache, die zwischen ihnen nun noch über die letten Musführungen Schulenburge stattfand, bekannte sich auch der Generalfeldmarschall zu der Meinung, daß der Kaiser sich als König von Preußen unter allen Umständen halten muffe, Beneral Gröner aber blieb dieser Forderung gegenüber fleptisch und ablehnend. Er fprach aus, daß eine freie Entschließung des Raifers in diesem Ginne, falls sie vor Wochen gefallen ware,

eine Umgestaltung der Lage vielleicht bewirkt hätte — daß sie aber nach seiner Unsicht jest zu spät komme, um gegenüber dem in ganz Deutschland entzündeten Aufzuhr, der in jedem Augenblicke weiter um sich greife, noch von Belang zu sein.

Was sich dann weiter Schlag auf Schlag abgespielt hatte, war nur geeignet erschienen, um dieser Auffassung des Generals Gröner Recht zu geben — wenn man es als die objektive Wahrheit über die Zustände und Stimmung in der Beimat gelten laffen konnte. Die Untwort des Chefs des Generalstabes beim Souvernement Berlin, Dberst von Berge, war eingetroffen und hatte eine allerdings einschränkende Bestätigung ber vom Reichskanzleramt gegebenen Darstellung gebracht: Blutige Gtraßenkämpfe — Überläufe der Truppen zu den Revolutionaren - keinerlei Machtmittel zur Befampfung der Bewegung in den Banden ber Regierung. — Dazu weiter ein Unruf des Pringen Mag von Baden, daß der Bürgerfrieg unvermeiblich mare, wenn Geine Majestät die Albdankung nicht in den nächsten Minuten bekanntgabe.

Mit diesen Botschaften waren der Generalfeldmarsschall, General Gröner und Exzellenz von Hintze in den Garten zum Kaiser geeilt — und hierüber hielten sie ihm nun, während Graf von der Schulenburg mich über den Stand der Dinge informierte, Vortrag. —

Mit meinem Chef begab auch ich mich jett zum Kaiser.

In einer Gruppe von Herren stand er im Garten. Unvergeßlich für alle Zeiten ist mir das Bild dieses Halbdutzends Menschen in ihren grauen Unisormen vor den vom späten Herbst gezeichneten wellen, entfärbten Blumenbeeten. Kein Mensch sonst und kein Laut. Nur rings weit in der Runde der ansteigende Kessel des Bergwaldes in seiner späten nebelüberhangenen Pracht aus fahlem letzten Grün, aus Rostbraun, Gelb und Rot in allen Stufen.

Nicht anders, als ob er in erregtem Auf: und Niedersgehen mit ihnen eingehalten hätte, stand er da. Und leidenschaftlich aufgerührt, mit heftig malenden Beswegungen der Nechten redete er auf die Nächsten ein: auf General Gröner, Erzellenz von Hinge — dazwischen streifte sein Blick den Generalfeldmarschall, der schweisgend in die Ferne nickte, den greisen Generaloberst von Plessen. In kleinem Abstand von der Gruppe standen General von Marschall, Legationsrat von Grünau und Major von Hirschfeld.

Gebeugt, bedrückt, gleichsam wie ausweglos umstellt wirkten die meisten von den Herren nach Ausdruck und nach Haltung, schienen, während allein der Raiser redete, wie erstarrt zu einem dumpfen Schweigen.

Jett bemerkte mein Vater mich, winkte mich heran und trat mir ein paar Schritte entgegen.

Und nun, da ich ihm gegenüberstand, konnte ich erst erkennen, wie verstört seine Züge waren, wie es in dem hager und gelb gewordenen Gesichte zuckte und flatterte.

Raum Zeit ließ er mir, den Generalfeldmarschall und die Herren der Umgebung zu begrüßen, da wendete er sich schon an mich, und während die anderen sich ein wenig zurückzogen und General Gröner nach dem Hause zu abging, überstürzten, übersprudelten mich schon seine Worte.

Tatsachen schüttete er rückhaltlos vor mir aus, wiederholte manches von dem, was mir mein Chef soeben turg berichtet hatte, ergänzte es mit anderem, ließ mich, der ich von meiner Heeresgruppe und aus der Abgeschiedenheit der Front hierhergekommen war und das von Schulenburg Gehörte eben noch in mir zu ordnen und zu überschauen suchte, noch tiefer in das Bild einer aus Haltlosigkeit und Aufsplitterung des Willens und der Rräfte drohenden Ratastrophe bliden. Go erfuhr ich jett, daß schon am Albend vorher — gestern, ehe er mich telephonisch nach Spa beschied - eine eingehende Bespredung der Lage bier stattgefunden hatte, in der General Gröner dem Raiser dringend abgeraten habe, nach der Beimat zurückzukehren, den "Durchbruch nach Innen" zu versuchen. Aufrührerische Massen seien unterwegs nach Verviers und Spa, und zuverlässige Truppen gebe es überhaupt nicht mehr! Auch an die Front - um etwa ba zu kämpfen und zu fterben - burfe mein Vater nicht, da dieser Ochritt die Entente angesichts des bevorsteben: den Waffenstillstandes möglicherweise zu falschen Folgerungen veranlassen könnte, die bann nur größeres Unheil und Blutvergießen zur Folge haben würden. Mein Vater erzählte mir weiter, daß nach den Mittei: lungen der Herren auch in den Städten Roln, Sanno: ver, Braunschweig und München die Urbeiter- und Golbatenrate die Gewalt an sich gerissen haben - baß in Kiel und Wilhelmshaven die Revolution ausgebrochen fei - baß er im hinblid auf die icheinbar notwendige Albdankung als Raiser den Oberbefehl über das deutsche heer dem Generalfeldmarschall übertragen werde.

In all meiner tiefen Erschütterung versuchte ich sofort

wenigstens da einzugreisen und zu hemmen, wo auch nach meiner Ansicht, troß des bisherigen überstürzten Ablauses der Ereignisse, ein Halten noch möglich war, noch erreicht werden mußte, wenn nicht alles verloren gehen sollte: War schon die Abdankung als Kaiser wirklich nicht mehr vermeidbar, so mußte er doch unserschütterlich als Preußenkönig bleiben!

"Natürlich!" Und das kam so selbstverständlich, während seine Augen sest in die meinigen trasen, daß mir mit diesem einen Wort, das ich nun hielt, schon viel

gewonnen schien.

Auch die Notwendigkeit, daß er unter allen Umsständen bei dem Heere bleibe, betonte ich, und ich regte an, daß er mit zu meiner Heeresgruppe kommen und mit ihr, an ihrer Spite in die Heimat zurückmarschieren möge.

Jest stieß General Gröner wieder zu der Gruppe der anderen Herren, und in seiner Begleitung war der Oberst Hene, der, wie ich nun ersuhr, aus einer von der D.H., über die Köpfe der Heeresgruppen: und Urmeeoberkommandos weg, eilig zu einer Urt von Konstlium beruse: nen Versammlung von Frontossizieren kam, deren Votum von Gröner als entscheidend beurteilt wurde.

Der Kaiser sorderte ihn auf, zu sprechen, und Oberst Hepe gab seinen Bericht: Es sei den Kommandeuren die Frage vorgelegt worden, ob man für den Fall eines Bürgerkrieges in der Heimat auf die Truppen rechnen könne — die Frage sei verneint, die Sicherheit der Truppen von einzelnen der Herren nicht unbedingt verbürgt worden.

Graf von der Schulenburg sprang ein: Was wir,

die wir unsere Leute kannten, aus eigener Erfahrung wußten, sührte er an; vor allem eines: daß das Heer vor der Frage, ob es etwa seinen Fahneneid brechen und seinen Kaiser und Obersten Kriegsherrn in der Not verlassen wolle, sich in seiner Masse sicher als kaisertreu erweisen würde.

Uber dazu zuckte der General Gröner nur mit den Schultern und zog die Oberlippe überlegen bedauernd hoch: "Fahneneid? Kriegsherr? Das sind schließlich Worte — das ist am Ende bloß eine Idee —"

Zwei Welten standen da einander gegenüber, zwei Auffassungen, zwischen denen keine Brücke war und kein Verstehen möglich blieb: Der kaiser und königstreue, in Pflicht und Hingabe großgewordene preußische Offizier, der in Erfüllung seines Treuschwures, den er als junger Mensch geleistet hat, lebt und stirbt — der andere, der die Dinge wohl niemals so heilig ernst verspslichtend, mehr als Symbole und "Idee" genommen hat, der immer gerne ein "moderner" Mensch gewesen ist und dessen wendigere Mentalität sich jetzt unschwer aus Bindungen befreit, die unbequem zu werden drohen.

Wieder antworkete Schulenburg, sagte dem General, daß solche Worke nur erkennen ließen, daß er Seele und Puls der Männer vorne gar nicht kenne, daß das Heer Fahneneid und Treue halken und am Schluß eines vierjährigen Krieges seinen Kaiser nicht preisgeben werde.

Er sprach noch, als er durch Erzellenz von Hinte unterbrochen wurde, der inzwischen wieder Berichte aus Berlin empfangen hatte und diese neuen Hiobsbotschaften dem Kaiser unterbreiten wollte: Der Reichskanzler Prinz Max, der zugleich um seine Entlassung gebeten, hatte ihm soeben mitgeteilt, daß sich die Lage in Berlin zur äußersten Bedrohlichkeit entwickelt habe und daß die Monarchie nicht mehr zu retten wäre, wenn der Kaiser sich nicht sofort zur Abdankung entschlösse.

Der Raiser nahm die Nachricht mit tiesem, schweigenbem Ernst entgegen. Farblos die sest geschlossenen Lippen in dem graugelb gewordenen und wie um Jahre gealterten Gesichte. Nur wer ihn kannte wie ich, konnte ermessen, was er troß dieses mühsam aufrecht gehaltenen Bildes der Fassung und Haltung unter der brüsk und ungeduldig drängenden Forderung des Kanzlers litt.

Als Hinhe zu Ende war, nickte er kurz — suchte dann mit seinen Augen den Blick des Generalfeldmarschalls, als müßte er bei ihm Kraft und Hilfe sinden in seiner Qual. Aber da war nichts. — Still, tief erschüttert, in ausweglosem Schweigen stand der große alte Mann und ließ das Schicksal seines Königs und Herren, dem er so lange treu und tapfer als Soldat gedient hatte, sich erfüllen.

Allein war der Raiser. Nicht einer mehr von all den Männern der D.H.L., die einst von Ludendorff zu einer sesten Einheit zusammengeschlossen worden waren, trat jest zu ihm und sprang ihm bei. Zersplittert, in Zersesung alles auch hier — nicht anders als in der Heimat. Hier, wo der eisern starke Wille hätte aufspringen, sich in alle Besehlsstellen zwingend auswirken, alle gesund gebliebenen Kräfte an den Fronten rings zur starken Tat hätte zusammenrassen müssen, um sich durchzusesen. Nichts — nichts davon. Jest herrschte

General Gröners Wesen, und das gab den Kaiser mit einem Uchselzucken auf.

Ranh und fremd, gleichsam unwirklich klang die Stimme meines Vaters, wie er den immer noch still wartenden Hinge dann sachlich beauftragte, dem Reichstanzler zu telephonieren, daß er bereit sei, die Raiserskrone niederzulegen, wenn nur dadurch der allgemeine Bürgerkrieg in Deutschland zu vermeiden sei, daß er aber König von Preußen bleibe und sein Heer nicht verlassen werde.

Ochweigen der Herren . . .

Schon wollte der Staatssekretär gehen, da machte Schulenburg darauf aufmerksam, daß es unter allen Umständen notwendig sei, diese tief bedeutungsvolle Entschließung Seiner Majestät zunächst schriftlich festzulegen. Erst nach Benehmigung und Unterzeichnung des Schriftsstückes könne sie an den Reichskanzler gemeldet werden.

Der Raiser dankte: — ja, das war richtig. Und er forderte den Generaloberst von Plessen, den General von Marschall, Erzellenz von Hinge und den Grafen von der Schulenburg auf, diese Erklärung sogleich aufzusesen und ihm zur Unterschrift zu reichen.

So ging man wieder in bas haus.

Die Herren waren noch bei der Arbeit, als wiederum ein Anruf aus Berlin erfolgte: Der Chef der Reichstanzlei, Erzellenz von Wahnschaffe, drängte nach der Abdankungserklärung — und wurde von dem Grasen von der Schulenburg dahin beschieden, daß der von Seiner Majestät bereits gefaßte Entschluß soeben formuliert und alsbald an die Reichsregierung abgehen werde.

Das Schriftstück iprach nicht die Abdankung als Kaiser, sondern die Bereitwilligkeit dazu aus, wenn nur dadurch weiteres Blutvergießen und vor allem ein Bürgerkrieg vermieden würde. Dazu betonte es, daß er König von Preußen bleiben und das Heer in geschlossener Ordnung in die Heimat zurückführen werde.

Sache des Kanzlers war es danach, auf Grund dieser Entschließung erneut über die in der Heimat entwickelte Lage Vortrag zu halten. Erst dann wäre die endgültige

faiserliche Entscheidung erfolgt.

Erzellenz von Hinge übernahm es, den Wortlaut des Schriftstückes an das Reichskanzleramt zu teles phonieren.

Inzwischen war es etwa ein Uhr geworden, und man ging zum Frühstück. — Dieses wortkarge Beieinandersein in dem weißen hellen Raume, um die Tasel, auf der frische Blumen standen und um die doch nur Qual und verzweiselnde Gorge saßen, gehört zu meinen grausamssten Erinnerungen: Reiner, der sein Gesicht dem anderen ohne Maske zeigte — ein krampshaftes Bemühen, für diese halbe Stunde unbefangen zu erscheinen und nicht von dem Gespenst zu reden, das hinter unseren Rücken stand und das doch keiner auch nur für einen Augensblick vergessen konnte — Bissen, die einem im Munde quollen und die nicht durch die Rehle wollten — das Ganze wie ein grauenvolles Totenmahl.

Nach dieser unerträglich quälenden Tafel blieb Seine Majestät mit mir und Schulenburg im Gespräch und wurde — es war wenige Minuten nach zwei Uhr — von General von Plessen hinausgerusen: Staatssekretär von Hinge, der soeben nach Berlin telephonierte, sei

burch eine neue Berliner Mitteilung gewissermaßen überrannt worden.

Wir anderen blieben zurück in einem erregt wartenden Empfinden, daß irgend ein völlig unvorhergesehener Zwischenfall sich ereignet und die verworrene und erstickende Lage noch mehr zerrüttet haben müsse. Unendlich lang erschienen mir die wenigen Minuten, die so versgingen.

Dann wurden Schulenburg und ich zum Kaiser befohlen.

Wir fanden ihn, bei aller äußerlich gewaltsam bewahrten Fassung und Würde, seelisch aufs tiefste er: schüttert. Und immer noch gleichsam im Rampfe mit dem Zweifel, ob das, was er soeben erlebt hatte, denn auch Wirklichkeit und Wahrheit fein könne, fagte er uns: er habe soeben die Mitteilung des Reichskangleramtes erhalten, daß eine Botschaft über seine Ub: dankung als Raifer und als Rönig von Preußen und gleichzeitig über meine Bergichterklärung im gleichen Umfange vom Prinzen Max von Baben, ohne daß der Pring die Erklärung des Raisers abgewartet hatte, über unsere Röpfe weg ausgesprochen und durch das Wolffiche Telegraphenbureau verbreitet fei - daß der Pring als Reichskangler gurudgetreten und zum Reichsverweser ernannt und der sozialdemokratische Reichstags: abgeordnete Cbert nunmehr Reichskangler fei.

Wir alle waren von dem Schlage dieser Nachricht so benommen und erstarrt, daß wir im ersten Augensblicke kaum fähig waren, zu sprechen. Dann aber verssuchten wir sogleich, den ganzen beispiellosen Vorgang im Zusammenhange sestzulegen:

Erzellenz von Singe hatte also soeben damit begonnen, die von Seiner Majestäf vollzogene Erklärung zu telephonieren, als er unterbrochen wurde: diese Erflärung nuge garnichts - es muffe die völlige 216: dankung - auch als König von Preußen - ausgesprochen werden, und herr von hinge möge zuhören, was ihm jett telephoniert werde! - Der Staatssekretar hatte fich diese Unterbrechung verbeten, hatte erflart, daß jett vor allem der Entschluß Seiner Majestät zu Worte kommen muffe, und diesen verlesen. In unmittelbarem Unschluß an seine Worte hatte Berlin darauf mitgeteilt, daß eine Erklärung durch das Wolffiche Bureau bereits veröffentlicht worden und alsbald auch bei einzelnen Truppen durch Funkspruch bekannt geworden fei. Diefe Erklärung fage: "Der Raifer und König hat sich entschlossen, dem Throne zu entsagen. Der Reichskanzler bleibt noch so lange im Umte, bis die mit der Abdankung des Raisers, dem Thronverzicht des Kronpringen des Deutschen Reiches und von Breugen und der Ginsetzung der Regentschaft verbundenen Fragen geregelt find . . . " Der Staatsfefretar von Binge hatte sofort entschiedenen Protest erhoben gegen diese ohne Ermächtigung des Raifers erfolgte Bekanntgabe, die den Entschließungen Geiner Majestät in feiner Weise entspreche, und hatte wiederholt den Reichs: kangler persönlich zu sprechen verlangt. Pring Max von Baden war dann an das Telephon gekommen, hatte sich auf Hinges Unfrage zu der eigenmächtig verfaßten und verbreiteten Erklärung bekannt und erklärte, daß er für sie eintrete.

Er leugnete also garnicht, der geistige Urheber dieses Kronpring Wilhelm, Erinnerungen. 19

unbegreiflichen Schrittes zu sein, der angebliche, in dieser Form niemals gefaßte Entschlüsse Seiner Majestät ohne dessen Ermächtigung bekanntgab und der meinen eigenen Entschließungen — die bisher überhaupt noch nicht auch nur mit einem Worte zur Diskussion gestanden hatten — zum mindesten leichtsertig vorgriff!

Denn dieses war uns klar: daß bei der erregten und empfänglichen Stimmung von Heimat und Truppe durch das unerhörte Vorgehen des Prinzen der Schein vollendeter Tatsachen geschaffen war, durch den uns der Boden, auf dem wir standen, unter den Füßen fortgenommen werden sollte.

Rlarer in unserem Urteil über das, was Seiner Majestät und mir hier widerfahren war, und in der Unsicht über das, was nun nottat, gingen wir wieder in das Kaminzimmer hinüber, in dem sich die anderen Herren inzwischen versammelt hatten.

Eine tiefe Bestürzung über die ungehenerliche Tatsache ergriff auch sie. Rufe der Empörung und Vorschläge, wie diesem tückischen Streiche zu begegnen sei, mengten sich.

Schulenburg und ich beschworen Seine Majestät, sich der Vergewaltigung durch diesen Staatsstreich unter keinen Umständen zu beugen, der Machenschaft des Prinzen mit allen Mitteln entgegenzuwirken und uns beirrt auf seinem vorher gefaßten Entschlusse zu beharren. Der Graf betonte dabei, daß durch diesen Vorgang die Notwendigkeit für den Kaiser, als Oberster Kriegsherr beim Heere zu verbleiben, nur noch zwingender geworden sei.

Wir fanden bei diesen Ausführungen auch Unter-

stützung bei General von Marschall und besonders bei dem greisen Generaloberst von Plessen, dessen ritterlich getreues Wesen und dessen altes Soldafenblut die sonst oft allzu vorsichtig gewahrte Form des hohen Hofmannes durchbrach und sich flammend gegen den schmähelichen Streich empörte, den man hier gegen seinen Raisser und gegen dessen ganzes Hans geführt hatte. Von großer Wichtigkeit war es, daß er durch persönliches Rückfragen die Haltlosigkeit einer Grönerschen Behauptung, daß auch die Truppen des Hauptquartieres und verläßlich geworden seien und dem Kaiser einen genürgenden Schutz nicht mehr gewährten, erwiesen hatte.

Graf von der Schulenburgs und mein weiterer Vorschlag, uns mit der Niederwerfung der revolutionären Elemente in der Heimat zu betrauen, und unser Unserbieten, zunächst in Köln geordnete Zustände wiedersherzustellen, lehnte der Kaiser ab. Er wollte keinen

Rrieg von Deutschen gegen Deutsche.

Schließlich erklärte er aber wiederholt und mit großer Bestimmtheit, daß er bei seinem Entschlusse, eventuell nur als Raiser abzudanken, verharre, daß er Rönig von Prenßen bleibe und als solcher die Truppen hier nicht verlassen werde. Den Generalen von Plessen und von Marschall sowie Erzellenz von Hinge gab er den Auftrag, dem Generalseldmarschall von dem Berliner Geschehnis und von seiner Stellungnahme sogleich Melsbung zu machen.

Bur Not bernhigt durch die fest wirkende Stimmung meines Vaters, der nun einen klaren Weg durch all diese Wirrnisse und Erschütterungen vor sich zu sehen schien, verabschiedete ich mich von ihm — meine Pflichten

als Oberbefehlshaber riefen mich in das Hauptquartier der Heeresgruppe nach Vielfalm.

Ich ahnte nicht, als ich beim Scheiden seine Hand in der meinen hielt, daß ich ihn erst nach Jahressfrist in Holland wiedersehen sollte.

Graf von der Schulenburg verblieb noch weiter in Spa. —

Über die weiteren Vorgänge, die dieser verhängnisvolle 9. November im Großen Hauptquartier von Spa brachte, bin ich nicht durch eigenes Miterleben, sondern durch den Bericht meines Chefs, des Grafen von der Schulenburg, unterrichtet.

Schulenburg, der sich etwa gleichzeitig mit mir vom Raiser verabschiedet hatte, war danach noch einmal von ihm zurückgerusen worden, und mein Vater hatte ihm wiederholt: "Ich bleibe Rönig von Preußen und danke als solcher nicht ab, ebenso bleibe ich bei der Truppe!"
— Im Unschluß hieran wurde die Frage erörtert, wer den Wassenstillstand abschließen solle, da man doch unmöglich die revolutionäre Regierung in Berlin anerskennen konnte. Seine Majeskät entschied dahin, daß der Feldmarschall von Hindenburg den Oberbesehl übernehmen und die Verhandlungen verantwortlich führen solle. Im Schluß der Unterredung reichte der Kaiser dem Grafen Schulenburg die Hand und wiederholte: "Ich bleibe beim Heere. Sagen Sie das den Truppen!"

Von Seiner Majestät weg hatte sich Schulenburg in die Wohnung des Generalfeldmarschalls begeben, wo unster Teilnahme auch der Generale Gröner und von Marschall, des Staatssekretärs von Hintze und des Legationserates von Grünan um halb vier Uhr eine Bespres

dung der durch die Berliner Uktion geschaffenen augenblidlichen Lage begann. Bierbei wurde von General Gröner erklärt, daß militärische Machtmittel zur Wirfung gegen die in Berlin ausgesprochene Abdankung nicht vorhanden seien. - Auf Vorschlag von Erzelleng von hinge wurde beschlossen, daß ein schriftlicher Protest gegen die ohne Einwilligung und Genehmigung des Raisers ausgesprochene Abdankungserklärung aufgesets und nach Unterzeichnung durch den Raifer als Dokument an sicherer Stelle niedergelegt werde. - Bei Besprechung der persönlichen Gicherheit des Raisers, für die General Gröner jede Verantworfung ablehnfe, wurde die Frage geftreift, welchen Aufenthalt der Raifer mablen könnte, wenn etwa eine Entwidlung der Dinge ibn zwingen sollte, ins Ausland zu gehen. Hierbei war das Wort Holland ausgesprochen worden. — Graf Schulenburg blieb mit seiner Auffassung, daß es ein ichwerer Fehler fein wurde, wenn Geine Majestat das Beer ver: ließe, allein. Er betonte, Geine Majeftat muffe gu meiner Beeresgruppe fommen, der Weg dabin fei frei.

Im festen Vertrauen auf die rückhaltlose Entschlossens heit des Kaisers war Graf von der Schulenburg dann mit seinen Begleitern aus dem Stabe der Heeresgruppe nach Vielsalm zurückgefahren, wo er wegen der gespanns ten Lage an der Front dringend nötig war.

Wie ich bei der Darstellung der Ereignisse des 9. November in Spa zeigte, wurden als Kronzeugnisse für die nach der Unsicht des Ersten Generalquartiermeisters bei der Fronttruppe vorherrschende Stimmung die Aussagen aus einer Versammlung von Frontossizieren aus

geführt, denen von Oberst Hene bestimmte Fragen vor-

gelegt worden waren.

Über die Art und den Verlauf dieses von der D.H.L. direkt berufenen Konziliums gibt ein Schriftstück Austunft, das ein Generalstabsossizier der Heeresgruppe, der damals in Begleitung des Grafen Schulenburg nach Spa gefahren war, auf meine Veranlassung niedergesschrieben hat.

Alls Schlüssel zu der Stimmung und geistigen Versassung von Spa und als notwendiges Dokument zum psychologischen Verständnis der Vorgänge sei es hiershergeset. Mit Rücksicht auf die Dienstbeziehungen des Offiziers wird sein Name hier fortgelassen.

....., 14. XI. 19.

Meine Erlebnisse am 9. XI. 1918 im Gr.H.Qu. (Nach dem Gedächtnis niedergeschrieben. Benußt sind außerzdem einige bereits am 2. XII. 18 von Hauptmann und mir gemachte Aufzeichnungen, die sich im Besitz des Grafen Schulenburg besinden.)

In der Nacht vom 8. zum 9. November wurde Genezal Graf von der Schulenburg telephonisch durch Major von Stülpnagel für den 9. XI. nach Spa bestellt. Major von Bock nahm die Bestellung entgegen. Gründe, weschalb Graf Schulenburg kommen sollte und wer ihn zu sprechen wünschte, waren nicht angegeben. — Graf Schulenburg war zwar etwas erstaunt, als ihm Bock die Bestellung übermittelte, besahl aber sofort die Ubsahrt nach Spa für den Neunten früh. Zu seiner Begleitung bestimmte er Hauptmann im Generalstab..., den Ordonsnanzossigier Leutnant... und mich. Für den gleichen Morgen war Quartierwechsel des Oberkommandos

der Heeresgruppe von Waulsort nach Vielsalm vorgesehen.

Im 9. XI. gegen 8.30 vormittags langten wir im Hotel Britannique in Spa an. Beim Unkommen siel auf, daß im Vorsaal des Hotels eine große Zahl nicht zur D.H. gehörender Offiziere versammelt war und fortgesetzt neue eintrafen. Es waren ausschließlich Frontsoffiziere; Oberbefehlshaber, Kommandierende Generale, Chefs und sonstige Generalstabsoffiziere sehlten.

Graf Schulenburg begab sich sogleich in den 1. Stock zur Operationsabteilung, um sich nach dem Grunde seiner Herbestellung zu erkundigen. Auf dem Wege dahin traf er auf der Treppe Oberst Hene. Dieser war offensbar über Graf Schulenburge Unwesenheit überrascht. Nach kurzer Unterhaltung zwischen Schulenburg und Hene, die ich nicht auhören konnte, kam ersterer zu mir zurück und sagte etwa: "Wir sind hier offenbar garnicht erwünscht und platzen in eine Sache hinein, die uns garnichts angeht. Ihm wollen wir aber sehen, was eigentlich los ist!"

Alus dem Munde der zahlreichen herumstehenden Ofsiziere ersuhren wir sodann, daß sie alle auf neun Uhr vormittags zu einer Besprechung herbeigeholt waren. Unscheinend war von jeder Division der Heeresgruppen Nupprecht, Kronprinz und Gallwitz je ein ausgesuchter Ossizier, Divisions-Kommandeur, Infanteriebrigade- oder Infanterieregiments-Kommandeur beordert und in Kraft-wagen in aller Eile herangeschafft worden. Un das Ober-tommando der Heeresgruppe war von dieser Bestellung nichts gelangt. Der Grund der Versammlung war nur zu vermuten. Der nächste Bedanke war, daß es sich um

den in Rurze zu erwartenden Waffenstillstand handle. Es schwirrten aber auch Gerüchte herum über Maß: nahmen gegen die Ausbreifung der revolutionaren Bewegung in Deutschland. Unkontrollierbare Nachrichten über Bürgerfrieg in der Heimat, Vordringen meuternder Matrosen über Aachen, Bonn, Koblenz nach Westen, Sperrung der Bahnen am Rhein und damit der gesamten heeresversorgung machten die Runde. Von den wenigen Herren der D.H.L., die ich zu Gesicht befam, war in der Gile feine nähere Auskunft zu erhalten. Diejenigen, die ich fah, schienen gedrückt und ziemlich hoffnungelos. Es muß hier eingefügt werden, daß das Dberkommando der Heeresgruppe seit fast zwei Wochen feine Zeitungs- und Briefpost mehr erhalten hatte und daß wir daher felbst über die Lage in der Beimat nur ungenügend unterrichtet waren, daß aber die Front feit Wochen überhaupt nur von Gerüchten lebte. Die aus der Front eintreffenden Offiziere nahmen daber, wie ich beobachten konnte, auch fehr ungunstige Nachrichten, die in der Versammlung umliefen, ohne weitere Rritik in sich auf. Ein geeigneter Nährboden, alles ichwarz zu sehen, war bei ihnen weiter dadurch vorbereitet, daß fast alle, so wie sie waren, aus den seit Wochen andauernden, aufreibenden und in jeder Beziehung deprimierenden Rudzugskämpfen herausgeholt waren. Gie hatten meist eine Nachtfahrt im offenen Auto in bunnem Mantel, vielfach von Hunderten von Kilometern hinter sich, waren durchfroren, ungewaschen, hatten nicht gefrühstückt.

Graf Schulenburg begab sich, bald nach der Unterredung mit Oberst Hene, mit Hauptmann und mir in den Speisesaal des Hotels. Dort versammelten

fich die Offiziere aus der Front. Bei Begrugung des einen und anderen Bekannten verstärkte fich bei mir der Eindrud ber niedergedrudten Bemutsverfassung ber Unkömmlinge aus Grunden, wie ich sie erwähnt habe. Inzwischen waren auch Generaloberst von Plessen und Gene: ral von Marschall in den Saal getreten. Ihr bedrücktes Wesen fiel auf. Alls sie den in meiner Nähe stehenden Grafen Schulenburg faben, gingen fie fofort auf ihn zu, sprachen ihn an. Von der sich entspinnenden Unterhaltung hörte ich nur einzelne Bruchstude, und ich fonnte nur ihren Ginn erraten. Gehr draftisch fagte Braf Goulenburg zu beiden ziemlich zu Beginn der Unterhaltung: "Ihr feid hier wohl alle verrudt geworden?!" ferner später unter anderem: "Die Armee halt fest zum Raifer." Ich merkte, wie Generaloberst von Plessen und General von Marschall durch die Unterhaltung mit Graf Schulenburg neue Zuversicht ichöpften, und hörte bie Worte: "Schulenburg muß gleich mit zum Raiser." Generaloberst von Plessen und General von Marschall nahmen dann den Grafen Ochulenburg fehr bald mit aus dem Gaal - die Versammlung war noch nicht eröffnet - und fuhren mit ibm zu Geiner Majestät. -Hauptmann, Leutnant und ich blieben gurud. Hauptmann und ich beschlossen, in der Versamm: lung zu bleiben, obwohl wir beide den Gindrud hatten, daß wir nicht gewünscht waren.

Etwa um neun Uhr erschien Generalfeldmarschall von Hindenburg mit Oberst Hene und einigen anderen Herzen der D.H. im Saal. Der Feldmarschall begrüßte zunächst die Herren, die von draußen auf seine Veranzlassung herbeigerusen seien, dankte ihnen mit warmen

Worten für alles, was sie bisher geleistet, bezeichnete die Lage als ernst aber nicht verzweifelt und ging dann auf den Zweck der Zusammenkunft ein: In Deutschland sei Revolution ausgebrochen, an einzelnen Gtellen sei bereits Blut geflossen. Man verlange den Rudtritt des Raisers. Die D.H.L. hoffe dieser Forderung entgegentreten zu können, wenn ihr dazu die nötigen Sicherheiten aus dem Frontheer gegeben wurden. Über diese Fragen, die im einzelnen nachher Oberst Bene vorfragen werde, sollten sich die Herren außern. Der Feld: marschall charakterisierte dann die Lage weiterhin etwa dahin, daß es sich für Geine Majestät darum handle, ob er an der Spite des gesamten heeres nach Berlin marschieren könne, um sich dort die Raiser- und Rönigsfrone wieder zu erobern. Hierzu mußte aber die gesamte Urmee angesichts des Feindes, mit dem bis gur Stunde noch tein Waffenstillstand geschlossen sei und der naturgemäß rasch nachfolgen werde, kehrt machen und in Jugmärschen, die zwei bis drei Wochen dauern könnten, beinn auf Bahnen sei nicht zu rechnen, kampfend Berlin zu erreichen suchen. Die Gdwierigkeiten für Versorgung jeder 21rt, da alle Vorräte in der Hand der Aufständischen seien, die zu erwartenden Unftrengungen und Entbehrungen, denen die Truppe ohne Pause von neuem entgegengehe, wurden vom Feldmarschall besonders hervorgehoben.

Nach dieser Schilderung der Lage, die in allen Punkten vom Feldmarschall, nicht von Oberst Hene gegeben wurde, verließ ersterer den Saal. Es ist mir erinnerlich, daß mein nächster Eindruck, den ich sofort zu dem neben mir stehenden Hauptmann äußerte, etwa der war: Bedauerlich, daß der allseitig verehrte Feldmarschall, den viele der Anwesenden sicherlich das mals zum ersten Male sahen, bei dieser ersten Gelegens heit in einer so tranrigen Angelegenheit zu den Herren sprechen muß und ihnen eine militärische Lage entwirft, die kritische Röpfe teilweise doch nur mit Kopfschütteln anhören konnten. Mir war serner kein Zweisel, daß bei dieser Schilderung der Lage wohl nur auf negative Antworten zu rechnen sein werde.

Dberst Bene legte nunmehr, anknupfend an die Worte des Weldmarschalls, den versammelten Offizieren, zu denen immer noch neue hinzukamen - manche frafen erft nach: mittags ein, nachdem das Ergebnis der Befragung längst Geiner Majestät gemeldet war - zwei oder drei Fragen vor. Ihre Rassung ist mir entfallen. Es wurde je: boch etwa die Untwort darüber verlangt, ob mit der Parole für den Kaiser die D.S.L. den Marsch nach Berlin und damit die Entfesselung des Bürgerkrieges mit Aussicht auf Erfolg von den Fronttruppen verlangen könne, oder ob das Deer dafür nicht mehr zu haben fei. Dberft Bene ersuchte die Berren, sie mogen sich jeder einzeln und unbeeinflußt von einander diese schwerwiegenben Fragen überlegen. Er werde nach einer gewissen Zeit die herren in der Reihenfolge vom rechten Flügel ab, und zwar möglichst generalkommandoweise, geschlossen zu sich bitten, um die Unsicht jedes Berrn zu hören und niederzulegen.

Welche Antworten Oberst Hene erhalten hat, ist mir nicht bekannt. Nach dem Vorausgegangenen bezweisle ich aber nicht, wie ich auch bereits ausführte, daß sie überwiegend negativ gelautet haben. Wie ich später er

fuhr, sind sämtliche an der Besprechung im Saale teilnehmenden Frontossiziere durch Handschlag von Oberst Hene zur Verschwiegenheit verpflichtet worden. Un Hauptmann und mich ist das Ersuchen hierzu nicht herangetreten.

Mein Urfeil über die Versammlung und Befragung

der Frontkommandeure geht dabin:

Bei der Tragweife des abzugebenden Urteiles jedes einzelnen nach Spa bestellten Offiziers war es eine schlechte Regie, diese Offiziere, die körperlich und seelisch wielfach so herunter waren, zu befragen, ohne ihnen vorher eine Erholungspause gegeben zu haben und ohne ihnen vorher eine gewisse Zeit zu lassen, die ihnen meist unbekannten Verhältnisse in der Heimat geistig einigermaßen zu verarbeiten. Es war auffallend, wie verändert dieselben Offiziere bereits am Nachmittag aussahen, nachzem sie sich etwas ausgeruht, gesäubert und nachdem sie gegessen hatten und bei einer Zigarre saßen.

Es war eine nicht zu verstehende Unterlassung, daß die Oberbesehlshaber, Rommandierenden Generale und Chess nicht bestellt waren, man gewissermaßen hinter ihrem Rücken die Frontossiziere hörte. Fürchtete die D.H. das Urteil der ersteren? Dazu lag doch wohl keine Veranlassung vor. Wenigstens hatte die D.H. von der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz seit Jahr und Tag, insbesondere aber seit den letten Monaten und Wochen stets nur rücksichtslos offene Urteile über den wahren Kampswert der Truppen erhalten. Leider hatten ihre Urteile nicht immer die gebührende Beachstung gefunden.

Das Bild der Lage, auf Grund deffen die Romman-

deure ihr Urteil abgeben sollten, war so schwarz, daß auf eine Untwort im Sinne Seiner Majestät kaum zu rechnen war. Unter solchen Voraussehungen war das Heer nicht für den Raiser zu gewinnen. Es dürfte aber auch einem großen Teil der Frontossziere das Augenmaß und das taktische Urteil dafür gefehlt haben, um gerade aus dieser so gekennzeichneten Lage den nüchterenen Rern herauszuschälen.

Wenn der Fragestellung auch die Bedeutung zugrunde lag, wie es heute den Anschein hat, ob der Kaiser innerhalb seiner Armee bleiben konnte oder nicht, war es ein schuldhaftes Versäumnis, daß die Befragten nicht schärfer auf die Folgerungen, die sich aus ihren Antworfen ergeben konnten, hingewiesen wurden und daß nicht eine ebenso ausführliche Beurteilung der Lage gegeben wurde, was eintreten würde, wenn Seine Majestät nicht Oberster Kriegsherr blieb. Die Frage, ob Seine Majestät bei der Truppe sicher sei, ist meines Wissens nicht gesstellt worden.

Erst um 4.30 nachmittags kam Graf Schulenburg in das Hotel zurück. Hanptmann , Leutnant und ich hatten die Zeit meist mit Warten im Hotel verbracht, ohne dis dahin von irgend einer Seite etwas von Bebeutung ersahren zu können. Graf Schulenburg war tief erschüttert. Mit kurzen Worten und voll tiefer Empörung schilderte er das inzwischen Vorgefallene. Als wesentlichste seiner Anßerungen sind mir vor allem solzgende in der Erinnerung geblieben: "Wir haben keinen Kaiser mehr. Eben- ist in der Villa des Feldmarschalls darüber beraten worden, Seine Majestät heute nacht noch nach Holland abzuschieben. Gröner hat gesagt, er

konne nicht mehr eine Nacht für seine Gicherheit garanfieren. Bolschewisten seien im Unmarsch von Berviers auf Spa. Das Urteil der Frontoffiziere, das Bene überbracht habe, ist negativ ausgefallen. Meine Ginmendungen, die Urmee sei konigstren und halte fest zu ihrem Nahneneid, sind von Gröner mit den Worten abgetan worden: Königstreue und Jahneneid seien letten Endes nur eine Idee! Mit meiner Forderung, die Dberbefehlshaber und Rommandierenden Generale zu hören, bin ich nicht durchgedrungen. Geine Majestät hat mir noch beim Weggehen versprochen, er bleibe König von Preußen und bleibe bei der Urmee." Über alles, was sonft in der Villa Geiner Majestät und des Feldmarschalls vorgefallen war und was Graf Schulenburg uns damals noch weiter berichtete, gibt die inzwischen in der Presse veröffentlichte Niederschrift über die Ereignisse vom g. November in Spa genaue Anskunft. Ich betone, daß die darin gemachten Angaben sich völlig mit dem deden, was uns Graf Schulenburg im Hotel Britannique und auf der Rudfahrt nach Vielsalm, also noch unter dem ersten Eindruck des gerade Erlebten, mitgeteilt hat.

3. 3t. . . . im Generalstabe des Oberkommandos der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

Unvermittelt zu all dem aufrührenden Erleben des Tages und unstimmig zu den letzten Eindrücken, die ich und mein Generalstabschef aus Spa mitgenommen hatten, erreichte mich in der Nacht ein Brief meines Vaters, der die Voraussetzung für alles, was wir noch an Hoffnung und Zuversicht zur Wiederherstellung der alten Ordnung

in uns trugen, zunichte machte. Der Brief stellte mich vor unabänderlich gewordene Tatsachen, die auch mein Schicksal aus der Bahn des Weges drängen mußten, den ich bis dahin als einzig richtig erkannt hatte und den ich, gestützt auf mein Recht und meine Pflicht, uns beirrt hatte verfolgen wollen.

Das Schreiben meines Baters lautete:

"Lieber Junge

Da der F.M. mir meine Sicherheit hier nicht mehr gewährleisten kann, und auch für die Zuwerlässiskeit der Truppen keine Bürgschaft übernehmen will, so habe ich mich entschlossen, nach schwerem innerem Kampfe das zusammengebrochene Heer zu verlassen. Berlin ist total verloren in der Hand der Gozialisten, und sind dort schon zwei Regierungen gebildet, eine von Ebert als Neichskanzler, eine daneben von den Unabhängigen. Bis zum Abmarsch der Truppen in die Heimat empfehle ich auf Deinem Posten auszusharren und die Truppen zusammenzuhalten! Go Gott will auf Wiedersehen. Gen. von Marschall wird Dir weiteres mitteilen.

Dein tiefgebeugter Vater (gez.) Wilhelm."

Einzelheiten über die Umstände, die den Raiser von seinem Entschlusse, als Rönig auszuharren, in der Frist weniger Stunden abzudrängen und alles aufzugeben vermochten, sehlten. So blieb uns zunächst nur die Unsnahme, daß die Einwirkung jener Männer, deren Aufstassen Braf Schulenburg und ich nach Kräften bestämpft und während unseres Verweilens in Spa außer

Macht gesetzt hatten, nach unserem Fortgang Boden gewonnen und den Kaiser ihrem Willen gefügig gemacht habe.

Die Einzelheiten über den Verlauf des verhängnisvollen Nachmittags habe ich erst sehr viel später aus Gesprächen mit Seiner Majestät und mit Herren seiner Umgebung sowie aus den mir zugänglich gewordenen Niederschriften einzelner beteiligter Personen erfahren.

Danach hat nach der Albfahrt des Grafen Schulenburg ein Vortrag bei Geiner Majeftat stattgefunden, an dem der Feldmarschall, die Generale Groner und von Marschall, Exzellenz von Hinge und Berr von Grünan feilnahmen. Spafer ift noch Udmiral Scheer bingugekommen. Sier ist der Raiser aufs icharffte bebrängt worden, die Albbankung auszusprechen und die Reise nach Solland anzufreten. Befont wurde hierbei, daß fünfzig Offiziere von allen Teilen der Urmee sich dabin ausgesprochen hätten, daß die Truppen auch an der Front nicht mehr sicher seien. Die Berren erklärten: ber Raiser muffe unter diesen Umftanden das zusammenbrechende Seer verlaffen und nach Solland geben. Gröner betonte, daß der ganze Generalstab derselben Unsicht sei. Entscheidend war fur Geine Majestat die Stellung: nahme des Generalfeldmarschalls. - Ein endgültiger Entschluß scheint nicht gefaßt worden zu sein. Geine Majestät hat nur genehmigt, daß die vorbereitenden Schritte für feine Reise nach Holland getroffen würden. -

Nach der Beendigung dieser Besprechung sagte der Raiser zu Graf Dohna, der sich vom Urlaub zurückmelbete: "Ich habe Gröner sehr deutlich geantwortet, daß

ich mit ihm jett fertig sei, trot aller Vorschläge bleibe ich in Spa." — Zu den beiden diensttuenden Flügels adjutanten bemerkte er: "Ich bleibe während der Nacht in der Villa, besorgen Sie sich Waffen und Munition. Der Feldmarschall hat mir gesagt, daß wir mit bolsches wistischen Ungriffen rechnen mussen."

Erst nach einer weiteren Besprechung mit dem Generals oberst von Plessen und Herrn von Grünau entschloß sich der Kaiser, die Nacht nicht in der Villa Fraineuse, sons dern im Juge in Spa zu verbringen, und er hat Besehl gegeben, daß alle Maßnahmen hierzu getrossen würden. Erst weiteren Einwirkungen, die nach der Abendtasel wieder an ihn herantraten und die sich auf den Wunsch des Generalseldmarschalls sowie auf die von diesem bestonte Gesahr bolschewistischer Angrisse von Aachen, Verwiers her beriefen, gelang es, den Kaiser zur Abreise zu bewegen.

Der als Generalstabsossier der D.H.L. zum Kaiser kommandierte Major Niemann hat eine Schilderung der Vorgänge gegeben. Danach hat sich bei der Entschlußfassung Seiner Majestät im Laufe des Nachmitztags und Abends des 9. November die solgende Entwickslung ergeben:

"Zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags meldeten Feldemarschall von Hindenburg und Staatssekretär von Hinge Seiner Majestät, daß die Lage sich ständig verschlechtere, und baten, den Übertritt in das neutrale Lustand als äußersten Lusweg zu erwägen. Der Feldmarschall brauchte in seiner Darstellung die Worte: "Ich kann es nicht verantworten, daß der Kaiser von meuternzben Truppen nach Berlin geschleppt und der revolutios Kronpring Wilbelm, Erinnerungen. 20

nären Regierung als Gefangener ausgeliefert wird.' — Seine Majestät erklärten sich damit einverstanden, daß Ezzellenz von Hinge vorb er eiten de Schrifte für eine eventuelle Aufnahme S. M. in Holland träfe. Nach dieser Unterredung gaben S. M. erneut persönlich Weisung, Sicherheitsmaßnahmen für ein weiteres Verbleiben in Spa zu treffen.

Begen 7 Uhr abends famen Erzelleng von Binge und Generaloberst von Plessen erneut zu G. M., um gleich: zeitig im Auftrage des Feldmarschalls G. M. zu bitten, noch in der Nacht nach Holland abzufahren. Die Lage in der Beimat und beim Beere - fo führte der Staats: sekretär aus - machte eine schnelle Entschließung G. M. notwendig. Die vom Feldmarschall geschilderte Möglichkeit, daß G. M. von eigenen Truppen aufgehoben würde, rudte immer näher. - G. M. gaben dem Drängen zunächst nach. Später kamen G. M. aber nach ruhiger Überlegung doch zu dem Entschluß, nicht abzureisen, sondern beim Beere zu bleiben und bis zum äußersten zu kämpfen. Auf der Fahrt zum hofzuge, in dem der größte Teil des Gefolges wohnte und in dem sämtliche Mahlzeiten eingenommen wurden, teilten G. M. gegen 7.45 abends den begleifenden Flügelabjutanten von Hirschfeld und von Ilsemann diese Entscheidung mit und begaben sich nach Unkunft im Hofzuge zum General von Gonfard. Dem General von Gonfard fagten G. M. ausdrücklich: Er werde dem von der D. H. L. ihm gegebenen Rat, die Urmee zu verlassen und außer Landes zu gehen, nicht folgen, vielmehr wolle er bei seinem Heere bis gum äußersten ausharren und sein Leben einsegen. Die Zumutung, die Urmee zu verlaffen, sei unerhort.

Das gleiche äußerten G. M. zu bem Generaloberst von Plessen und bem General Freiherrn Marschall.

Alls um 8.30 abends zu Tisch gegangen wurde, schien

der Gedanke an Abreise endgültig aufgegeben.

Nach der Albendtasel, gegen 10 Uhr abends, erschien im Auftrage von Erzellenz von Hintze Freiherr von Grünan und meldete S. M., sowohl der Feldmarschall von Hindenburg wie Staatssekretär von Hintze seien zur Überzeugung gekommen, daß S. M. ohne Verzug nach Holland abreisen müßten. Die Lage sei innhaltbar geworden, da die Ausstandsbewegung von Aachen und Eupen nach Spa überzugreisen drohe und ausständische Truppen bereits im Anmarsch auf Spa seien. Der Weg zur Front aber sei durch meuternde Etappenstruppen verlegt.

S. M. gaben diesem erneuten kategorischen Drängen der verantwortlichen obersten militärischen und zustänz digen politischen Ratgeber nach und befahlen die Absahrt nach der holländischen Grenze für den 10. No-

vember, 5 Uhr vormittags." - -

Durch die Teststellung all dieser Tatsachen scheint mir erwiesen, daß Seine Majestät nicht aus sich heraus den Entschluß gefaßt hat, nach Holland zu gehen. Im Segenteil, er hat sich bis zuletzt gegen diesen Gedanken gewehrt. Aber alle beratenden Stellen und obenan die D.H.L. haben alle Mittel angewandt, um dem Kaiser diesen Entschluß abzuringen. Auch die maßgebenden Herren seiner Umgebung scheinen im Laufe des Nachmittags umgefallen zu sein und sich bei Seiner Majestät für die schnelle Abreise eingesetzt zu haben.

Nur so ist es zu erklären, daß wir in Bielfalm, das

nur eine Autostunde von Spa entfernt liegt, diesen Entschluß nicht so rechtzeitig erfahren haben, daß wir noch eingreisen und den Raiser veranlassen konnten, zu uns, zur Heeresgruppe zu kommen. — Gewiß war die Lage an der Front aufs äußerste gespannt, und unsere Anwesenheit in unserem Hauptquartier Vielsalm bitter nötig. Troßdem war es ein Fehler, daß Schulenburg und ich nicht in Spa blieben oder den Raiser gleich mit uns nahmen. Wir haben auf die Zusicherung des Raisers und darauf gebaut, daß die Umgebung, die unsere Unssicht und Stellungnahme kannte, uns rusen würde, sobald an der Entschließung des Raisers etwas geändert würde.

Wenn ich rudichauend die Raiserabdankung überdenke, so will mir scheinen, daß nur einmal und zwar Ende September der Augenblick dafür gegeben mar, als Raiser und Volk durch den militärischen Zusammenbruch und die Forderung der D. S. L. auf ein sofortiges Waffenstillstandsangebot überrascht wurden. Die Enthüllung der nachten Wahrheit war so niederschmetternd, daß das Volk es verstanden hätte, wenn sein Raiser die Verantwortung auf sich nahm und sich opferte. Diese Abdankung mare freiwillig erfolgt und hatte die Monarchie nicht geschwächt. Im Oktober wurde der Krone ein Recht nach dem anderen abgepreßt. Gelbst die D. S. L. fand sich damit ab, daß Mitte Oktober dem Raiser dem Obersten Kriegsherrn - im Kriege die Rommandogewalt entrissen wurde. Alls Lettes dazu wurde dann die Abdankung und zwar um fo lauter gefordert, je mehr die feindliche Propaganda in dasselbe Horn stieß. Wäre sie damals unter diesem Drängen erfolgt, so hätte sie die Krone dem Absolutismus des Parlamentes und der

Massen ausgeliefert — und das Ende doch nicht auf: gehalten.

Doer glaubt heute noch irgend jemand daran, daß die Dynastieen nicht gestürzt wären, wenn der Kaiser in den ersten Novembertagen oder noch am Vormittage des 9. November abgedankt hätte? Die Revolution richtete sich nicht gegen die Person des Kaisers, sondern gegen die Monarchie.

Seit Monaten war der Boden unterwühlt, und man wartete auf den günstigen Augenblick. Dieser war da, als das Vertrauen des Volkes zu Hindenburg und Ludendorff durch die Erkenntnis, daß der Krieg verloren war, einen schweren Stoß erlitten hatte. Mürbe war das Volk geworden. Mürbe die Massen und aufnahmes fähig für den Umsturz; mürbe das Bürgertum, das apathisch die Dinge laufen ließ. Kriegss und Widersstandswille waren erlahmt, und man gab sich dem Irrwahn hin, einen besseren Frieden zu bekommen, wenn man den Kaiser beseitigte.

Die Revolution hat ein erstaunlich leichtes Spiel gehabt! Wenige Stunden genügten, um die angestammten Fürsten mit ihren Regierungen wegzusegen. Kampflos und ohne Blutvergießen vollzog sich die Umwälzung, ein Beweis dafür, wie gründlich sie — teils durch die bewegenden und umschichtenden Kräfte unseres unglücklichen Schicksals, teils durch die planmäßige Urbeit und Wirkung der Revolutionäre — vorbereitet gewesen ist.

Der Raiser hat erkannt, daß die von ihm geforderte Abdankung der Unfang eines Chaos sein würde. Er hat erkannt, daß für die schweren Zeiten, denen wir entegegengingen, eines vor allem nötig war: die Erhaltung

Widerstande befähigt zu sein, wenn ein Diktatfriede aufgezwungen werden sollte. Hat er damit nicht Recht gehabt? Das deutsche Volk hatte die weitestgehenden demokratischen Rechte erhalten. Die alte Autorität konnte in der höchsten Gefahrstunde nicht entbehrt werden. Den schmachvollen Wassenstillstand mußte auch die D.H.L. unterschreiben, nicht weil wir wehrlos waren, sondern weil das Feldheer mit der Revolution im Rücken den Kampf nicht sortsetzen konnte.

Alle Schuld an unserem Unglück hat das Volk auf seinen alten Kaiser gehäuft. Als Sohn, der niemals ein blinder Bewunderer gewesen ist, muß ich hier Gerechtigkeit im Urteil über meinen Vater fordern. Seit drei Jahren wird er mit Schmähungen überhäuft — von den Parteien der gegenwärtigen Reichsregierung, die jeden Mißerfolg immer noch dem Schuldkonto des alten Regimes und im besonderen dem Kaiser zuschieben, von den Helden zur äußersten Linken und — auch von rechts. Das ist menschlich und geschichtlich, aber nicht gerecht. Auch mein Vater war ein Mensch, auch er war mürbe geworden. Haben nicht Stärkere in diesem Kriege ihre schwache Stunde gehabt?

Was ist auf diesen empfindsamen und friedlichsten aller Fürsten in diesem Kriege nicht alles eingestürmt! Das letzte Kriegsjahr brachte eine Enttäuschung nach der anderen. In den letzten Monaten reihte sich eine Hiobsbotschaft an die andere, und in den letzten Tagen und Stunden brach alles um ihn zusammen. Er war entschlossen, den Weg der Pflicht zu gehen und auf diesem Wege zu kämpsen und auch zu fallen. Er stützte sich

hierbei auf die D. H.L., die sich mit dem ganzen Gewichte ihrer Stellung bis zum 6. November für ihn einsetzte. In der entscheidenden Stunde, als Volk, Heimatheer und Flotte ihn verließen, versagte sich ihm der Mann, der für ihn wie für das Volk die größte Autorität war und dem auch er — der Kaiser — sich untergeordnet hatte.

Ift es ein Wunder, daß mein Vater diesem Manne und verantwortlichen Ratgeber mehr geglaubt hat als mir und meinem Chef? Ift es ein Wunder, daß er in der ungeheueren Aufregung und Anspannung, die auch ihn ergriffen hielten, fehr widerstrebend, aber doch schließ: lich dem allseitigen Drängen nachgab, weil sich sein großer Feldmarschall mit allen Mitteln dafür einsette? Ift es nicht selbstverständlich, daß er einen blutigen Rampf gegen zwei Fronten scheute, noch dazu einen Rampf, dem nach dem Urteil des Generalfeldmarschalls das deutsche Heer moralisch nicht mehr gewachsen war? Welche ungehenren Ochwierigkeiten lagen allein darin, daß der Teindbund nur mit einer sogenannten Volks: regierung über den Waffenstillstand zu verhandeln be reit war! Dhne Zweifel wurden unsere Jeinde im Falle des Konflikts die Auslieferung des Raisers zur Vorbedingung für die Fortführung der Waffenstillstands: und Friedensverhandlungen gemacht haben. Gollte mein Vater Beer und Beimat in folch furchtbaren Zwiespalt bringen? - Go hat er sich in das Schicksal gefügt und seinem tapferen schwerleidenden Volt und Beer den Bruderkampf um seinetwillen nicht zugemutet. Nur logisch war es, daß er ins Alusland ging, nachdem er den Rampf gegen den Umfturz aufgegeben hatte.

Gerechtigkeit des Urteils und Menschlichkeit der Er-

wägungen ruse ich sür den Kaiser auf — und fürchte doch, daß ich die Gegner nicht überzeugen werde: die Gegner, die mit Steinen nach dem Kaiser wersen, weil er nach Holland ging — und die ihn ebenso gesteinigt hätten, wenn er nach seiner Abdankung mit dem Heere in die Heimat zurückmarschiert wäre. Aber ich hoffe, Verstehen für meinen Vater bei jenen national gesinnten Deutschen zu wecken, die den ehrlichen Mut haben, rückschauend an die eigene Brust zu schlagen: Wer weiß sich frei von Schuld!

Mai 1921.

Im frühen Morgen des 10. November erwäge ich auf der Heeresgruppe mit meinem Chef, dem Grasfen Schulenburg, die durch die Abreise des Kaisers geschaffene neue Lage und die Möglichkeiten, die sie mir noch offen läßt. In mir drängt alles nach wie vor zum Widerstande.

Ulso Kampf gegen die Revolution? Uber nur der eine Mann, in dessen Hände der Kaiser den Oberbesehl über die Front: und Heimattruppen legte und dem ich selber als Soldat und Führer meiner Heeresgruppe unterstehe, besitzt das Recht, zu diesem Kampfe aufzurufen: Hindenburg.

Und während wir noch über ihn und die Entschlüsse sprechen, die er jest etwa fassen mag, kommt der Bericht aus Spa, daß der Generalfeldmarschall sich der neuen Regierung zur Verfügung gestellt habe!

Damit ist jeder Gedanke an Kampf in seiner Wurzel getroffen — jedes Unternehmen gegen die neuen Macht-

haber zur Aussichtslosigkeit verdammt. Mit Hindenburg und für eine auf Ordnung und Frieden gerichtete Parole war vielleicht noch viel zu retten — gegen ihn war nur noch mehr zu verlieren: deutsches Bruderblut — Aussicht auf Waffenstillstand und Frieden.

Go muß benn fur mich jede Bersuchung, die angestammte Macht mir mit Waffengewalt zu holen, zurud: gewiesen werden, und es kann nur mein Wunsch besteben bleiben, auf jeden Fall meine Pflicht als Goldat zu tun, der seinem Raiser den Treueid geschworen hat und dem von seinem Raiser bestimmten Stellvertreter Behorsam fouldet. Go will ich den Dberbefehl weiter in Sanden behalten und die mir anvertraute Truppe in Ordnung und Difziplin sicher in die Beimat gurudführen. Graf von der Schulenburg tritt diefer Unsicht mit feinem Rate bei, und meine Urmeeführer von Ginem, von Sutier, von Eberhardt und von Boehn, die zum Teil noch im Laufe des Vormittags im Gtabe der Heeresgruppe por sprechen, die ich zum Teile telephonisch erreiche, find ebenfalls alle der gleichen Unsicht. Reiner unter ihnen, der nicht tief erschüttert ware von dem Unglud dieser Bugungen - feiner unter ihnen, der nicht unverstehend auf die Vorgange blidte, die sich in Berlin, die sich in Spa abgespielt haben. Immer wieder die eine Frage: Und Hindenburg? Und immer wieder die eine Antwort: General Gröner

Um Nachmittage fahre ich, nachdem hierüber lange hin und her beraten wurde, aus Vielsalm sort. Schulenburg legt mir empfehlend nahe, während der Verhandlungen mit Berlin weiter nach vorne zur Truppe zu gehen und dort, abseits von den hinter der Front vielleicht rascher zum Ausdruck kommenden Zersetzungserscheinungen, das Weitere abzuwarten. Andererseits
ist es nötig, meinen Aufenthalt so zu wählen, daß ich
telephonisch erreichbar bleibe. So wird schließlich die Einigung dahin getroffen, daß ich zunächst zum A.D.K. z gehen möge.

Die Fahrt vergesse ich mein Lebtag nicht. Mein Ordonnanzoffizier Zobeltitz und der Nachrichtenoffizier der Heevesgruppe Hauptmann Unker begleiten mich, während meine beiden Udjutanten Müldner und Müller zurückleiben, um die weiteren Verhandlungen mit der Regierung zu führen.

Beim Durchfahren eines Ortes wird mein Wagen von Hunderten junger Goldaten umringt, die mit Fragen und Rufen auf mich eindringen. Ein Rekrutendepot der Garde — und die Jungens wollen alle nicht an die Revolution glauben und bitten mich, mit ihnen in die Heimat zu marschieren. Kurz und klein wollen sie alles schlagen! Als sie hören, daß auch Hindenburg sich der neuen Regierung zur Verfügung gestellt habe, werden sie still. Das ist, als ginge ihnen das nicht in den Kopf. Viele Hände drücke ich, höre das Rufen der jungen Stimmen hinter mir drein: Auf Wiedersehen! — Liebe, treue deutsche Jungens — und heute wohl deutsche Männer!

Auf unglaublichen Land: und Waldwegen arbeiten wir uns weiter und erreichen gegen neun Uhr abends bei einbrechender Nacht das Ziel unserer Fahrt. Weit und breit kein Stab! Zufällig taucht ein Veterinär aus dem Dunkel, der uns erklärt, hier habe noch nie ein Stab gelegen: Aus Versehen — der Name des Duars

tiers des A.D.K. 3 kommt zweimal vor — hat man mir einen salschen Zielort in die Karte eingezeichnet. Aber er will uns den Weg bis zum nächsten Orte weisen, dort sei gestern der Stab von Schmettow gewesen.

Durch einen riesigen, nachtschwarz verhüllten Wald geht es, und nach einer Stunde langen wir vor einem Schlosse an, wo aber bereits alles zur Ruhe gegangen ist. Rufen und Hupen. Endlich erscheint ein Offizier, der uns erklärt: hier liege eine Fähnrichsschule, die Gruppe von Schmettow sei schon wieder fort. Rührend nett ist der junge Mann—gleichsam, als müsse er es gutmachen, daß Schmettow abgezogen ist — und bittet mich, die Nacht zu bleiben. Wo L.D.R. z liegt, vermag er nicht zu sagen, nimmt aber an, daß Einem in der Nähe der kleinen Stadt Laroche Quartier genommen habe.

Wir fahren also weiter in die Nacht hinein und suchen. Endlich sinden wir Laroche. Es ist Eisenbahnstnotenpunkt. Ein wüstes Bild, durch das wir jagen: johlende, disziplinlose Urlauber, Geschrei und Gekreisch, Sturm auf die Züge. Auf der Kommandantur erfahren wir endlich, daß A.D.R. 3 ganz in der Nähe auf einem Schlosse liege.

Also wieder los! — Auf einem ausgesahrenen Landswege müssen wir unter einer engen Bahnüberführung durch. Hier hat sich eine österreichische Motormörsersbatterie mit einer deutschen Munitionskolonne zu einem heillosen Gewirr versahren. Stockdunkel ist es dazu, die kleinen Lichter schwanken, die Leute schreien, fluchen. Immer tiefer sinkt unser Auto in den Schlamm, und ein feiner kalter Regen rieselt nieder. So sißen wir bilklos, eingekeilt inmitten dieses Chaos zwei Stunden

lang. Das Gejohle und Getobe vom Bahnhof her klingt über uns hin, Gruppen von verschlampten Drückebergern und Etappensoldaten schieben sich mit mißtrauischen, schelen, gierigen Augen an uns vorüber. Zwei Stunden so — nach dieser Flut von surchtbarem Erleben, mit einem Herzen so voll Qual und Bitterkeit. Wie ein Bild des grauenvollen Endes unseres Heldenkampfes von viereinhalb Jahren dieses Ganze: Wirrnis, Wahnsfinn, Verbrechertum!

Nein — meinem schlimmsten Feinde nicht möchte ich die aufrührende Qual dieser Stunden wünschen. —

Nach Mitternacht endlich erreichen wir das A.D.K., werden von Ezzellenz von Einem und von seinem Chef Dberstleutnant von Klewitz mit warmherziger Freundschaftlichkeit aufgenommen. Seit dem späten Nachmittag hatten sie unser Kommen erwartet und schon gefürchtet, sie würden uns nicht wiedersehen, es sei uns vielleicht ein Unglück zugestoßen.

Wir gehen bald zur Ruhe. Schlaf kann ich auch in dieser Nacht kaum sinden. —

Der elfte ist ein trüber, kalter Tag. Von Revolution ist beim U.D.A. 3 auch nicht das geringste zu spüren — vom Chef herunter bis zur letten Ordonnanz sind alle tadellos, und es ist eine Freude, die Strammheit und Dienstfreudigkeit der Leute zu sehen. Trüge ich nicht all dieses unsagbar bittere Erleben der letten Tage unverwischbar eingebrannt in meinem Hirn, in meiner Brust, ich könnte angesichts dieser vollkommenen Ordnung glauben, aus einem wüsten Traume zu erwachen. — Rlewitz erzählte mir übrigens, daß auch bei seinen Telephonissen sich Soldatenrat gebildet habe,

dem er aber ein sehr schnelles Ende bereitet hatte: die Leute waren nachher selbst gekommen, um sich bei ihm zu entschuldigen.

Im Laufe des Vormittages melden sich bei mir der Führer der Ersten Garde: Division General Eduard von Jena und sein Generalstabsossizier Hauptmann von Steuben, beides prächtige, in aller Not erprobte Männer. Erschüttert sie und ich, da ihnen, wie sie Abschied von mir nehmen, die Tränen aus den Augen brechen.

Nachmittags telephoniere ich mit meinen Udjutanten in Vielsalm, die mir über den bisherigen Stand der Verhandlungen mit der Regierung berichten: Man hängt in Vielsalm eben wieder an der Strippe nach Berlin — Entscheidungen sind bisher nicht gezeitigt. Ich bitte mir auf jeden Fall das eine aus: daß keinerlei abschließende Ubmachungen getroffen werden, daß jede lette Entscheidung bei mir verbleibe.

Also weiter warten! Warten? Auf welches Wunder? Klingt nicht aus all dem, was ich schon weiß, was sich hinter der Form von Rücksprachen und von Verhand-lungen kaum noch verbirgt, das Nein der Herren in Berlin ganz deutlich heraus? Und können sie, wenn sie die geraubte Macht behaupten wollen, anders entscheiden? Kann ich, wenn ich dem armen, tausendsach geprüften Lande den Frieden wünsche, diesem Nein widerstreben?

Unvergeßlich aus diesem Tage noch ein Eindruck: Abend ist es, und ich gehe einsam und in quälende Gebanken versponnen im Parke des Schlosses. Eine Flucht in das Alleinsein, in die Abgeschlossenheit, in

ber ich allem Letten, was sich jett noch vollziehen mag, ins Gesicht sehen will, ist dieser Bang.

Und wenn das Nein, das sicher kommen wird, dir deinen Platz bei deinen Kameraden, die Verantwortslichkeit und Pflichten des aktiven Soldaten genommen hat — was dann? Sollst du dann — um durch dein Verbleiben bei der Truppe nicht zum Kernpunkt von Unruhen zu werden — dich in Lüttich oder in Herbesthal in einen Heimatzug klemmen und nach Berlin sahren? Dir dort als müßiger Privatmann mitansehen, dort miterleben, wie sie alles, was dir und ihnen große und heilige Tradition gewesen ist, in einem irren Rausch und Wahn ihrer zermürbten und verführten, verhetzten Sehirne schänden? Der dann doch auch dort der Mann sein, um den Für und Wider sich erhitzen?

Nein! — Aber ein Weg öffnet sich vor dir im Augenblick, wo du im Zwange ihres Nein den Willen, mit der Truppe heimzukehren, aufgeben mußt, in dem du von den neuen Herren abgesetzt und aus deinem Dienst entlassen bist: der Weg über die Grenze.

Dort drüben, allem gärenden Streife entrückt, ein paar Wochen warten, bis das schlimmste Toben vorüber ist und bis Vernunft und Erkenntnis der Ruhe wieder zum Siege helfen. Dann, spätestens mit dem Friedensschlusse: Rückkehr zu der Frau, den Kindern, der neuen Urbeit, die bei ihnen auf dich so wie auf jeden Deutschen wartet.

Un den Vater denke ich, den ich so wiedersehen werde —

Und die ganze Bitterkeit dieses Scheidens und in die Fremde Gehens fällt über mich her.

Frühes Dunkel liegt über den spätherbstlichen Bäumen, halb schneit halb regnet es, und eine durchdringende Rälte steigt aus dem nassen, modernden Laub und Erdreich auf.

Da zieht draußen auf der Straße eine Kompanie vorbei, und die Leute singen. Unser liebes schönes altes Soldatenlied: "Nach der Heimat möcht' ich wieder —". Singen — Marschieren —

Großer Gott! denke ich. Und wehre mich dagegen, so gut ich kann. Aber es ist doch stärker, und ich komme nicht dagegen auf.

Immer noch singen sie. Leiser jett - ferner -

Gehalten habe ich mich bis zu diesem Augenblick. Das, in dem Dunkel, in der Einsamkeit, in der mich keiner sehen konnte, hat mich umgeschmissen.

Spät abends ist die Erklärung der Regierung, daß sie nach Unhörung des Kriegsministers General Schench meinen Verbleib im Oberkommando der Heeresgruppe ablehnen musse, eingetroffen.

Der neue oberste Befehlshaber hat keine Verwendung für mich. So bleibt mir nur übrig, den Abschiedsbrief zu schreiben.

Hier ist er:

"Hauptquartier Heeresgruppe Deutscher Kronprinz, den 11. November 1918.

Lieber Herr Generalfeldmarschall!

In diesen für Meinen Herrn Vater und Mich schwersten Tagen Unseres Lebens muß Ich bitten, Mich von Euer Erzellenz auf diesem Wege verabschieden zu dürfen. Tief bewegt habe Ich Mich entschließen mussen, von der Mir durch Euer Ezzellenz erfeilten Genehmigung Gebrauch zu machen, Meinen Posten als Dberbefehlse haber niederzulegen und Meinen Aufenthalt zunächst im neutralen Ausland zu nehmen. Erst nach harten inneren Kämpsen habe Ich Mich zu diesem Schritt durche gerungen, trothem es Mir mit allen Fasern Meines Herzens widerstrebt, Meine Heeresgruppe und Meine fapseren Truppen, denen das Vaterland so unendlich viel verdankt, nicht in die Heimat zurücksühren zu können.

Ich lege aber Wert darauf, Euer Exzellenz in dieser Stunde noch einmal Meine Stellungnahme in kurzen Zügen zur Darstellung zu bringen, und bitte Euer Exzellenz, von Meinen Worten ganz nach Ihrem Gutzbünken Gebrauch machen zu wollen.

Im Gegensatz zu vielen ungerechten Stimmen, die Mich von jeher als Kriegsheher und Reaktionar binzustellen sich bemüht haben, habe Ich von Unfang an den Standpunkt vertreten, daß diefer Rrieg für uns ein Verteidigungsfrieg war, und habe in den Jahren 1916, 1917 und 1918 bereits mündlich und schriftlich oft betont, daß Deutschland das Ende des Krieges suchen und froh sein musse, sich der ganzen Welt gegenüber auf dem status quo zu behaupten. Innerpolitisch bin Ich der lette gewesen, der sich einem freiheitlichen Ausbau unseres Staatswesens verschlossen hat. Diese Meine Auffassung habe 3ch auch dem Reichskangler, Bring Max von Baden, noch vor wenigen Tagen schriftlich dargetan. Tropdem bin Ich, als die Wucht der Ereignisse Meinen herrn Vater vom Throne stürzte, nicht nur nicht gehört worden, sondern man ist über

Mich als Kronprinz und Thronfolger einfach zur Tagesordnung übergegangen.

Ener Ezzellenz biffe Ich daher zur Kennfnis zu nehmen, daß Ich gegen diese Vergewaltigung Meiner Person, Meiner Rechte und Ansprüche Verwahrung einlegen muß.

Trot dieser Satsachen blieb Mein Standpunkt der, weiter auf Meinem Posten zu verharren, um nach ben ichwersten Erschütterungen, die der Urmee der Berluft ihres Raisers und Dberften Kriegsherrn und die ichmählichen Waffenstillstandsbedingungen bringen mußten, ihr die neue Entfäuschung zu ersparen, nun auch den Kronpringen seiner Stellung als militärischer Dberbefehlshaber enthoben zu feben. Dabei hat Mich der Gedanke geleitet, durch den Zusammenhalt Meiner Beeresgruppe für unser Vaterland, dem wir alle dienen, weitere ichadigende Momente zu vermeiden, auch wenn Meine Person den peinlichsten Folgen und Konflikten ausgesett sein fonnte. 3d hatte diese getragen in dem Bewußtsein, dem Vaterland einen Dienst zu erweisen. Für Mein weiteres Verbleiben auf Meinem militärischen Posten mußte aber auch die Stellungnahme der jetigen Regierung maßgebend sein. Von ihr ist Mir der Bescheid geworden, daß die Regierung nicht mit einer weiteren militärischen Verwendung Meinerseits rechne, obwohl 3d Mich zu jeder Verwendung bereit gefunden hatte. Ich glaube baber, so lange auf Meinem Posten geblieben zu sein, wie es Meine Chre als Offizier und Goldat Mir vorschrieb.

Euer Exzellenz wollen gleichzeitig davon Rennfnis nehmen, daß Abschriften dieses Briefes an den Herrn Minister des Königlichen Hauses, das preußische Staats: Kronprinz Wilhelm, Erinnerungen. 21 ministerium, den Herrn Vizepräsidenten des Abgeordenetenhauses, den Herrn Präsidenten des Herrenhauses, den Herrn Chef des Militärkabinetts, den Herrn Chef des Zivilkabinetts und einige Mir nahestehende militärische Führer gegangen sind.

Ich sage Euer Exzellenz hiermit Lebewohl mit dem heißen Wunsche, daß unser geliebtes Vaterland aus diesen schweren Stürmen den Weg zu innerer Gesundung und einer neuen besseren Zukunft finden möge,

und schließe als Ihr

(gez.) Wilhelm Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen.

Un Seine Erzellenz Herrn Generalfeldmarschall von Hindenburg, Chef des Generalstabes des Feldheeres, Großes Hauptquartier."

Ich habe bald nach diesen Vorgängen den Wunsch gehabt, daß alles und daß namentlich der Hergang der während meines Aufenthaltes beim A.D.A. 3 zwischen meiner Heeresgruppe in Vielsalm und der Regierung in Berlin spielenden Verhandlungen in einem kurzen Tatsachenberichte sestgelegt werde. Ich setze dieses von meinem Chef, dem Generalmajor Grasen von der Schulenburg, und von meinen beiden verhandelnden Adjutanten Müller und Müldner aufgesetzte und unterzeicht nete Schriftstück als Ergänzung zu der von mir selbst gegebenen Schilderung hierher:

"Tatsachenbericht zu den Vorgängen vom 10. und 11. November 1918.

Der Chef des Generalstabes der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz, Generalmajor Graf Schulenburg, hat

am 10. XI. 18 Geiner Raiserlichen Hoheit dem Kronprinzen dringend gerafen, an der Spiße der Heeresgruppe zu bleiben. Die Oberbesehlshaber von Einem, von Boehn, von Eberhardt und von Hutier, die z. T. perstönlich im Hauptquartier der Heeresgruppe erschienen, haben sich dieser Auffassung angeschlossen und sie, ein jeder einzeln, dem Kronprinzen gegenüber zum Ausdruck gebracht. Der Kronprinz begab sich am 10. XI. nacht mittags an die Front zum A.D.K. 3, damit er nicht vorzeitig mit verschiedenen auslösenden Erscheinungen in Berührung komme.

Um 11. November fand in Vielsalm, dem Hauptquartier der Heeresgruppe, eine Besprechung mit Erzellenz von Singe statt, an der Graf Schulenburg und die beiden persönlichen Abjutanten, die Majore von Müller und von Müldner, feilnahmen. Graf Schulenburg vertrat hierbei die Auffassung, daß der Kronpring an der Spige seiner Heeresgruppe bleiben muffe. Er wies darauf bin, daß auch der Feldmarschall und Gröner derfelben Auffassung feien. Die beiden perfonlichen Abjutanten stimmten diefer Auffassung im allgemeinen zu, wiesen aber darauf bin, daß der Raiser vor feiner Abreise nach Solland sich dahin geäußert habe, baß unter feinen Umftanden ein Burgerfrieg entfeffelt werden dürfe. Bu dessen Träger aber mußte nach Überfritt des Raisers auf hollandisches Gebiet aller Wahrscheinlichkeit nach der Kronpring werden, gewollt ober ungewollt, so wie die Verhältniffe lagen.

Gelbst wenn dieses Moment ausgeschaltet würde, wäre mit Sicherheit anzunehmen, daß die neue Regierung eine tunlichst schleunige Beendigung einer so ent-

scheidenden militärischen Führerstelle, wie der Kronpring sie einnahm, herbeigeführt hatte. Diese mußte spätestens am Rhein einfreten, und dann bliebe dem Kronpringen feine weitere Entichließung mehr für fein Sandeln. Er würde voraussichtlich gezwungen, jede ihm auferlegte Bedingung anzunehmen, und hatte nicht einmal die Wahl für einen künftigen Aufenthaltsort. Wählte er diesen in Deutschland, so bliebe er immer der Mittelpunkt von Gtrömungen, die zu unberechenbaren Folgen führen könnten. Erzelleng von Singe erklärte, daß die Frage - Bleiben oder Abreise - von den militärisch verantwortlichen Persönlichkeiten zu entscheiden sei. Man einigte sich dabin, bei ber Regierung anzufragen, und Erzellenz von Hinge erbot sich, diese Unfrage zu übermitteln. Er bat den Reichskangler ans Telephon. Diefer war in einer Gigung und nicht zu sprechen. Es meldeten sich dafür herr von Prittwit und herr Baade. Während Erzelleng von Binte mit diefen Berren (prach, diktierte Graf Schulenburg dem Major von Müldner die Unfrage des Kronprinzen an die Regierung: ,Der Rronpring hat den dringenden Wunsch, an der Gpige seiner Heeresgruppe zu bleiben und wie jeder andere Goldat in diefer ernften Zeit feine Pflicht zu tun. Er wird seine Truppen in straffer Ordnung und Disziplin in die Beimat zurudführen und verpflichtet sich, in dieser Beit nichts gegen die Regierung zu unternehmen. Wie stellt sich die Regierung zu dieser Frage?' Erzellenz von Hinge gab diese Unfrage telephonisch an Herrn Baade auf, der sie aufschrieb und follationierte. Während dieser Verhandlungen rief der Kronpring den Grafen Schulenburg und Erzellenz von Hinge an und verlangte, daß keine abschließenden Abmachungen getroffen würden und daß er sich in jedem Fall die Entscheidung vorbehalte.

Spät am Abend erhielt Major von Müldner die telephonische Mitteilung, daß die Regierung nach Anshörung des Kriegsministers Scheüch die Anfrage des Kronprinzen in verneinendem Sinn beantworten müsse und nicht die Absicht habe, den Kronprinzen im Obersbesehl zu belassen.

Der Kronprinz legte darauf mit Erlaubnis des Feldsmarschalls von Hindenburg das Kommando nieder und entschied sich nach schwerem Kampf für die Reise nach Holland, weil er sich sagte, daß nach den bereits gestroffenen Entschließungen sein Verbleib einen anderen Ausgang der Lage nicht herbeiführen, sondern sie nur erschweren und verwirren konnte, und er von der Überzeugung durchdrungen war, dem Vaterland dieses Opfer bringen zu müssen.

Die Abreise erfolgte am 12. XI. vormittags. Berlin, 4. April 1919.

(gez.) von Müller Major z. D.

Müldner von Mülnheim Major z. D.

Graf von der Schulenburg Generalmajor."

Die Nacht zum neuen Tage schlaflos, ruhelos. Sie ist wie eine einzige Grausamkeit gegen ein zerquältes Herz, das sich jest losreißen soll von all dem, womit es verwachten ist, gegen ein Gehirn, das sich ausweglos nach einer anderen, besseren Lösung der Probleme zergrübelt.

Um Ende immer nur die eine Klarheit: daß nicht

durch mich oder um meinetwillen ein weiteres Blutvers gießen über die Heimaf kommen darf, daß ich kein Hemmnis werden darf, wenn sie vielleicht so besser innere Ruhe und einen Frieden sindet, den sie ertragen kann.

Um frühen Vormittag wollen wir fahren — über die Grenze — nach Holland fahren. Zwei Wagen, nur das Allernötigste an Gepäck. Seit Tagen hat man jest das von gesprochen, hat nächtelang kaum anderes gedacht — und jest, da es als Wirklichkeit vor einem steht, kann

man es doch kaum fassen.

Ganz still, ohne viel Worke möchte ich das A.D.A. 3 verlassen. Was man sich sagen kann, ist ausgesprochen. Auch dienstlich ist jede Pflicht bis zum letzten Augenblick erfüllt. Der Oberbefehl über die mir bisher anvertraute Heeresgruppe ist von mir mit Eintrift des Wassenstillsstandes an Generaloberst von Einem abgegeben. — Absschied — das harte Muß ist da. Warum das Herz sich nur noch schwerer machen.

Dann aber, wie ich in die Halle komme, steht unten doch das ganze A.D.A. 3 im Dienstanzug, Helm auf dem Kopf, versammelt. Alle, auch die Schreiber, die Ordonnanzen. Vor ihnen, auf seinen Pallasch gestüßt, der alte, prachtvolle Generaloberst von Einem, daneben sein Chef, mein guter Klewiß — dieser samose Soldat, der nie verzagt ist, so dreckig es auch oft war! Nur ist jeßt etwas in den derben Zügen, was ich vorher in ihnen nie gesehen habe.

Einem spricht. Herzstärkende, tief empfundene Gäte: Glauben an eine neue Zukunft! — Ein dreimaliges Hurra auf den Oberbefehlshaber der Heeresgruppe füllt die

Halle, schlägt über mir zusammen.

Oberbefehlshaber der Heeresgruppe —? Bin ich's denn noch? In dieser Stunde hält der Generalfeld: marschall vielleicht schon meinen Abschiedsbrief in Hänsten.

Ich kann nicht sprechen, kann nicht antworten. Drücke den alten kriegserprobten Offizieren nur die Hände und sehe Tränen auf den Backen von Mannschaften.

Fort - fort -

Zunächst noch einmal Halt im A.D.R. 1, das in dem malerischen Ardennenschlößchen Rochesort unweit Namur Duartier genommen hat. Dort bei General von Eberhardt, der lange Zeit ein treu bewährter Führer meiner Heeresgruppe gewesen ist, will ich meinen Chef treffen. So liegt noch einmal eine bitter schwere Abschiedsstunde auch von dem Manne vor mir, der mir während der schwersten Zeit des Krieges als militärischer Helser und Berater am nächsten stand und dem ich für all das, was er so als Soldat und Mann mir gab, zu tiesem Dank verpflichtet bin.

Tief ergriffen sind wir alle, da ich nun noch den letzten Armeebefehl an meine Truppen unterzeichne:

"Un meine Urmeen!

Nachdem Seine Majestät der Raiser den Dberbesehl niedergelegt hat, bin auch ich durch die Verhältnisse gezwungen, nun, da die Waffen ruhen, von der Führung meiner Heeresgruppe zurückzutreten. Wie immer bisher, so kann auch heute ich meinen tapferen Urmeen, jedem einzelnen Mann, nur aus tiefstem Herzen danken für ihren Heldenmut, für Opferfreudigkeit und Entsagung, mit der sie allen Gefahren ins Auge gesehen und alle

Entbehrungen willig für das Vaterland ertragen haben in guten und in bofen Tagen.

Mit den Waffen ift die Heeresgruppe nicht besiegt! Hunger und bittere Not haben uns bezwungen! Stolz und bocherhobenen Sauptes kann meine Seeresgruppe den mit dem besten deutschen Blut erkampften Boden Frankreichs verlassen. Ihr Schild, ihre Goldatenehre ist fledenlos und rein. Ein jeder sorge, daß sie es bleibe, hier undafpater in der Seimat. inmin

Dier lange, schwere Sahre durfte ich mit meinen Urmeen fein in Gieg und Not, vier lange Jahre gehorte ich mit gangem, vollem Bergen meinen freuen Truppen. Dief erschüttert icheide ich heutervon ihnen und neige mich vor der gewaltigen Größe ihrer Laten, die die Be-Schichte einst ein flammenden Worten ben fpateren Beschlechtern kunden wird. als espenie ust ung negmacht

Mun fteht zu euren Führern treu wie bisher, bis ihr Befehl euch freigeben kann für Weib und Rind, für Beimat und Berd. Gott mit euch und unserem beutichen Vaterlande!n aus ene in ible nur infriesficher pi

men ernen mage Der Oberbefehlshabernell in.

Wilhelm Kronprinz des Deutschen Reiches less dass des views von Preußen. In aucht. an sprinklader Contains des word nicht zod ipsiegestein

Dann ift auch bier der Augenblich des Scheidens da: A Raum losreißen. kannrich mich. aggerigenveret ven au

Alber es muß sein - die Herren drängen. Und Muld. ner hältemir ichon feitgeiner Weile die Mute bin eine graue Infanteriemute; bentt mohl, ich werde es in dieser Qual und hingenommenheit nicht merten, will

mich in ihr versteden, hält mich fürsorglich für sicherer und nicht so leicht erkennbar in den ungewohnten Farben.

"Nein — ich will meine Husarenmuge auch auf bieser

letten Fahrt! Mir tut icon feiner was!"

Jett stellen sie sich an, als ob sich die nicht fände. Aber ich warte. Und da ist die Schwarze mit dem Totenkopfe endlich doch zur Stelle und sist mir im Genick — noch dieses eine Mal!

In freue Augen sehe ich — nur nicken können wir — die Worte würgt es uns im Halse. Und Schulenburg stößt vor: "Wenn Sie drüben in Holland meinen Herrn und Kaiser sehen — —" Da stockt auch er.

Dann sett der Motor an, wir fahren.

Durch das sich aus der festgefügten Form von vier Kriegsjahren unsinnig überhastet lösende Etappenland von zwei aussplitternden Alrmeen fahren wir.

Zwei graue Wagen: ich und meine drei Getreuen bis zum bitteren Ende. Müller und Müldner vorneweg, dann ich mit dem erkrankten Zobeltiß.

Soldaten überall — grüßend und rufend. Nein, ich habe Recht: mir tut kein Mann etwas.

Und ich grüße wieder und winke ihnen zu und muß nur immer denken: Jungens, was wißt denn ihr, wie's mir ums Herz ist?!

duber Undenne geht die Fahrt auf Tongern. Belgischen Boden — überall wehen die belgischen Fahnen in den Städten, und die Bevölkerung jubelt.

Auch das Bild unserer Leute wird anders, je tiefer wir in die Etappe rollen. Aufgelöste Schwärme von Menschen, die einmal Goldaten waren und jest zuchtlos

hinziehen. Und Zurufe, die keine Freundlichkeit mehr in sich fragen. Die ewige Wiederkehr der dummen Schlag-worte dieser Tage, mit denen einer sich vor dem anderen großtut, in denen Auflehnung und Renitenz sich groß-mäulig ausleben: "Messer her!" "Haut ihm!" "Blut rühren!"

Aufgehalten werden wir nirgends.

Einmal passieren wir einen Viehtransport, der von Landsturmleuten getrieben wird. Ein alter Landsturmsterl, der dicht neben dem Auto hergeht und eine rote Fahne über seinen Ochsen schwingt, schimpft laut auf mich ein: die Offiziere seien an allem schuld — geseiert haben sie — und er sei halb verhungert! — Das geht mir denn doch über die Hutschnur, und ich sage diesem elenden Burschen dermaßen Bescheid, daß er zitternd und schreckensbleich eine Ehrenbezeugung nach der anderen macht. — Pack, das niemals vor dem Feinde gestanden hat und jetzt Revolution spielt!

Rurz vor Broenhoven sehen wir die letzten deutschen Truppen: einen Landsturmposten, der sich Marschrichetung Heimat davonmacht.

Und bei Vroenhoven halten wir dann im holländisichen Draht.

Mit heißen Schlägen hämmert mir das Herz, wie ich jetzt aus dem Wagen springe. Ganz klar bin ich mir, daß die wenigen Schrifte Naum da vor mir entscheidend sind. Und wie in einen einzigen Augenblick zusammenzgepreßt jagen all die grausam harten Bilder der letzten Tage noch einmal an mir vorüber: Spa — und der Kaiser — der Feldmarschall, Gröners Gesicht — mein Schulenburg, der, unerschütterlich, immer wieder sich

gegen diese anderen wirst, beschwört — der Brief meines Bafers —. Und die Entscheidung aus Berlin, die mir auch als Soldaten den Abschied gibt, den Boden nimmt.

Nein, es muß sein — muß sein — es ist kein anderer Weg. —

Und plöglich steht das Reiterwort des Generals von Falkenhann in mir, das er dem Jungen zurief, wenn es hieß ein schweres Hindernis zu nehmen: "Schmeiß erst dein Herz 'rüber — dann kommt das Andere hinterher!"

Da tue ich die wenigen Schrifte vor.

Wie unter einem Schleier, unscharf und verwischt ist mir der nächste Eindruck.

Menschen sind um mich her, die Kameraden: Müller totenernst, und Müldner sachlich und wie immer soldatisch klar, gefaßt — und Fremde —

Ein junger, sehr korrekter holländischer Offizier, der sich vor Überraschung zunächst garnicht sassen kann und der nichts mit uns anzusangen weiß. Nur daß wir hier nicht bleiben können, sieht er ein. So werden wir, vorbei an einer präsentierenden Wache, zunächst in ein kleines Lokal gebracht, wo freundliche Wirtsleute, ohne viel zu reden, ein paar Töpse mit heißem Kassee vor uns hinstellen. Inzwischen wird nach Maastricht telephoniert.

Und der junge Offizier kommt wieder, ist selbst bestrückt von einer Pflicht, die auf ihm liegt: er muß um unsere Waffen bitten. Ein Augenblick voll abgrundstiefer Bitterkeit, der nur durch den vollkommenen Takt des anderen erträglich bleibt.

Aus Maastricht kommen Baron von Hünefeld und Baron Grote. Bald barauf der Gendarmerieoberst

Schröder mit seinem Abjutanten. In seinen Händen liegt jetzt das Schicksal unserer Fahrt. Energisch greift er zu. Telephone rasseln, und Depeschen sliegen aus. Berichte — Unfragen — Verhaltungsmaßregeln. So kommt jetzt Linie in unser Schicksal.

Jedenfalls sollen wir zunächst nach der Präfektur in Maastricht und im Hause des Gouverneurs der Provinz Limburg auf die Entscheidung der Regierung warten.

Wiederum sahren wir. Kriegerisch alles auch hier. Die Straßen der Stadt abgesperrt durch Posten, Draht, spanische Reiter. Dabei doch Menschen, die mit harten Uugen nach uns starren überall, denn unser Kommen hat sich unbegreiflich schnell herumgesprochen: Die Boches sind da! De Kronprins!

Gegen ein Uhr ist es, da wir die Präfektur betreten. Uuf dem Plate unten eine tobende, johlende Volksmasse, hauptsächlich Belgier.

Mit allem menschlich-vornehmen Verständnis für unsere Lage nimmt der Baron van Hoevel tot Westerslier uns auf, gibt sich die größte Mühe, uns die traurige Lage zu erleichtern. Unch er erklärt, daß unser Übertritt der holländischen Regierung völlig überraschend gekommen sei, daß weitere Bestimmungen nun abgewartet werden müßten. Im großen Saale des Gouvernementszgebäudes, der uns mit kalter Pracht umfängt, läßt er uns dann allein.

Im Grunde, mag die Form auch noch so taktvoll und zurückhaltend gehandhabt werden, fühlt man sich als Gefangener. Nicht mehr als freier Mann, der Herr seiner Entschlüsse ist, sondern als einer, der bleiben muß oder der gehen soll.

Und ein Gefühl, als ob man unsichtbare Teffeln trüge, fommt damit noch zu all der anderen Qual.

Auf seltsam seierlichen Stühlen sitzen wir untätig um den langen Tisch, rennen im Raume ohne Rast umber und starren durch die hohen Fenster.

Was wird nun werden?

Wie festgehalten sind die Zeiger der Kaminuhr; bisweilen ist es mir, sie stünde überhaupt.

Der gute Zobeltit hat dazu einen Unfall von Magenfrämpfen, liegt stöhnend und verkrümmt auf einer mit rotem Plüsch bezogenen Bank. Urmer Kerl!

Manchmal redet einer, mehr vor sich hin als zu den anderen. Immer wieder dasselbe, spricht einen von den Gedanken aus, die uns allen im Kopfe umtreiben, die keiner fassen kann. Aber kaum eine Antwort kommt darauf.

Zeitweilig klopft es, geht die Türe. Dann ist alles voll Spannung — aber es ist nichts. Da läßt der Bouverneur nach unseren Wünschen fragen, oder der Bensbarmeriekommandant teilt uns mit, daß er noch immer auf Entscheidung warte.

Und wieder sind wir allein — verwachsen mit Vergangenheiten, von denen wir uns räumlich frennten, und ohne Blick in das, was kommen mag. Grübeln nur immer wieder: Was geht, während wir hier wie eingeschlossene Tiere warten, dort hinter uns jest vor? Im Felde, bei den Menschen, mit denen man als Kamerad viereinhalb Jahre lang gelebt hat —? In der Heismat —? Bei Frau und Kindern —?

Jest hat sich Zobel mühsam von seiner Bank erhoben, schleicht gebückt im Raum umber. Manchmal trifft mich der Blick der guten dunklen Augen. Alls ob er mir in all seiner Duälerei mit dem kaputen Magen, der längst schon auf den Operationstisch gehört hätte, noch etwas Liebes tun wollte. Steht dann in einer Ecke still vor der weißen Büste des dritten Wilhelm von Oranien, der satt und würdig von dem Säulensockel niederssieht, und nicht ihm mild und philosophisch zu: "Ja, ja, mein guter Van Houten — das hätt'st de dir auch nicht träumen lassen —!"

Was solch ein gutes Menschenwort, das mitten in Verzweislungen aus einem jäh aufleuchtenden Humor geboren wird, einem die Bitterkeiten milder machen kann!

Beinahe leichter wird uns die Marter dieses Wartens. Unch ein Diner läßt uns der Baron servieren. Trot aller Ablehnung ein richtiges Diner. Das alles ist so gut gemeint — nur daß wir in der Stimmung, die uns wie in Krallen hält, kaum ein paar Bissen hinunterwürgen können.

Endlich um Mitternacht ist Klarheit: Wir sollen bis auf weiteres in dem Schloß Hillenraadt des Grafen Metternich Unterkunft haben.

Wieder sigen wir in den offenen Wagen. Der Gensbarmerieoffizier an unserer Seite. Die Straßen, die wir passieren, sind durch Patrouillen der Marées Chaussées abgesperrt, alle Unordnungen des Oberst Schröder zweckmäßig und gut.

Ein eisig kalter Nebel liegt auf der Landschaft und macht die tiefe Nacht noch undurchdringlicher. Nur die Scheinwerfer bohren weiße Trichter in das Dunkel, in das wir jagen. Das ist, als ob sie uns in jedem Augenblick verschlingen wollten und dann doch immer weiter vor uns wichen.

Zwei Stunden so.

Bei Noermond liegt das Schloß des Grafen, vor dem wir endlich halten.

In einer großen Halle, die schwach von Kerzenlicht beleuchtet ist, legen wir ab. Erstarrt von Frost sind wir — elend in unseren Herzen — wurzellos auf diesem fremden Boden.

Da erscheint plößlich, die Treppe niedersteigend, die Hausfrau. Jung, blond, ganz in Schwarz gekleidet, eine Perlenkette um den schlanken Hals. Reine Fremdsheit bleibt vor dem warmen, mitempfindenden Ausdruck dieser Augen bestehen.

Mit seinstem Herzenstakt sorgt die gütige Frau von dieser Stunde ab durch die namenlos schweren zehn Tage, die wir auf Schloß Hillenraadt verbringen, für uns und wird mir eine gütige Freundin, mit der ich mich über manches aussprechen kann, was mich zerquält. Eine gläubige Katholikin ist die Gräfin und leidet schwer unter dem Unglück, das unser Vaterland getroffen hat; zubem sorgt sie sich um ihren Mann, der während der Revolution in Berlin ist.

Zehn Tage also — in denen Unglücksnachrichten um Unglücksnachrichten aus dem Felde und der Heimat kommen, durch die Verhandlungen mit der holländischen Regierung über unsere Zukunst ziehen. Bei diesen Ausssprachen ergibt es sich, daß Holland an meine Grenzsüberschreitung und meinen Wunsch, vorübergehend auf seinem neutralen Boden zu verweilen, im Zwange äußerer Umstände die Frage meiner Internierung knüpsen muß.

Nur gegen Bürgschaften nach außen kann der neutrale Staat mir Gaftfreundschaft gewähren, fann er versuchen, gegen das ichon lauf werdende Verlangen, mich "auszuliefern", standzuhalten. Go bin ich jäh in eine Zwangslage verset, an deren Möglichkeit bei der Erwägung des Gedankens dieser Hollandfahrt, angesichts des am 11. November um zwölf Uhr mittags eingetretenen Waffenstillstandes, niemand auch einen Augenblick nur dachte: nicht ich und nicht mein Chef ober die Berren meiner Umgebung, nicht der Staatssekrefar des Auswärtigen Umtes, Erzelleng von Hinge, und nicht die D.S.L. Wir alle waren der unangezweifelten Überzeugung gewesen, daß ich für mich genau die gleichen Rechte wie alle Herren des kaiserlichen Gefolges in Unspruch nehmen könne, von denen keiner interniert wurde oder interniert werden follte, denen es anheim gegeben war, sich frei zu bewegen. Go schwierig und qualvoll diese Besprechungen und Verhandlungen sich auch gestalten, sie werden von den Vertretern der hollandischen Regierung im Geifte einer echten Menschlichkeit geführt. Jeder von den Männern, mit denen wir dabei in Berührung fommen, erweist sich, dem hollandischen Bolkscharakter entsprechend, als gerecht, als unparteiisch und als willig, für seine Unabhängigkeit und Überzeugung einzufreten.

Endlich erhalten wir dann auch etwas wie einen Unhalt für meine Zukunft. Der Oberst Schröder bringt die Nachricht, die holländische Regierung habe mir als Wohnort die Insel Wieringen angewiesen.

Wieringen? Die Insel Wieringen? Niemand im Hause weiß, wo diese Insel liegen mag. Wieringen?

3nm erstenmal im Leben höre ich den Namen, kann mir dabei nichts vorstellen, nichts denken.

Und lebe jest, da ich die Zeilen der Erinnerung schreibe, drei Jahre bald auf diesem kleinen Flecken sester Erde in der See.

Auch dieser lette Teil der Reise ins Exil ist voll von kleinen Hindernissen, Widrigkeiten, Tücken.

Früh morgens nehmen wir von unserer guten Gräfin Abschied, um sieben Uhr verläßt der Zug den kleinen Bahnhof von Roermond. Ein holländischer Hauptmann ist uns als Begleiter beigegeben.

Gegen ein Uhr mittags sind wir in Umsterdam—
sehr viele Neugierige auf dem Bahnhof, Militär zur Ubsperrung— und um drei Uhr kommen wir in Enkhuizen, einem kleinen Neste am Strande der Zuidersee an. Hier soll uns, wie wir schon auf der Fahrt erfuhren,
eine Dampspacht der Wasserbauwerwaltung erwarten und nach der Insel Wieringen hinüberbringen.

Alber die Jacht hat sich im Nebel auf eine Sandebank vor Enkhuizen aufgesett — und läßt schön grüßen. Während meines hierdurch verursachten Verweilens produziert sich die Population von Enkhuizen in Schreien, Johlen, Pfeisen und Schimpfen. Eine nicht mißzuverstehende Geste nach dem Halse — und dann höher, die mir hierbei mit bemerkenswertem mismischen Auswand immer wieder aus der Menge gezeigt wird, macht mir klar, wie tief das Zerrbild, das die Ententepropaganda von mir entworsen und verbreitet hat, auch im neutralen Ausland Wurzel saste. Immerskionpring Wilhelm, Erinnerungen. 22

hin wirkt das alles nicht gerade neu belebend auf die Stimmung.

Endlich, nach langem Palaver, ist der Entschluß gefaßt, an Bord eines kleinen Schleppdampfers zu gehen

und unsere Dacht zu suchen.

Allso los! Über der Zuidersee liegt der Nebel so dick, daß man kaum zwanzig Meter weit sehen kann, und dazu segt ein eisig kalter Wind vom offenen Meer herein. So steht man auf dem Deck des kleinen schlingernden Schleppers und starrt ins Grau. Stundenlang! Trostlos ist das. —

Endlich sinden wir die Dacht. Aber viel Freude kann man an ihr nicht genießen: ihre Schraube ist gebrochen. Zunächst muß sie abgeschleppt werden, dann wird sie längsseits des Schleppers vertäut — und jetzt ist man wieder glücklich so weit, um nach Wieringen

zu steuern.

Ja! Wenn man wüßte, wo Wieringen liegt. Im Nebel, in zunehmender Dunkelheit und bei starkem Sturm und Seegang suchen unsere fabelhaften Navisgatoren stundenlang nach der Insel — und können sie nicht sinden. Weg ist sie, wie aufgeschluckt von See und Nebel. Endlich, um zehn Uhr abends etwa, geben die Herrschaften das Suchen auf und beschließen, über Nacht vor Unker zu gehen. Aber auch das erweist sich nicht als die rechte Weisheit, denn der Seegang ist so heftig, daß die beiden Schisse immer wieder gegeneinanderschlagen. Schon sind eine Unzahl von Nieten dabei gesprungen — und wenn's so weiter geht, haben wir alle miteinander die beste Aussicht, zu ersaufen. Also wieder herauf mit dem Anker!

Jest suchen wir nach dem Hafen Medemblik am Festlande; und weil auch kühne Seefahrer manchmal mehr Glück als Verstand haben, so sinden wir ihn endslich gegen Mitternacht.

Wieringen? — Nur einen Vorgeschmack, der die Erwartungen nicht allzu hoch aufschießen läßt, brachte der

hingegangene Tag. —

Aber am nächsten Tage gelingt das Werk! Um Morgen, da die See still geworden ist, gehen wir wieder auf das Schiff und erreichen gegen Mittag bei ruhig klarem Winterwetter die Insel.

Unvergestich die Eindrücke der Stunde, in der ich den Juß auf den festen Boden des kleinen Fleckens Erde

setzte.

Im Hafen wieder Menschen über Menschen, Einscheinische, die still und mißtrauisch der merkwürdigen Einquartierung entgegenstarren, redselige Reporter aus aller Welt und singerfertige Photographen.

Wie ein seltenes Tier, das sie jetzt glücklich eingefangen haben, kommt man sich vor. Und möchte jedem
von diesen hastigen und geschäftigen Herren sagen: Fragt nicht und bleibt mir mit der Camera vom Leibe. Ruhe will ich — Ruhe, Sammlung, Fassung nach all dem Unglück — weiter nichts!

In einem uralten Wagen — sicher dem besten, den es auf der Insel gibt — geht dann die Fahrt nach dem Dorf Dosterland. Nach Tran und Mief und altem Leder riecht es in dem ehrwürdigen rumpelnz den Kasten. Noch jetzt, wenn ich die Augen schließe und dieser Stunde gedenke, spüre ich den unvergeßtlichen Geruch.

Vor dem kleinen arg verwohnten Pastorenhaus werden wir ausgefrachtet. Kahl, öde ist das alles.

Ein paar alte klapperige Möbel — richtig: Klamotten.

Ralte und Ginsamkeit bazwischen eingenistet wie Gespenster.

Draußen vor dem Hause dreht die gebrechliche Karrete ächzend und stöhnend um und schlingert durch den Dreck in den Nebel hinein.

Daheim!

Die Rehle würgt es mir beinahe ab bei dem Ge-

Lage und Wochen, die so lichtlos und so bleiern lastend sind, daß sie sich kaum ertragen lassen.

Wie ein Gefangener, Geächteter bewegt man sich in diesem kleinen Kreise zwischen Menschen, die sinster, scheu zur Seite schauen, wenn sie vorüberkommen, die im besten Falle neugierig einen Blick aus halb verzbeckten Augen wagen. Ich bin der Blutsäuser und Kinderschlächter — man ist erbittert gegen die Rezgierung, die mich auf dieser Insel frei umhergehen läßt, die dieser ehrsamen Insel eine solche Last aufpackte.

Der Bürgermeister Peereboom hat zu tun, um die erregten Geelen zu beruhigen.

Und aus der Heimat tropfenweis Berichte über den Verlauf der Vorgänge, die einem schier das Herz zersbrechen wollen! Deutsche Zeitungen gibt es nicht. Uus holländischen Blättern, die veraltet sind, wenn sie der Eisenkahn vom Festland bringt, buchstabiert man sich

den Text der Londoner, Pariser, Umsterdamer Telesgramme zusammen: Blut und Aufruhr. Das Schloß zerschossen und geplündert — Matrosenherrschaft — Spartakistenkämpse — drohender Einmarsch der Enstente.

Man möchte schreien um ein wenig Hoffnung, um ein wenig Licht für dieses Land, an dem man mit der letzten Faser seines Herzens hängt, für dessen Ruhe, dessen Rettung man jedes Opfer bringen würde!

Opfer? Ja — eines fordern sie auch noch von mir, und auch davon soll hier gesprochen werden.

Um 1. Dezember erscheint im Auftrage der Deutschen Gesandtschaft im Haag, die wieder eine Forderung der neuen deutschen Regierung damit zu erfüllen hat, der Legationssekretär von Pannwit auf der Insel. Ein Korpsbruder von mir aus der Bonner Borusseit!— Weiß Gott, die Fahrt mag ihm nicht leicht geworden sein, und er hat sie wohl nur auf sich genommen, weil das, was er mir bringt, aus Freundesmund leichter zu hören ist als von einem Fremden.

Er soll einen formellen Verzicht auf meine persönlichen Unsprüche von mir erreichen.

Ginen Verzicht? — Warum? — Wozu? — Die Herren in Berlin, die alle Macht in Händen halten und deren Stimmen nach ihrer Behauptung den Willen der Mehrheit des deutschen Volkes vertreten, sind doch bisher nicht so pedantisch und kleinlich vorgegangen, wenn es sich um Hohenzollernrechte handelte? Hat man denn nicht am 9. November die Abdankung Seiner Majestät und meinen Verzicht verkündet, ohne die Entscheidung des Kaisers abzuwarten, ohne mich auch nur

zu verständigen? Und hat nicht auch der gleiche Mund, der Seiner Majestät erst Wochen vorher den Treueid geschworen hatte, dann strupellos die deutsche Republik ausgerusen? Was kann den Herren mein Verzicht da noch bedeuten? Ihr Stil hat sich doch bisher nicht mit derlei Kleinigkeiten abgegeben!

Alber da drängen doch auch andere Erwägungen heran und suchen Behör: Was ist für einen Herrscher und für einen Thronanwärter - für den, der sich als erster Diener eines Staates fühlen barf, für den, der nach den überkommenen Besetzen dereinst den ersten Dienst des Staates übernehmen foll - das wahre Fundament der Rechte, die er übt? Das Herkommen und der ererbte und verbriefte Unspruch allein? Der gewinnt er nicht den wahren Inhalt des lebendigen Rechtes immer aufs neue erst durch das Vertrauen der Nation, die der Führerschaft des Trägers jener Tradition mit Willen folgt? Ist nicht eines ohne das andere halb und leer? Und kann ich an Verfrauen und Zugehörigkeit der Mehrheit aller Deutschen nach unserem Niederbruche - in dieser Stunde tieffter Note und Erniedrigung, in einer Zeit, in der fo viele Sundertfausende mein Bild nicht anders als entstellt, verunglimpft, in einer Verzerrung meines mahren Wesens vor sich seben, ohne weiteres glauben? - Nein!

Soll ich das Schauspiel geben, meiner deutschen Heimat als einer zu erscheinen, der auf einem Recht beharrt, an dem sie ihm vielleicht das Beste: die Liebe, das Vertrauen weigert? Soll ich durch ein starres Bestehen "auf meinem Schein" allen jenen, die im Reiche für den Monarchismus stehen, eine Kampsparole geben — in einer Zeit, in der nach meiner tiefsten Überzeugung das Vaterland von allen, ob sie sich nun zur Nepublik, ob sie sich zur Monarchie bekennen, nur eines fordert: Innere Einigkeit gegen die raffgierigen Gelüste der "Sieger" rings um uns und Arbeit — Arbeit—Arbeit!?

— Wiederum Nein!

Und gibt jemand, der in großer Not zum Wohl des Ganzen den Verzicht auf ein verbrieftes Recht erstlärt, etwas von dem höheren freien Rechte preis, dem Ruf zu folgen, wenn er jemals aus dem Willen der Mehrheit an ihn ergehen sollte? Mein aus Liebe zu dem Vaterlande ausgesprochener Verzicht kann auch für mich kein Makel sein, sondern nur ein Zeugnis dafür, daß ich in einer Schicksalsstunde, in der es, angesichts des inneren Zwiespaltes und angesichts der Feinde draußen, nur darum gehen konnte, die Heimat um jeden Preis vor weiteren Aussplitterungen zu bewahren, die Forderungen, die ihr nußen konnten, begriff.

So gebe ich dem etwas posthumen Wunsche der neuen Regierung nach. Noch einmal: Nicht ihretwillen und nicht, weil ich das, was überkommenes Recht an meiner Stellung ist, durch die Gewalttaten des Umssturzes auch nur als berührt anerkennen wollte. Nein: Weil ich, was an mir liegt, wie nur irgend einer aus dem deutschen Volke, ehrlich dazu helsen will, Zündsstoffe auszuschalten, das Gesunden und Erstarken des so schwer heimgesuchten Vaterlandes zu fördern. Durch Hingaben und Opfer — bis die Stunde kommt, in der auch ich durch schaffende Arbeit neben den Volksgenossen auf unserem Heimatboden wirken kann.

Ind habe die Seiten, die von meiner Fahrt nach Holland und auf die Insel und die von jenen ersten kaum erträglich schweren Wochen reden, wiederum durchblättert. Lebendig blickt mich die Qual dieser Verzgangenheit aus ihnen an.

Und ist doch fern schon - drei Jahre bald!

Aus benen, die mich damals hier mit tiefem Mißtrauen und mit Verschlossenheit und Abwehr empfingen, sind längst Freunde geworden, die mich in ihre kleinen und großen Freuden und Leiden mit eingeschlossen haben, deren schlichter, gerader und gerechter Sinn mir meine Einsamkeit durch viele Zeichen einer treuen Neigung leichter macht.

Und doch, was mir das niederländische Volk in seiner Sastlichkeit auch gab, wie sehr die Stille und die Abgeschiedenheit der Insel mich vielleicht auch zu Vertiefungen und Bereicherungen der Erkenntnis führten — die deutsche Heimat konnten sie mich keinen Augenblick vergessen lassen. Die alte Liebe zu ihr und die Sehnsucht nach dem Vaterlande und seinen mir stammverwandten Menschen sind stark in mir wie je!

Die Stunde, diese Sehnsucht zu erfüllen und diese Liebe in werktätiger Mitarbeit am Ausbau zu bezeigen, ist für mich leider noch immer nicht gekommen, und so bleibt mir nur übrig, sie in Fassung und Geduld, im Widerstehen gegen all die Härte, die mir durch die Entsernung und die Einsamkeit auferlegt bleibt, zu erwarten.

Ich habe auf diesen Blättern das Wichtigste aus meinem bisherigen Leben aufgezeichnet und willentlich nichts Wesentliches dabei übergangen.

Ich bin zu Ende.

Aber ich möchte die deutschen Menschen, die mir auf dem Wege meiner Schilderungen folgten, nicht von mir lassen, ohne ihnen die Wünsche mitzugeben, die mir für sie, für uns alle, für unser heiliges Vaterland, das uns geboren hat und in dem wir wurzeln — mag sein Erdreich nun blühen oder mag es dorren — auf dem Herzen liegen.

Was uns in unserem tiefen Druck und Elend vor allem nottut, damit wir uns wieder zur alten Höhe erheben mögen, ist innige Einigkeit auf dem Boden einer opferwilligen Liebe zum Vaterlande: Nationals bewußtsein — nationale Würde.

Weg mit den verhetzenden Schlagworten, die allen inneren Zwist verewigen und nicht zur Ruhe kommen lassen. Nicht das kann unser Ziel sein, einander immer wieder vorzuwersen, wer nach der Meinung des anderen den Topf zerschmissen hat — einen nenen brauchen wir statt der Scherben! Und irgendwie waren wir Sünder allzumal.

Möge sich jeder, der heute berusen wird, des deutschen Volkes Schickfal an führender Stelle mitzulenken, der ganzen Schwere seiner Pflichten bewußt sein! Möge das so oft mißbrauchte und mißdeutete Wort "Freie Bahn dem Tüchtigen" endlich Wahrheit werden! Nur die Besten gehören an das Steuer! Die erprobtesten Fachkenner, die Tüchtigsten und Härtesten hervor: nicht darum, ob sie von rechts oder von links kommen, ob

sie "Vergangenheiten" haben oder nicht, ob sie Repusblikaner sind oder Monarchisten, Unternehmer oder Ursbeiter, Christen oder Juden, geht die Frage, sondern nur darum, ob sie als ehrliche deutsch fühlende Männer gewillt sind, mit allem ihrem Können als geschlossene Kraft am Ausbaue zu wirken: einig nach innen — stark nach außen!

Gefesselt durch die unserer Dhnmacht aufgezwungenen Retten des unerfüllbaren, verbrecherischen Droffelungsvertrages von Versailles liegt Deutschland seit drei Jahren hilflos darnieder. Hilflos, weil es in innerem Hader seine Kraft verzettelt, weil große Teile unseres Volkes noch immer den Rattenfängermelodien jener Odwarmer ober Odwindler lauschen, die ihnen das Lodlied von der großen Weltbrüderschaft im Paradiese des Internationalismus vorsingen! Wie lange icon? Wie lange noch?! Macht eure Mugen auf und feht um euch: ein einziges Beispiel dafür, daß nur der in Geltung ift, der auf sich hält, daß nirgends eine Bruderhand euch finden will, ist diese Welt ringsum. Geid Deutsche vor allem - und dann noch einmal! Bleibt auf dem harten Boden diefer reichlich realpolitisch aufgezogenen Erde und hebt euch die Romantik für beffere Zeiten auf, in denen ihr Kult weniger verhängnisvoll für das Gange ift.

Glaubt mir: ein deutsches Volk, das sein Parteigezänk begräbt, das sich von dem öden Materialismus
dieser letzten Jahre befreit und das, einig in der Liebe
zu unserem arm gewordenen und doch so herrlich schönen
Vaterlande, mit dem unbeugsam entschlossenen Willen, die Ketten von sich zu streifen, um seine Freiheit

ringt — ein solches deutsches Volk kann seine Fesseln brechen!

Alber Härte mußt ihr zeigen, und mit jener Inbrunst mußt ihr ringen, die nur die eine flammende Sehnsucht tennt: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!

Nicht zur Revanche rufe ich und nicht zu Waffen und Gewalt.

Den deutschen Geist rufe ich auf, den laßt erstarken: denn der Geist schafft die Tat und das Schicks sal, und sinnlos ist das Werkzeug ohne ihn. — Vielleicht, daß dieser Sat der Schlüssel ist zu jenem Schicksal, durch das wir seit einem Menschenalter gingen — und zu dem anderen, in das wir, wenn wir unsere besten Kräfte hart zusammenfassen, als Überwinder aller Gegner schreifen werden.



Unzeigen des Cotta'schen Verlages

Fürst Otto von Bismarck

| Gedanken und | Grinnerungen |
|---|---------------------------------------|
| Reue Ausgabe. | Groß:Oktav. Band 1 und 2. Mit Bild: |
| nis und einem Fat | smile In Halbleinen gebunden M. 90.— |
| in Ganzleinen M. 120.—, in Halbleder M. 200.— | |
| Der dritte Band | In Halbleinen gebunden M. 35 |
| in Ganz | zleinen M. 45.—, in Halbleder M. 65.— |

Volksausgabe. Band 1 und 2. Mit einem Bildnis In Halbleinen gebunden M. 45.—

Unhang zu den Gedanken und Erinnerungen Bwei Bände In Leinen gebunden M. 48.—

Einzelausgaben:

Raiser Wilhelm I. und Bismarck. Mit einem Bildnis des Kaisers und 22 Briefbeilagen in Faksimiledruck In Leinen gebunden M. 24.—

Aus Bismards Briefwechfel

In Leinen gebunden M. 24 .-

Briefe an seine Braut und Gattin

Herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismard. Mit einem Litelbild der Fürstin nach Franz v. Lenbach und zehn weiteren Porträtbeilagen. 7. Auflage

In Halbleinen gebunden M. 65 .-

Ergänzungsband: Erläuterungen und Register von Horst Rohl In Halbleinen gebunden M. 20.—

Briefe an seine Gaffin aus dem Kriege 1870/71. Mit einem Titelbild und einem Brieffaksimile In Halbleinen gebunden M. 10.—

Briefe an seine Braut und Gattin

Auswahl. Mit einem erläuternden Unhange herausgegeben von Eduard von der Hellen. Mit drei Bildniffen In Balbleinen gebunden M. 28.—

Wilhelm I. und Bismard in ihrem Briefwech sel. Auswahl und Erläuterungen von Eduard von der Hellen Geheftet M. g.—

Fürst Otto von Bismark

Reden und Ansprachen des Ministerpräsis denten und Reichskanzlers a. D. Fürsten von Bismarck 1890—1897 Kritische Ausgabe, besorgt von Horst Rohl Gebunden M. 20.—

Bismardreden. 1847—1895 Herausgegeben von Horst Rohl. 7. Auslage, vermehrt durch ein Gedenkwort zu Bismard's 100. Geburtstag In Halbleinen gebunden M. 24.—

Bismard: Erinnerungen des Staatsmis nisters Freiherrn Lucius von Ballhausen Mit einem Bildnis und Brieffaksimile. 4.—6. Auflage mit Register In Halbleinen geb. M. 50.—, in Halbleder geb. M. 110.—

Karl Groos, Bismard im eigenen Urfeil Psychologische Studien. 1.—3. Auflage In Halbleinen gebunden M. 20.—

Erich Marcks, Offo von Bismarck Ein Lebensbild. Mit einem Bildnis. 16.—20. Auflage In Halbleinenband M. 24.—

Emil Ludwig, Bismard Erweiterte Ausgabe mit einem Bildnis. 10.—12. Auflage In Halbleinen gebunden M. 28.—

Staatsminister Adolf von Scholz, Erlebnisse und Gespräche mit Bismarck Herausgegeben von Wilhelm von Scholz. Mit einem Porträt und zwei Brieffaksimiles

In Halbleinenband M. 55 .-

Maria Fehling, Bismarcks Geschichtskenntnis Geheftet M. 25.—

- Generalfeldmarschall Graf von Blumensthal, Tagebücher aus den Jahren 1866 und 1870/71. Herausgegeben von Albrecht Graf von Blumenthal. Mit zwei Bildnissen und einem Brief Kaiser Friedrichs in Faksimiledruck In Leinen gebunden M. 20.—
- Richard Charman, Adolf Fischhof. Das Lebensbild eines öfterreichischen Politikers. Mit zwei Abbildungen In Leinen gebunden M. 20.—
- Friedrich Jungnickel, Kgl. preußischer Eisenbahndirektions : Präsident a. D., Wirkl. Geh. Dberbaurat, Staatsminister Albert von Manbach. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen und deutschen Eisenbahnwesens. Mit einem Bildnis Manbachs und drei Brieffaksimiles In Leinen gebunden M. 16.—
- Dr. A. Mittelstaedt, Der Krieg von 1859, Bismarck und die öffentliche Meinung in Deutschland In Leinen gebunden M. 10.—
- Herman von Petersdorff, Kleist-Rehow Ein Lebensbild. Mit einem Porträt Geheftet M. 8.—
- Aus dem Leben des Wirklichen Geheimen Rats Otto Wehrmann, Ersten vortragenden Rats im Staatsministerium. Blätter der Erinnerung an das Werden des Deutschen Reiches. Mit einem Bildnisse Wehrmanns und vier Brieffaksimiles

In Leinen gebunden M. 16 .-

Eduard von Wertheimer, Der Herzog von Reichstadt. Ein Lebensbild. Nach neuen Quellen. 2., versmehrte Auflage. Mit 6 Lichtdruckbildern und 1 Briefbeilage in Faksimiledruck
In Halbleinenband M. 25.—

Der König

Weg und Wende

Von

Karl Rosner

71 .- 99. Zausend / In Halbleinenband M. 27 .-

Alls Ganzes genommen wird das Buch für die Deutschen, für die Welt schlechth in eine Offenbarung bedeuten. Wer Gelegenheit hatte, dem Raiser während vieler Monate bei zahllosen Gelegenheiten persönlich nahezutreten, der wird nur seine eigene Auffassung — insofern er unbefangen und freigeistig genug war, sich eine solche zu bilden — bestätigt finden. Der Leser möge die seinige aus dem Buche schöpfen. Es ist in der Schilderung der Grundlinien eines überaus verwickelten Seelenphanomens von eindeutiger Klarheit. Walter Bloem im "Lag"

Das Ganze ist wie ein strömendes oder durch äußere Anlässe hervorgelocktes Bekenntnis Wilhelms II., in dem zugleich sein Dasein vorübergleitet, eine Urt Gelbstrechtsertigung, zu welcher der Verfasser wesentlich nur schildernd und ergänzend charakterissierend das Wort nimmt. — Rosners Buch ist zu reich, als daß es in all seinen Beziehungen aufgedeckt werden könnte, der beste Beweis für seine innere Künstlerschaft, die, gleich der Natur, immer wieder neu ausseuchtet. Tägliche Rund schau

Das Buch ist wohl geeignet, Auffehen zu erregen, vermeidet aber in der durchaus vornehmen und feinfühlig taktvollen Darftellung alles, was mit dem Fremdwort Sensation bezeichnet werden könnte. Rein edel denkender Mensch wird das Buch, das auch mit feinem künstlerischen Sinn aufgebaut ist, ohne tiefe Bewegung lesen.
Rölnische Zeitung

Alles ist wirksam aufgebaut, klug gegliedert, die Stimmungen aus den Ereignissen, den Menschen, der Umgebung abgeleitet und verdichtet. Und zwischenhinein in die einsamen qualenden Wartestunden des Königs ziehen die Bilder der Vergangenheit, gibt er sich Nechenschaft vom Wege und vom Ziel. Alles erlebt der Lefer sozusagen unter vier Augen mit dem König allein, und diese Beichte hat menschlich Ergreisendes zur Genüge.

Münchner Reueste Nachrichten

Die Uera Bülow

Eine historisch-politische Studie von Johannes Haller

In Halbleinenband M. 45 .-

Mit historischertisischer Methode untersucht der bekannte Tübinger Historiker die Frage, inwieweit die Politik des Fürsten
Bülow verantwortlich ist für die Entwicklung der Spannungen,
die unter seinem Nachfolger zum Weltkriege führten. Endlich
erfährt hier die Offentlichkeit, wie Deutschland in den zwölf
Jahren der Uera Bülow regiert wurde, und zum ersten Male
tritt die dunkte Gestalt Holsteins, der unter dem vierten Kanzler im Auswärtigen Umte verhängnisvoll einflußreichsten Persönlichkeit, in das helle Licht der historischen Kritik.

Das mit überzeugender Klarheit fesselnd geschriebene Buch ist ein hervorragendes Zeugnis durchdringenden politischen Scharffinns und wird in den weitesten Kreisen berechtigtes Aufsehen erregen.

Der Panslawismus bis zum Weltkrieg

Ein geschichtlicher Überblick von

Dr. Alfred Fischel

In Halbleinenband M. 32.—

Ein wissenschaftliches Werk ersten Ranges. Un der hand außerordentlich gründlicher Studien auf dem weiten Gebiete flamischer Geschichte und Kultur gibt der Verfasser einen geschichtlichen Überblick über diese Bestrebung, die vor dem Kriege bei uns viel zu wenig Beachtung fand, vielleicht, weil es bisher an einem Werke fehlte, wie es uns jest von Fischel beschert worden ist. Es ist wohl das Beste, was bis jest in deutscher Sprache über dieses hochwichtige Problem geschrieben worden ist, dessen Bedeutung für die europäische Politik durch den Ausgang des Weltkrieges eher gesteigert als vermindert worden ist.

